

4 359



71
36



16439

B a b u n a



Unsere Flugzeuge über Afrika.

„Das Arche“ und der „Geist Afrikas“, unsere zwei schönen, leistungsfähigen Sikorsky-Flugzeuge, flogen an die 100 000 Kilometer über Ost- und Mittelafrika, dann den Nil hinauf, über das Mitteländische Meer und das europäische Festland nach London. Jetzt, wo sie wieder in Amerika zurück sind, arbeiten sie noch tadellos. Vern Carstens, unser Flugzeugführer, verstand es meisterhaft, sie stets in bester Ordnung zu halten.

MARTIN JOHNSON

Babuna

100 000 Kilometer im Flugzeug
über Afrikas Dschungeln

*

Mit 102 Abbildungen
und einer Karte



F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

1936

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5165500

Aus dem Englischen (Over African Jungles, New York 1935)
von Dr. Max Müller, Jferlohn



38/
Z 2568

IV 726

Ef 6 II



4359

Einband und Schutzumschlag von Georg Haas, Leipzig

N-445319

NH-64016/TMK

Da anscheinend ein jedes Buch seine Zueignung haben muß, so ist es wohl nur recht und billig, daß ich dies Werk dem Abenteuer widme; denn ohne das sind wir, meine Frau und ich, nun einmal nicht glücklich. Abenteuer waren immer unsere ganze Freude; unser Leben lang haben wir das Ungewöhnliche, das Unbekannte gesucht; stets hat uns das wunderbare Gefühl des Ungebundenseins in Bann gezogen.

So hoffen wir, daß dies Buch allen denen etwas bietet, die nicht in der glücklichen Lage sind wie wir und aus ihrem Beruf ihr Vergnügen machen können — dauernd auf der Jagd nach dem Goldschatz am Fuß des Regenbogens, der sich doch niemals finden läßt; aber was tut's: suchen und finden wir doch ein Leben voll köstlicher Abenteuerfreuden. . .



Inhalt

	Seite
1. Fliegerdusel	11
2. Am Agronet-Wasserloch	27
3. Die Heimat der Staubstürme	44
4. Im Elefantenparadies	61
5. Die Löwen der Serengetisteppe	82
6. An den Sängen des Kenia	101
7. In der Dornbuschsteppe	119
8. Nabuna	140
9. Im Walde der Zwerge	158
10. Heimflug	183
Lichtbildgerät und Ausrüstung	190

Abbildungen

	Seite
Unsere Flugzeuge über Afrika	Titelbild
Safarizelt	16
Lagerzelt	16
Flug ins Gewitter	17
Auf Luftsafari	17
Wah, unser Gibbonaffe aus Borneo	52
Sonnenuntergang	zwischen 52/53
Nairobi aus der Luft	zwischen 52/53
Vern kommt mit Proviant	zwischen 52/53
Izziah, unser Elefantenspürer	zwischen 52/53
Ausladen von Proviant aus Nairobi	53
Kendillefrauen	53
Junges Kendillmädchen	48
Ufer des Rudolfsees	zwischen 48/49
Kratersee	zwischen 48/49
Die ganze Welt	49
Sich sonnende Krokodile	49
Landungsfeld	56
Osa beim Angeln	zwischen 56/57
Über dem Tanafluß	zwischen 56/57
Elefantenherde auf der Wanderung	zwischen 56/57
Ein Paar Topi	57
Die großen Herden	57
Empfang bei den Turkanas	64
Lager am Ufer des Rudolfsees	64
Turkana-Kopfsputz	65
Abschiedstanz der Turkanafrauen	65
Borans	72
Somalimädchen beim Baden	zwischen 72/73
Flamingos am Naivasha-See	zwischen 72/73
Lagerromantik	zwischen 72/73
Vertäuen des Flugzeugs	zwischen 72/73

Jagdtrupp der Masaitrieger	zwischen	72/73
Wir treffen Freunde	zwischen	72/73
Lager im Elefantenlande	zwischen	72/73
Elefanten im Busch	zwischen	72/73
Großes Zebirudel	zwischen	72/73
Flüchtige Löwen	zwischen	72/73
Flüchtige Giraffen		73
Gnus		73
Löwen beim Zebrafchmaus		80
Löwen vor dem Flugzeug		80
Simba		81
Junges Somalimädchen		88
Großes Giraffenrudel	zwischen	88/89
Gnus auf der Serengettisteppe	zwischen	88/89
Der König der Tiere	zwischen	88/89
Eine prächtige Jagdbeute	zwischen	88/89
Löwen am Morgen		89
Eine Löwenfamilie		89
Der Löwe starrt Osa an		96
Der Löwe zieht ab		96
Uchitamutter mit Jungen		97
Lachbyäne		97
Lachbyäne mit Gnus		104
Wir vier	zwischen	104/105
Petri Heil	zwischen	104/105
Lager an den Hängen des Kenia	zwischen	104/105
Ein Anglerparadies	zwischen	104/105
Osas Uchitalieblinge		105
Junge Dame vom Nil		105
Lager in 3000 m Höhe		112
Die schönsten Äffchen		113
Ein junges Leopardeweibchen		120
Gebirgsleopard	zwischen	120/121
Ein Löwe kommt aus seiner Höhle	zwischen	120/121
Schnee am Äquator	zwischen	120/121
Der Gipfel des Kenia	zwischen	120/121
Der alte Hans, der Leitaffe		121
An den Wasserstellen		128
Stagnierendes Trinkwasser		128
Zwei schöne Kerle		129
Der große Pavian		144
Der kleinste Pavian		145
Paviane auf der Flucht		152
Neben dem Wald der Zwerge		152

Schatten in den Wolken	zwischen 152/153
Zehnpersonenflugzeug mit 36 Zwergen	zwischen 152/153
Begensätze	zwischen 152/153
Die glücklichsten Wilden der Erde	zwischen 152/153
Kongo-Elefant	153
Eine Masaifrau	160
Krieger im höchsten Schmuck	161
Äsende Elefanten	168
Der schlafende Dickhäuter	168
Nahaufnahme eines Nashorns	zwischen 168/169
Abschuß eines Nashorns	zwischen 168/169
Das weiße Nashorn	zwischen 168/169
Das schwarze Nashorn	zwischen 168/169
Nashornangriff	169
Warzenschwein im Kampf mit einem Leoparden	169
Afrikas höchster Berg	176
Auf dem Dach der afrikanischen Welt	176
Ein Kikuyu-Dorf	177
Das Zwanzigliterkleinchen	177
Landung bei den Schwarzen	184
Wandernde Elefantenherde	184
Das Tal der Könige	185
Über den Pyramiden	185
Altägyptischer Tempel	192
Tempel am Nil	192
Ansicht von Luxor	195
Karte 1 : 50 000 000	6

Fliegerdufel

In den letzten fünfzehn Jahren haben wir — meine Frau Osa und ich — fünf Forscherfahrten ins Innere Afrikas unternommen, um Lichtbilder von den dortigen Tieren heimzubringen. Wir waren nicht die ersten, die das taten; doch haben wir auf der Jagd nach Tierlichtbildern viele Kilometer Laufbildstreifen belichten können, und wenn wir auch nicht ganz ohne Vorgänger waren, so haben wir doch die ganze Entwicklung unserer Sonderliebhaberei von der „guten alten Zeit“ der Safaris zu Fuß über die Kraftwagenzeit mitten hinein in die der Safaris im Flugzeug miterlebt.

Als wir im Jahre 1920 zum ersten Male afrikanische Erde betraten, war die Kunst, das Arbeitsgelände zu Fuß zu erreichen, bereits recht vervollkommen; wir bewegten uns da in den Fußtapfen unserer Fußgänger. Dutzende Lastenschlepper, Büchsenträger, Boys zur persönlichen Bedienung, Askaris, Köche und dergleichen begleiteten uns auf unserer ersten Safari, und los ging's dann ins „Blaue“, in dem atemberaubenden Tempo von 15, 20 oder 30 Kilometern am Tage — möglicherweise auch einmal 50, wenn es sich besonders leicht marschierte.

Doch schon begann sich der Kraftwagen als wertvoller Helfer in dem unwegsamen Gelände zu erweisen; darum legten wir uns einen Wagenpark zu und fanden zu unserer freudigen Überraschung, daß wir viel größere Entfernungen als je zuvor bewältigen konnten, und zwar bei viel geringerer Zeit- und Kraftvergeudung; auch brauchten wir für unsere Siebensachen viel weniger Eingeborenenboys, die durch die Gegend tobten. Eine Safari im Kraftwagen hielten wir nun freilich für den Gipfel des Erreichbaren; wir halfen selber wacker mit, eine möglichst vorteilhafte Verwendung der Kraftwagen im Gelände auszuklügeln, und vermeinten, Zeit unseres Lebens — solange wir noch an unserm Steckenpferd Freude hatten — müßten wir uns weiter diesen arg schuckelnden, aber leidlich zuverlässigen Fahrzeugen anvertrauen.

Da wurde ich nach der Heimkehr von unserer vierten Afrikafahrt — gegen meine „bessere Einsicht“ — genötigt, mich zu einem eiligen Flug zu bequemen. Ich war erst gar nicht dafür zu haben. Das große Stück leeren Raums, das ich so oft zwischen einer fliegenden „Kiste“ und der festen Erde, über die sie dahinglitt, wahrgenommen hatte, schien für den Fall einer Panne allzusehr der Griffe und Parkplätze zu ermangeln. Im gleichen Augenblick aber schon, wo die brummenden Motoren das große Verkehrsflugzeug von der glatten Anlaufbahn auf dem Flugplatz abgehoben hatten, vollzog sich in mir eine ganz neue Einstellung. Jedes Gefühl von Gefahr verschwand auf der Stelle, und ehe der Flug zu Ende war, kannte meine Begeisterung keine Grenzen; ich mußte unbedingt fliegen lernen. Damals gewann der Gedanke, meine eigenen Flugzeuge mit nach Afrika zu nehmen, noch keine greifbare Gestalt; aber als ich dann fliegen lernte — und besonders als ich Osa herumkriegte, es ebenfalls zu tun — ging mir doch so mancherlei durch den Kopf, und als die „Stadt Newyork“ am 23. Januar 1933 ihre Reise von Newyork nach Kapstadt in der Tafelbucht beendete, da bildeten zwei mächtige Flugzeuge mit abmontierten Tragflächen den augenfälligsten Teil ihrer Deekladung, und die Hauptsache: die beiden Maschinen gehörten uns.

Daß die Vorbereitung einer Forscherfahrt wie der unsern, die etwa anderthalb Jahre durch die unwirtlichsten Gebiete eines so riesigen Erdteils wie Afrika führen soll, eine Kleinigkeit ist, wird bestimmt niemand annehmen. Selbst bei unsern früheren Fahrten gab es schon genug zu überlegen. Ein bißchen Sonntagsknipsen im Park oder am Strand hat mit der Herstellung von Laufbildaufnahmen von Elefanten in Kenia oder Löwen in Tanganjika, dem ehemaligen Deutsch-Ostafrika, überhaupt keine Ähnlichkeit mehr. Aber erfordern die Vorbereitungen zum Kurbeln an sich schon allerhand Arbeit, so galt das in erhöhtem Ausmaß, als die Kinobesucher zu ihren Bildern den Ton zu verlangen begannen. Hätte ich bei meinen ersten Laufbildarbeiten gleich lernen müssen, all das Gerät richtig zu bedienen, das man für den Tonfilm braucht, dann hätte ich wohl doch lieber gedankt und einen einfacheren Beruf erwählt; ich wäre eher Steinklopfer geworden. Nun hatte ich mir aber, als der Tonfilm aufkam, schon ein gut Teil der Geheimnisse des Kurbelkastens angeeignet, und wenn mir auch erst angst und bange wurde, so riß ich mich doch zusammen und erlernte auch etwas von der Wissenschaft des Tonfilms. Aber dann hatten Osa

und ich, als sei beides noch nicht genug, außerdem noch fliegen gelernt und nun zwei gewaltige Sikorsky-Wasserlandflugzeuge nach Afrika verfrachtet, um damit — ohne Scherz! — unsere Aufgabe zu „vereinfachen“. Nun bildeten in der guten alten Zeit — das heißt 1920 und noch etwas danach — Osa und ich die ganze Reisegesellschaft. Natürlich hatten wir Lastenschlepper und Köche sowie Büchsen- und Kameraträger, bis ihre Zahl schließlich mehr oder weniger an eine Kompanie Infanterie heranreichte; doch handelte es sich da um Diener, für die unser Wort Gesetz war. Jetzt aber, mit Kameras (noch dazu einer ganzen Reihe, deren Linsen allein an die 80 000 Dollar wert waren), Tonfilmgerät und zwei großen Flugzeugen, hätten Osa und ich allein bald mit der Karre im Dreck gefessen, wenn ich diesen Ausdruck in bezug auf unsere tausenderlei verzwickten Gerätschaften brauchen darf.

Wir brauchten also unbedingt Hilfe von Sachleuten. Als daher Osa und ich in Kapstadt an Land gingen und zusahen, wie die Kräne unsere Flugzeuge auf den Kai absetzten, hatten wir sechs Begleiter, ohne die ein Unternehmen wie das unsere unmöglich hätte zum guten Ende geführt werden können.

Unsere Reisegesellschaft bestand also außer uns selbst noch aus Vern Carstens und Boris Sergievsky, zwei überaus tüchtigen Gliedern; Al Norway, einem Flugzeugmonteur der Sikorsky-Werke; Arthur Sanial und Robert Moreno, denen wir die Knifflichkeiten unseres Tonfilmgeräts überließen; endlich Hugh Davis, der mir im Arbeitsraum behilflich sein sollte. Das war gewiß ein ziemlicher Fortschritt gegenüber den Fußsafari-tagen von 1920.

Nun glaube man aber ja nicht, daß es uns zwei prächtige Flugzeuge und sechs prächtige Helfer, wie wir sie besaßen, ermöglicht hätten, ohne weitere Mühe als das Anlassen der Motoren Nairobi im fernem Norden und Osten zu erreichen. In Wirklichkeit brauchten wir zwei aufgeregte, verdrießliche, mühselige, kostspielige Wochen, ehe wir so weit waren, daß wir die Motoren anlassen und zum Abflug einsteigen konnten. An den meisten Schwierigkeiten und Verzögerungen war freilich nur der südafrikanische Amtschimmel schuld, doch darum blieben es doch Schwierigkeiten und Verzögerungen. Was aber die Kosten angeht, so knöpfte man mir über 500 Dollar für die Genehmigung ab, die Flugzeuge vierundzwanzig Stunden lang auf dem Kai zu lassen, und wenn die andern Gebühren auch nicht ganz so happig waren, so zeichneten sich doch nur wenige durch bescheidene Höhe aus.

Doch möchte ich nicht weiter von solchen nüchternen Einzelheiten reden; denn wir traten ja nun die wundervollste, abenteuerlichste Forscherfahrt an, die wir in über zwanzig Jahren fesselndster Unternehmungen haben leiten dürfen.

Wenn man sich eine Karte heranholt und die Strecke von Kapstadt in Südafrika nach Nairobi in der britischen Kolonie Kenia mißt, so kommt man wahrscheinlich zu dem Schluß, die Entfernung bewege sich so um 8800 Kilometer herum. Das ist aber ein Irrtum. Für die Luftlinie mag das einigermaßen stimmen; aber schwerbepackte Sikorsky-Wasserlandflugzeuge mit einem unersättlichen Benzin hunger spielen ständig nicht nur nach Landeplätzen aus, sondern nach Landeplätzen, in denen ihre ganz persönliche Marke Flugzeuggeschwindigkeit zu haben ist. Bedenkt man nun außerdem, daß Afrika nur von Asien an Größe übertroffen wird und daß ein Vergleich des Inneren etwa mit den Ländern an der Donau doch ein bißchen abwegig ist, dann wird einem klar werden, daß unsere Flugstrecke wahrscheinlich doch nicht so gerade war wie die bewußte Schnur. Statt 8800 Kilometer mußten wir jedenfalls 7000 fliegen, um nach Nairobi zu gelangen, das in den kommenden anderthalb Jahren unser Hauptstützpunkt sein sollte. Und wenn weiter das Fliegen über Südafrika sich auch kaum vom Fliegen über Europa unterscheiden mochte, so mußten wir ja auch Betschuana-land, Nord- und Südrhodesien, einen Zipfel des belgischen Kongo, das frühere Deutsch-Ostafrika und Kenialand überfliegen, und das war denn doch sowohl in Hinblick auf die Entfernung wie auch die Natur der Landschaft ein wenig anders als ein Flug über Belgien, Holland und Deutschland.

Aber der große Tag kam heran, und Vern und Boris verkündeten, zum ersten Sprung sei alles bereit. Osa und ich waren ganz aus dem Häuschen, und unsere „Kisten“ waren der reine Staat. Wir hatten das große zehnsitzige Flugzeug, das ich „Osas Arche“ getauft hatte, mit Zebrastrifen bemalen lassen, während der Fünfsitzer, der den Namen „Geist Afrikas“ führte, wie eine Giraffe angestrichen war; beide sahen so funkelneue aus, als verließen sie eben die Fabrik.

Wir rollten vom Flugplatz Kapstadt bei Tagesanbruch los — Osa und ich in der großen Maschine mit Kapitän Sergiewsky am Steuer und mit Davis und Norway als weiteren Fluggästen. Vern Carstens führte das kleinere Flugzeug, mit Moreno und Sanial als Begleitern. Moreno besitzt den Sportsführerschein und durfte daher

Carstens von Zeit zu Zeit ablösen; Osa und ich konnten es ebenso mit Sergiewsky halten. Es ging freilich nur die ersten zwanzig Minuten glatt, und als wir Nairobi erreichten, da lag außer den 7000 Kilometern ruhiger afrikanischer Luft doch noch allerlei anderes hinter uns.

Südafrika ist natürlich ein hochkultiviertes und wohlentwickeltes Land, aber es ist auch zerklüftet und gebirgig. Unten im Südosten, über den wir Gott sei Dank nicht zu fliegen brauchten, erreichen die Berge eine Höhe von 3000 und 3500 Meter, aber sonst liegen die Spitzen nicht über 2600 Meter. In großen, unregelmäßigen, terrassenartigen Stufen führen diese Berge von der Küste hinauf zu dem riesigen Tafelland des Innern, das in Transvaal ganze 1800 Meter über Seehöhe liegt und schon wenige hundert Kilometer hinter Kapstadt 1200 Meter erreicht. Dann ragen auch noch gewaltige flachkluppige Berge unvermittelt aus dieser großen Hochfläche auf, und unregelmäßige Täler zerschneiden sie in fast allen Richtungen. Man ersieht hieraus, daß das Gelände dem Flieger schon Kopfschmerzen machen kann. Zu der bedeutenden Höhe des Landes, das wir überflogen mußten, kam nun noch, daß wir sogleich mitten in Nebel hineingerieten, als wir die erste große Hochstufe von Hügeln und Bergen erreichten, keine halbe Stunde nach unserm Abflug von Kapstadt.

Nun ist das Fliegen im Nebel über eine Kette unbekannter Berge alles andere als angenehm, und als die „Decke“ immer niedriger wurde, während die Berge vor uns gleichzeitig immer höher aufragten, begann sich Boris ganz natürlich nach einem Ausweg umzusehen. Wir waren so mit Vorräten und Ausrüstungsgegenständen bepackt, daß wir nur für sieben Stunden Benzin mitführten, während Carstens im kleineren Flugzeug sogar nur für fünf Stunden eingedeckt war.

Immer wieder versuchte Boris durchzustößen, aber der Nebel hüllte ihn nur um so dichter ein. Die andere Maschine verloren wir dann in den Nebelfetzen ganz aus den Augen, und Boris mußte sein Flugzeug schief legen, wenden und noch einmal in die klare Luft, aus der wir gekommen waren, herniedergehen. So flogen wir längs des Randes jener Wolkenbank hin und zurück und versuchten hier und dort, uns hindurchzutasten; doch erst als wir fünfzig Kilometer an ihrer Front entlang herumgesucht hatten, vermochte Boris einen Weg zu finden, und zwar auch nur in niedrigem Flug durch einen Paß.

Aber kaum hatten wir Zeit, uns zu beglückwünschen, da brach der Nebel schon wieder über uns herein. Wir konnten nichts sehen als den

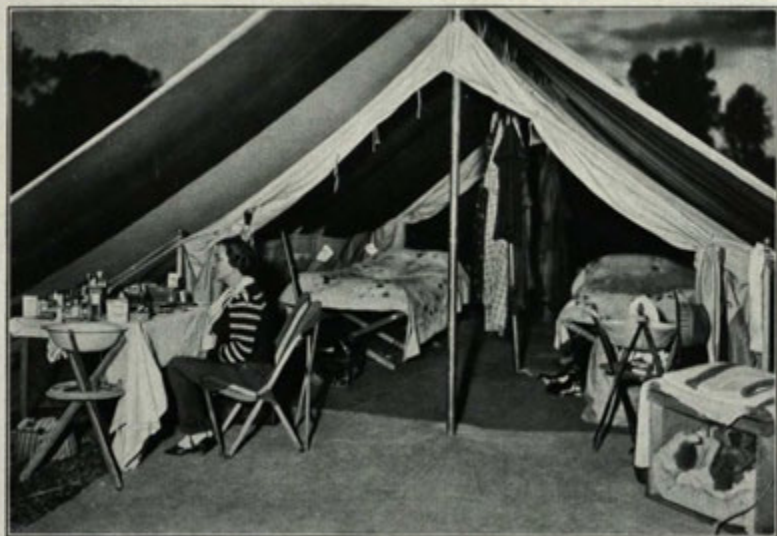
grauen Brodem. Vern und sein Flugzeug verschwanden ganz und gar, und ich will ruhig zugeben, daß Osa und mir angst und bange wurde. Wir hatten zu Boris felsenfestes Vertrauen, und keinen Augenblick lang bangten wir um uns. Aber unsere blitzblanken neuen Maschinen, die erst vor kurzem auf dem Flugplatz noch so schmuß und fehlerlos ausgesehen hatten — wie gemein, wenn sie zu Kleinholz werden sollten!

Eine halbe Stunde lang waren wir völlig und hoffnungslos im Nebel verloren. Die ganze Zeit fragten wir uns, was uns wohl die nächsten Minuten bringen würden, und zerbrachen uns auch den Kopf darüber, was in aller Welt wohl Vern und der andern Maschine zugestoßen sein mochte. Da erschien urplötzlich ein schönes Tal unter uns, und hinter uns tauchte Vern auf, als sei es die einfachste Sache der Welt, durch einen so scheußlich dicken Nebelbrei zu fliegen.

Aber wenn sich auch der Nebel unter uns verzogen hatte, so hing er er uns doch noch schwer zu Häupten, und plötzlich verloren wir Vern. Wir waren mittlerweile fast fünf Stunden in der Luft, und wenngleich unser Flugzeug noch Benzin hatte, so mußte sich Verns Vorrat allmählich dem Ende zuneigen. Das war eine verheufelte Geschichte; doch wir flogen wacker weiter, den niedrighängenden Wolken möglichst aus dem Wege gehend, so gut es ging, bis wir dann schließlich den Flugplatz bei dem Städtchen Victoria West zu Gesicht bekamen. Bei der Landung erwartete uns schon eine Botschaft, die Vern für uns fernmündlich durchgegeben hatte. Er hatte etwa 180 Kilometer hinter uns in der Stadt Beauford West notlanden müssen, um zu tanken, und ehe wir im Gasthaus des Städtchens zu Mittag gespeist hatten, traf Vern ein. Wir hatten trotz des Nebels etwa 550 Kilometer geschafft und atmeten erleichtert auf, als wir dem Wetterbericht entnahmen, daß der Himmel vor uns klar war. Doch selbst so flogen wir nur weitere 400 Kilometer bis Kimberley und ließen es damit für den Tag genug sein.

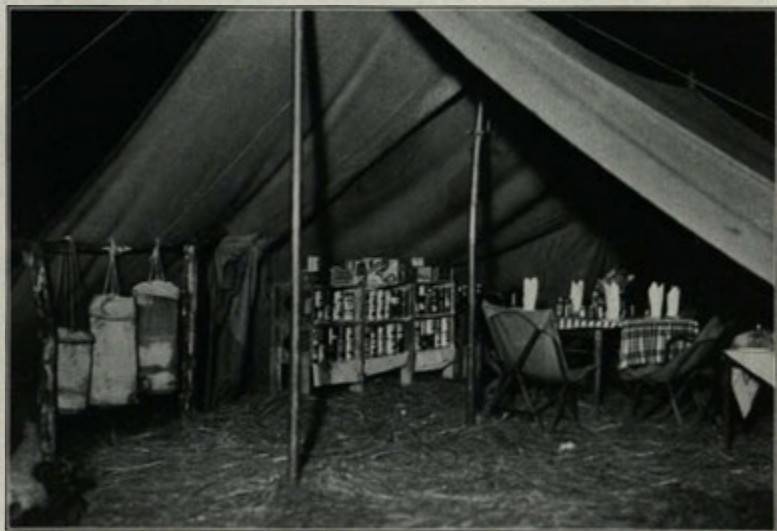
Am nächsten Morgen bewältigten wir noch vor 10 Uhr die 500 Kilometer bis Pretoria, mußten aber da niedergehen, um Ausbesserungen vorzunehmen. Unser Öl erhitze sich so arg, daß wir drei Tage damit verbrachten, Ölkühler einzubauen, ehe wir nach Pietersburg und Bulawayo weiterflogen. Wir verloren Vern an jenem Tage von neuem; denn sein Flugzeug lag niedriger als das unsere, und irgendwo in der Nähe des Limpopoflusses blieb er hinter uns zurück.

Wir landeten in Bulawayo, und alsogleich stellte sich Vern ein; aber als wir nach Salisbury abflogen, verloren wir ihn schon wieder.



Safarizelt.

Oba unter der Veranda unseres Safarizeltes. Es besteht aus einem gewöhnlichen Zelt mit einem zweiten Zeltdach über dem Ganzen, so daß dazwischen kühle Luft umlaufen kann. Im Hintergrund befindet sich ein besonderer Baderaum. In der Kiste sieht man Wah, der sich anwickelt, schlafen zu geben.



Küchzelt.

Im Vordergrund sieht man die Wasserkühler aus Segeltuch. Infolge der Verdunstung fühlt sich das Wasser darin $3-4\frac{1}{2}$ Grad unter die Lufttemperatur ab. Unsere Lebensmittelboxen enthalten alle Genüsse Europas und Amerikas.



Flug ins Gewitter.

Daß unsere Maschinen Wasserlandflugzeuge waren, bedeutete für uns eine große Annehmlichkeit, wenn wir felsiges Gelände in der Nähe großer Wasserflächen überflogen. Wir zogen dann immer die Näder ein, um für eine Notlandung gerüstet zu sein.



Auf Luftsafari.

Opa und ich an Bord von „Geiß Afrika“.

Wir landeten gerade bei Dunkelwerden auf dem Flugplatz und warteten nun auf Vern. Es wurde dunkler und dunkler, und noch immer keine Nachricht von Vern. Petroleumleuchten wurden ausgesteckt; aber es waren nur sechs an der Zahl, und sie reichten nicht aus, allzuviel von jener Gegend Rhodesiens zu erhellen. Osa und ich fragten uns, wie Vern den Platz überhaupt zu finden vermöchte. Weitere Zeit verstrich; es wurde noch dunkler; nur die sechs flackernden Feuer kennzeichneten den Flughafen; da hörten wir seinen Motor. Wir konnten das Flugzeug nicht sehen, obwohl wir gleich darauf seine Lichter erkannten. Er flog einige Male in geringer Höhe über den Flugplatz, doch schien es nicht möglich, daß ein Flugzeugführer auf dem unbeleuchteten Platz eine Landung fertigbrachte. Und doch kam er herunter und rollte in die Halle hinein, als sei eine Landung auf fremden, unerhellten afrikanischen Flugplätzen wieder einmal eine bloße Spielerei.

Mittlerweile hatten wir 2500 Kilometer von Kapstadt zurückgelegt und die Grenze des besiedelten Landes erreicht. Wir waren über schönes Ackerland geflogen, aber jetzt steuerten wir entschieden der Wildnis zu; der Sambesi lag gerade vor uns. Uns wurde langsam bewußt, daß wir endlich das Afrika erreicht hatten, das uns vertraut war, und Osa holte ihre Angelsachen hervor; sie schlug vor, wir sollten auf dem Fluß wässern. Wir deckten uns sogar mit frischem Proviant ein, um gegen die Möglichkeit eines mehrtägigen unfreiwilligen Aufenthalts gewappnet zu sein.

Ohne daß wir es ahnten, hatte sich der Wettergott gegen uns verschworen. Außerdem kamen wir keine Stunde hinter Salisbury schon ins Gebirge; und ein waschechtes Gebirge war es; gewaltige, zackige Felszinnen, mit engen, gewundenen Tälern dazwischen, die manchmal nicht viel mehr als Schluchten darstellen. Nicht das leiseste Anzeichen einer Wohnstätte war zu sehen, und ein unmöglicheres Gelände für eine Flugzeuglandung dürfte schwer zu finden sein. Dann erblickten wir ganz unerwartet den Sambesifluß — aber nicht in der Nähe einer Stelle, wo er nach der Karte hätte sein müssen. Als ob das nun nicht genug gewesen wäre, ballten sich die Wolken um uns zusammen. Immer wieder versuchten wir, uns den Weg über sie hinweg zu bahnen; aber sie wurden immer dichter, und dann begann es zu regnen.

Eine Stunde lang flogen wir den Fluß hinauf und hinunter und versuchten vergeblich, eine Besonderheit im Gelände zu finden, die

uns Aufschluß geben konnte; aber es war hoffnungslos. Wir hatten uns verflogen — das stand fest —, aber außerdem war uns Vern mit dem andern Flugzeug verlorengegangen. Wir waren mit Brennstoff für nur fünf Stunden gestartet, und die Zeit verstrich. Dabei wurde das Wetter immer scheußlicher. Boris vertiefte sich in die Karte, die ich ihm vor die Nase hielt; ich versuchte sie ebenfalls zu ergründen, obwohl ich nicht das geringste ausmachen konnte, das mir etwas sagte.

Auf einmal schwenkte Boris ohne ersichtlichen Grund ab und flog vom Fluß weg. Was er eigentlich erblickt oder geraten oder sich überlegt hatte, weiß ich bis heute nicht; aber mein Vertrauen zu ihm war grenzenlos, und weder Osa noch ich redeten ein Wort. Jedenfalls hatten wir schon gesehen, daß er nicht auf dem Fluß wassern konnte. Der war viel schmaler, als wir erwartet hatten, und obendrein das krummste Gewässer, das man sich vorstellen kann. Da war anscheinend nichts anderes zu machen, als daß man irgendwo sonst einen Notlandeplatz ausfindig machte.

Wir waren nun schon über vier Stunden in der Luft und hatten nicht mehr für eine volle Stunde Brennstoff mit, als wir auf einmal eine Eisenbahn sahen. Die war wenigstens auf unserer Karte. Jetzt durften wir lächeln, und das taten wir auch. Wir glitten über einen winzigen Bahnhof und versuchten, den Namen zu lesen, freilich ohne Erfolg. Weiter ging der Flug. Wieder ein Bahnhof, und noch immer kein Erkennungszeichen. Aber nun begann der Himmel sich aufzuklären. Das wog sicher zu unsern Gunsten, aber ein Blick auf unsere Benzinuhr schuf uns neue Sorgen. Der Zeiger stand auf Null, und noch immer kein möglicher Landeplatz in Sicht. Sehen konnten wir jetzt tadellos, aber von der Stadt Broken Hill war nicht das mindeste zu erspähen. Die besaß einen Flugplatz, das wußten wir. Jeden Augenblick erwarteten wir, daß die Motoren stotterten und aussetzten, doch noch flogen wir weiter. Das Land unter uns war bewaldet und uneben; wir konnten uns gut ausmalen, wie wir jeden beliebigen Augenblick in die Bäume abstürzten. Nur Boris war frohen Muts; er brachte es irgendwie fertig, zu lachen und zu scherzen, um unsere Gedanken von der verfluchten Benzinuhr abzulenken.

Da tauchte Broken Hill auf. Noch einen Augenblick, und Boris hatte die große Maschine in einer sauberen Dreipunktlandung aufgesetzt, und da standen ja auch Vern und die andern; sie waren vor uns ein-

getroffen! Wir waren kaum gelandet, da fing Boris an, die Benzinbehälter zu untersuchen. Er lachte, als er den Brennstoffvorrat gemessen hatte.

„Na“, meinte er, „für zehn Minuten hätte es noch gereicht!“

Man sollte annehmen, solch ein Erlebnis hätte unserer Begeisterung etwas Eintrag getan; aber am andern Morgen in aller Herrgottsfrühe waren wir schon wieder auf dem Flugplatz; wir konnten es gar nicht erwarten loszufliegen; war doch der Himmel klar und lag doch Mpela, wie man uns angab, nur drei Stunden entfernt. Höchstwahrscheinlich hätten Herr Sikorsky und das amerikanische Verkehrsamt, Abteilung Luftfahrt, unsere Belastung nicht gebilligt. In der großen Maschine befanden sich außer uns fünf Menschen ein Dutzend vollgefüllte Handkoffer, ebenso viele Kisten mit Proviant, Luftbildkammern, eiserne Kation, ein paar Büchsen, reichlich Lesestoff und außer allerlei sonstigem Krimskrim noch ein sechster Fluggast in Gestalt Wahs, unseres zahmen Gibbonaffen aus Borneo. Wah war am flugbegeistertsten von uns allen. Er hatte eine närrische Freude daran, aus den Fenstern zu schauen und die Landschaft vorübergleiten zu sehen. Er machte sich nie Sorge ums Verfliegen, und Kleinigkeiten wie leere Benzintanks bekümmerten ihn nicht. Wenn er nicht aus den Fenstern stierte, bettelte er um Futter oder ging von einem zum andern, um sich streicheln zu lassen, oder er hockte auf dem Steuerrad und sah zu, wie Boris das Flugzeug lenkte. Als es von Broken Hill wieder weiter ging, waren wir andern ebenso froh wie Wah.

Alles klappte ausgezeichnet. Wir hatten für eine dreistündige Strecke Benzin für fünf Stunden mit, und das Wetter konnte nicht besser sein. Wir fanden die Berge und Wege, die auf der Karte verzeichnet waren, und wähten uns vor jeglicher Mißbilligkeit völlig sicher.

Wir folgten einer Straße, die wir unter uns sehen konnten, und hofften, vor Ablauf der drei Stunden in Mpela zu landen; aber bald merkten wir, daß Straße und Karte nicht zusammen stimmten. Drei Stunden verstrichen, und Mpela tauchte nicht auf. Vier Stunden. Immer noch nichts von Mpela. Vern war lange achtern unserm Blick entschwunden; denn die große Maschine war schneller; als jedoch nach vier Stunden unser Bestimmungsort immer noch nicht erschien, begannen wir uns zu fragen, wo wir eigentlich waren. Wir machten kehrt, um zu versuchen, den einen oder andern Wegweiser in der Land-

schaft zu finden. Pech! Das Land unter uns war ein einziges Gewirr von Bergen, tiefen Schluchten und kleinen Flußläufen. Hier und da erschien wohl auch ein Eingeborenendorf, doch da war nichts, was wir auf der Karte festlegen konnten; nirgends zeigte sich ein Morgen freier Fläche, auf der wir hätten landen können. Der Benzinstandmesser sank auf Null, und wieder einmal lauschten wir gespannt auf das Rötzen der Motoren, das uns bedeuten würde, daß der Flug zu Ende sei. Natürlich wußten wir aus der Erfahrung des Vortags, daß Null auf der Uhr in Wirklichkeit ein wenig über Null bedeutete — daß eine Kleinigkeit Brennstoff noch da war. Aber ich kann versichern, daß es weder heiter noch in angenehmer Weise spannend ist, in einem solchen Flugzeug dazusitzen und nun mit einem Auge einen Zeiger zu beobachten, der einen leeren Benzintank meldet, und mit dem andern aus den Fenstern zu schauen, hinab auf scheinbar endlose Berge und Schluchten, Felsen und Bäume und Klippen, zwischen denen eine glatte Landung ein Ding der Unmöglichkeit war.

Eine Minute nach der andern verrann, und mit jeder Umdrehung unserer dröhnenden Motoren wußten wir, daß unser kläglich magerer Brennstoffvorrat sich erschöpfte. Am Tage vorher waren wir, nachdem die Benzinuhr auf Null gestanden hatte, vielleicht noch acht oder neun Minuten lang geflogen und dann mit noch ein wenig Benzin in den Tanks gelandet — genug, so hatte Boris gemeint, um noch weitere zehn Minuten in der Luft zu verweilen. Als aber nun die Minuten verstrichen, überlegte ich, ob wir wirklich noch die acht oder neun Minuten nach dem Nullstand geflogen oder ob wir nicht ein Opfer unserer Einbildungskraft gewesen waren. Und hatte Boris tatsächlich genau gemessen; war wirklich noch Brennstoff für volle zehn Minuten übrig, als wir gelandet waren? Wenn diese beiden Annahmen stimmten, dann mochten wir uns noch achtzehn oder neunzehn Minuten in der Luft halten. Lag es aber anders, dann mußten jeden Augenblick die Motoren nachlassen und aussetzen, und wir würden hinunter müssen zwischen die schroffabfallenden, windungsreichen Täler und Schluchten da unten oder auf einen jener steilen, felsigen Berghänge oder hinein in die Bäume, die hier und da gruppenweise herumstanden. Fünf Minuten vergingen, und noch immer dröhnten die Motoren munter weiter, während Wah, völlig unbekümmert um die drohende Gefahr, von seinem Sitz auf dem Steuerrad herunterkletterte, um es sich auf meinem Schoß gemütlich zu machen. Ich bes

achtete ihn nicht; er aber schnatterte leise und wollte geliebt werden. Ich streichelte ihn ein- oder zweimal, blickte wieder auf den Benzinstandmesser und starrte durchs Fenster auf die endlose Wildnis uns zu Füßen.

Zehn Minuten vergingen, und selbst Boris fand es immer schwerer, seinen Schwall drolliger, witzelnder Bemerkungen nicht stocken zu lassen. Wah war jetzt bei Osa; sie streichelte ihn wortlos und dachte an wer weiß was. Wir wurden mit jeder Minute aufgeregter, seltsamerweise aber gleichzeitig immer ruhiger. Kein überspanntes Getue — kein Wort der Furcht — keine Heldenspielerei. Wir saßen einfach still, sprachen dann und wann ein Wort, beobachteten aber besorgt die bewegungslose Benzinuhr und starrten aus den Fenstern.

Fünfzehn Minuten vergingen. Es war erstaunlich, wie lange diese Viertelstunde gedauert hatte, aber wenn uns die Zeit auch wie eine Ewigkeit vorgekommen war und wir mit etwa 100 Stundenkilometern flogen, so schienen wir doch so langsam und ziellos durch die Luft zu schweben wie eine Löwenzahnfloke. Die Berge und Schluchten und Täler glitten so langsam unter uns vorüber, daß ich an einen Zeitlupenfilm denken mußte, und wenn sie auch ständig wechselten — ganz langsam freilich —, so hatte ich doch den seltsamen Eindruck, als seien sie in Wirklichkeit immer dieselben und änderten nur die Gestalt, so wie einem etwa an einem stürmischen Tage die Wellen des Meeres erscheinen.

Ich hatte angenommen, neunzehn Minuten würden unerbittlich das Ende unseres Benzinvorrats bedeuten, und ich beobachtete gespannt die Uhr auf dem Schaltbrett, wo der Zeiger sich nun der neunzehnten Minute näherte. Dichter und dichter kroch er heran, und noch immer brummt die Motoren. Die neunzehnte Minute kam und ging. Die zwanzigste Minute kam. Anderthalb Minuten lang, glaube ich, ließ ich den langsam vorrückenden Minutenzeiger nicht aus den Augen. Aber ich konnte ihm nicht länger zusehen. Ich schaute auf und blickte aus dem Fenster. Einen Augenblick hinderte mich das helle Licht da draußen am klaren Sehen, aber beim Blinzeln vermeinte ich, einen Lichtschein in der Ferne wahrzunehmen. Wieder blinzelte ich und schaute hin. Da war ganz gewiß irgend etwas. Ich langte nach dem Fernglas und schaute hindurch; ich brachte es irgendwie fertig, ganz ruhig zu Boris zu sprechen.

„Da drüben ist ein See, Boris“, bemerkte ich.

Er blickte rasch nach der Richtung, die ich zeigte, nickte gleichmütig und änderte den Kurs der Maschine hin zu dem See, der jetzt ziemlich klar zu erkennen war.

Er lag wohl zehn, elf Kilometer entfernt, als ich ihn zuerst wahrnahm — vier Minuten Flugzeit vielleicht. Aber hatten wir Brennstoff für vier Minuten? Auch für drei Minuten mochte das Benzin zur Not reichen; denn wir konnten eine gewisse Strecke im Gleitflug schaffen. Möglicherweise langte auch ein Vorrat für nur zwei Minuten. Aber wir hatten nun bereits einundzwanzig Minuten von einem Vorrat gezehrt, den nur meine kühnsten Träume als für neunzehn Minuten reichend erachtet hatten. Doch die Motoren hatten auch nicht einen einzigen Augenblick Miene gemacht zu streiken. Die einundzwanzigste Minute verstrich. Einundzwanzigeinhalb! Wie langsam wir von der Stelle zu kommen schienen! Zweiundzwanzig! Der See lag jetzt nicht mehr weit ab und schien mindestens drei Kilometer breit und fünf oder vielleicht sechs lang zu sein.

Ich habe sicher den Atem angehalten. Es ging jetzt nur um Sekunden, die entschieden, ob wir das Wasser erreichten und sicher niedergingen oder ob die Motoren streikten und wir dicht vor der Rettung Bruch machten.

Sicherlich war nunmehr das Benzin aufgezehrt. Doch immer weiter ging unser Flug, und schließlich befanden wir uns nach den längsten Minuten, die ich je erlebt habe, tatsächlich über dem Wasser. Wie schön uns der See vorkam! Was für ein Gewässer es eigentlich war, wußten wir nicht. Wir konnten es nicht auf der Karte finden. Es lag zweifellos Dutzende — vielleicht Hunderte — Kilometer von jeder Tankmöglichkeit entfernt, aber das machte uns nur wenig aus. Wir konnten sicher landen — das stand endlich fest —, und wenn nötig konnten wir am Ufer tage- oder wochenlang zelten, während wir Benzin kommen ließen.

Boris setzte das Flugzeug auf dem glatten Wasser ab, und da gewahrten wir eine Gebäudegruppe am oberen Ende des Sees. Wir wollten auf sie zu, und als unsere Kiste die Nase in das Köhricht steckte, das den Uferstreif kennzeichnete, sahen wir Dutzende und aber Dutzende Eingeborene auf uns zu laufen; ein Weißer und eine weiße Frau folgten ihnen.

Ich muß gestehen, das erste, was mir in den Sinn kam, war

Rider Haggards Erzählung „Alan Quatermain“. In Haggards Geschichte erreichen freilich der Held und seine Gefährten ihren See in Innerafrika durch einen unterirdischen Fluß, während wir zu unserm durch die Luft gekommen waren. Sie fanden außerdem ein ganzes Volk von Weißen mit einer schönen Hauptstadt voller Marmorbauten, während wir nur einen einzigen Weißen und seine Frau antrafen, wenn auch ihr Heim, wie sich gleich herausstellte, gut zu Haggards Schilderung gepaßt hätte. Was unsere Augen zu schauen bekamen, schien allerdings fast so seltsam wie nur etwas in einem Abenteuerroman.

Die Dame und der Herr, die uns begrüßten, waren Oberstleutnant Stewart Gore-Browne und seine Gattin. Als der Oberst seinen Abschied vom britischen Heer genommen hatte, waren beide in diesen entlegenen Winkel Afrikas gekommen und hatten sich eine Villa erbaut, die selbst drüben in England aufgefallen wäre. Es war tatsächlich eigentlich mehr ein Schloß, an dem sie nun schon fünf Jahre gebaut hatten und für dessen wirkliche Fertigstellung sie noch weitere zwei Jahre ansetzten. Es liegt etwa 180 Kilometer von jeder Stadt entfernt, enthält fünfunddreißig Zimmer und ist ein so gemütliches Heim, wie man sich nur wünschen kann.

Sie hatten natürlich unsere Motoren gehört, ehe wir wasserten, und da sie nicht wußten, daß unsere Maschine ein Wasserflugzeug war, hatten sie gemeint, wir würden alle ertrinken, als sie uns auf den See niedergehen sahen.

Der Oberst und seine Frau entpuppten sich als ganz prächtige Menschen. Sie luden uns im selben Augenblick, wo wir an Land stiegen, zum Mittagessen ein, und als wir erzählten, daß wir mit fast unserm letzten Tropfen Brennstoff gelandet waren (der Tank war tatsächlich trocken, und nur ganz wenig war noch in den Betriebsleistungen), beeilte sich der Oberst, uns mitzuteilen, er könne uns genug für den Rückflug nach Mpela zur Verfügung stellen, das wir verfehlt und überflogen hatten. Er erzählte, bei einer andern Gelegenheit habe ein Flugzeug auf einem seiner Weideplätze notlanden müssen; der Flieger habe eine Woche warten müssen, bis ein Botengänger sich auf den Weg machte und Brennstoff geschickt wurde. Da hatte der Oberst beschlossen, für den Fall, daß so etwas noch einmal vorkam, sich einen Vorrat Fliegerbenzin hinzulegen. Nach dem Essen, wo Osa und ich beim Oberstleutnant und seiner Gattin blieben, startete daher Boris mit dem geborgten Benzin und flog nach Mpela,

wo er Carstens vorfand, der sich den Kopf zerbrach, was uns zugesprochen sein mochte. Als die beiden Flugzeuge getankt hatten, kehrten sie zurück und landeten auf einem Platz, den der Oberst für solche Notfälle hatte herrichten lassen.

Wir verbrachten die Nacht an dieser so verträumten, gastlichen Stätte und flogen am andern Morgen nach Mbeya im früheren Deutsch-Ostafrika, dem heutigen Tanganjika, weiter, in der festen Absicht (die wir noch jetzt hegen!), eines Tages wiederzukommen, um diese prächtigen Menschen in ihrem herrlichen Heim erneut zu besuchen. Von der Zeit an, wo wir Kapstadt verlassen hatten, waren wir über eine Gegend geflogen, die wir noch nicht kannten. Wir haben jahrelang in Afrika gelebt; aber unsere ganze Liebe galt der Tierwelt jenes Erdteils, und so kam es denn, daß wir uns auf die Landstriche beschränkten, wo sich recht viele Tiere finden. An dem Tage nun, wo wir von jenem Heim abflogen, das sich Oberst Gore-Browne und Gemahlin dort an ihrem weltabgeschiedenen See erbaut hatten, landeten wir in Tanganjika und spürten wieder einmal, daß wir auf vertrautem Boden standen. Manches liebe Mal hatten wir Tanganjika aufgesucht. Unsere Kraftwagen hatten uns oft von Nairobi in das Löwental jener Gegend geführt, und ich hatte Tausende von Metern Filmstreifen ringsum auf den Ebenen Tanganjikas belichtet. Nun sollten wir darüber hinweg fliegen, Nairobi und das einzige Dauerheim, das wir je besessen haben, nur eine kurze Flugstrecke hinter uns.

Wir erreichten Mbeya noch vor Mittag, etwas besorgt um Vern, denn wir hatten ihn unten auf einem Platz neben einem Eingeborenen-dorf gesehen. Zwar hatte er heraufgewinkt, alles sei in bester Ordnung; aber erst als er uns wieder eingeholt hatte, erfuhren wir, daß er gelandet war, um den Weg zu erfragen. Er hatte auch das Glück gehabt, einen Eingeborenen aufzugabeln, der genügend Englisch sprechen konnte, um ihm Bescheid zu sagen.

Kurz vor Dunkelwerden erreichten wir Dodoma, fanden aber zu unserer Bestürzung, daß der Flugplatz sich in einen regelrechten See verwandelt hatte. Dazu war die Beleuchtung schlecht, und wir konnten nicht genau feststellen, wie tief eigentlich das Wasser war. Hier und da standen längs der glatten Fläche des Sees schwarze Flecken deutlich aus dem Wasser heraus; ob es sich aber um Felsen oder um Schlamm handelte, konnten wir nicht erraten. Hin und her flogen

wir über den Platz und überlegten, ob wir eine Landung auf unsern Rädern oder auf unserm Bootsrumpf versuchen sollten. Es war alles recht entmutigend, aber schließlich raffte sich Boris zu einem Entschluß auf, ließ die Räder herunter und probierte die Geschichte. Wir gingen nieder, es gab einen schwachen Ruck, und sogleich spritzten mächtige Schlamm- und Wasserfluten in hohem Bogen in die Weite. Im Nu war unser Flugzeug buchstäblich mit Schlick bepflanzt. Die Fenster waren damit besudelt. Die Tragflächen waren beschmiert, und das Leitwerk troff. Wir rutschten schlimm dahin, und große Garben Dreckwasser flogen empor. Aber endlich kamen wir zum Halten, und Vern folgte unserm dreckigen Beispiel; Schaden hatten wir nicht gelitten; nur mit dem makellosen Aussehen unserer Maschinen war es vorbei.

Nun befanden wir uns in Wirklichkeit dicht bei unserm Zuhause. Wir fanden am andern Morgen einen trocknen Teil des Platzes und rollten bei Sonnenaufgang los. Fast gleich darauf sichteten wir eine Büffelherde, und ich spähte gespannt hinaus, um zu sehen, wie ein Flugzeug auf sie wirkte. Es sind stolze Tiere, diese afrikanischen Büffel; sie fürchten nichts — das heißt: nichts, was sie verstehen. Aber was vermochte eine solche Herde gegen so einen Riesenvogel auszurichten, als der ihnen unser Flugzeug erschienen sein muß — gegen einen Vogel noch dazu, der einen Lärm machte wie ein halbes Dutzend brüllende Löwen und der gestreift war wie ein Zebra? Sie versuchten, Front zu machen, und doch, gegen ein so ungewöhnliches Ungetüm, das da plötzlich lärmend über ihnen aufgetaucht war, getrauten sie sich's nicht. Sie stampften den Boden. Sie zögerten. Sie machten lebrt und wurden flüchtig; einen Augenblick darauf stürmten sie wild davon. Aber da hatten wir auch schon bereits sie überflogen und verschwanden brummend in der Ferne. Ich wandte mich um, sie zu beobachten, und sah, wie sie langsamer rannten. Nun hielten sie an und schauten sich um, stampften noch einmal auf und wunderten sich zweifellos, was das eigentlich war, das da mit solchem Krach und in solcher Eile gekommen und gegangen war.

Das gleiche habe ich seitdem noch manchmal beobachtet, wie ich es an jenem Morgen zum erstenmal sah. An jenem Vormittag sah ich auch Herden anderer Tiere sich etwa ebenso benehmen — Bongonias (Kuhantilopen), Zebras, Giraffen. Was sich die Zebras und Giraffen wohl gedacht haben, als sie zwei riesige, polsternde Vögel sahen, die das gleiche bunte Kleid zur Schau trugen wie sie selbst?

Aber nun gab es fast zu viel zu schauen; denn jedes Tal, jeder Hügel, jeder Berg waren alte Bekannte von uns. Da lagen die Ebenen, wo die freundlichen Löwen hausen, die wir geknipst hatten. Weit weg gen Osten ragte die gewaltige, schneegekrönte Gestalt des schönen Kilimandscharo auf. Fast neben uns glitt der Longidoberg vorüber, und dort vor uns lag die Athi-Steppe, einst die Wunderwelt des Tierlebens. Dann nahmen wir das Funkeln der Sonne auf den Schienen der Strecke von Mombasa nach Nairobi wahr. Wie manches Mal waren wir die Strecke herauf und hinunter gefahren, seit wir vor zwölf kurzen Jahren zum erstenmal nach Afrika gekommen waren!

Jetzt zeigte sich Nairobi auf der Ebene — wir flogen über die Stadt und wiesen unsern Gefährten ihre wohlvertrauten Landmarken auf. Wir umkreisten den Flugplatz, und Boris drückte das große Flugzeug hinunter. Es rollte und bockte: wir hielten; die Motoren schwiegen. Plötzlich umgab uns eine jubelnde, lachende Menge — Freunde, Bekannte, Fremde; alle überboten sich, uns wieder willkommen zu heißen — willkommen in der Heimat. Der amerikanische Konsul begrüßte uns; Kraftwagen ratterten aus der Stadt; man hatte uns beim Vorübergleiten erkannt.

Wir stiegen glückstrahlend aus dem Flugzeug und machten uns auf den Weg zu unserm Hause in Muthalga draußen vor Nairobi. Wie schön sah es aus, mit all unsern alten Boys, die vor Jahren unsere Siebensachen auf jenen langen, langsamen Fußsafaris geschleppt hatten und von denen nun einige die Gärtner und Diener und Ruheständler in diesem unserm Heim in Afrika darstellten.

Da waren wir also wieder einmal — bereit, die größte von all unsern Safaris anzutreten — die märchenhafteste, allerglücklichste unserer vielen Forscherfahrten ins Blaue. Was konnte sich ein Mensch mehr ersehnen als Freunde, ein Zuhause und die Arbeit, die uns auf der Welt am meisten Befriedigung schafft? Dazu besaßen wir nun noch zwei prachtvolle, tüchtige Flugzeuge, die uns näher an unsere Arbeitsstätte heranbringen sollten, als es uns je möglich gewesen war. Es schien uns beinahe, als gehörte uns der Zauberteppich aus dem Märchen, und wir könnten ihn nun nach Herzenswunsch in der afrikanischen Wunderwelt verwenden.

Am Agronet-Wasserloch

Nach unserm Eintreffen in Nairobi dauerte es noch zwei Monate, ehe wir so weit waren, daß wir aufbrechen konnten. Es gab buchstäblich hunderterlei zu erledigen, ehe wir startbereit waren: eine Flugzeughalle mußte auf dem Landeplatz in Nairobi gebaut, Bildkamern mußten gereinigt, ausgebessert, eingerichtet und geprüft werden, ebenso die Linsen; und unzählige Arbeiten mannigfacher Art drehten sich um unser Tonfilmgerät. Dann galt es auch, unsere Pläne und die Verteilung unserer Vorräte auszuarbeiten, bevor wir uns in die Wildnis aufmachten; denn Flugzeuge brauchen Benzin, auch in Afrika, obwohl es nur wenige Plätze in jenen Breiten gibt, wo welches zu haben ist. So mußten wir dafür sorgen, daß es vorausgeschickt wurde. Genau so wie Roy Chapman Andrews oft Ersatzreifen sowie Benzin- und Ölvorräte durch Kamelkarawanen in die Wüste Gobi gesandt hat, damit seine Kraftwagen bekamen, was sie brauchten, so bedienten wir uns aller unserer Beförderungsmittel, um einmal dafür zu sorgen, daß Landeplätze zur Verfügung standen, wo die Natur nicht entsprechende Vorsee getroffen hatte, und zweitens, daß Benzins, Öl- und sonstige Vorräte in diesen Gegenden für uns greifbar waren.

In der Woche nach unserer Ankunft in Nairobi lehrten sowohl Boris Sergievsky wie Al Norway in die Vereinigten Staaten zurück; sie waren nur mitgekommen, um uns zu helfen, unsere Flugzeuge nach Nairobi zu bringen. Wir übrigen indes schuften früh und spät an den endlosen Verrichtungen, den großen und den kleinen, die unbedingt nötig waren, wenn unser Unternehmen irgendwelchen Erfolg haben sollte.

Vor Jahren hatten Osa und ich ein Fleckchen Erde hoch im Norden von Nairobi entdeckt, das wir seitdem immer hatten nochmals aufsuchen wollen. Wer sich die Mühe nimmt, einen Blick auf die Karte von Britisch-Ostafrika — heute amtlich Kenia genannt — zu werfen, der findet, daß ein langer und verhältnismäßig schmaler See, der Rudolfsee, sich von der abessinischen Grenze aus etwa 280 Kilometer nach

Süden erstreckt und daß sich ein Tal, von der zerklüfteten und unwegsamem Kette der Matthäusberge und dem ebenso unwegsamem Adotagebirge umsäumt, noch viele Kilometer weiter südlich vom Rudolfsee hinzieht. Die Breite dieses Tals schwankt sehr; an manchen Stellen beträgt sie 15, 20, 25 Kilometer. Zahllose Nebentäler münden ein; es ist mit seinen eigenen Hügeln und Bergen besät, und an einer Stelle, etwa in der Mitte seiner Längsrichtung, verengt es sich zwischen hochaufragenden Schroffen, die sich so herandrängen, daß es kaum mehr als 200 Meter breit ist. Diese Stelle liegt schätzungsweise 110—130 Kilometer südlich vom Rudolfsee; sie hatten wir bei unsern Vorbereitungen ganz besonders im Auge.

Man muß bedenken, daß dieser Teil Afrikas keine Jahreszeiten in unserm Sinne kennt. Statt Winter und Sommer, Frühling und Herbst hat der Eingeborene des Keniagebiets nur die Trockenzeit und die Regenzeit. Die Wanderungen des Wildes werden durch diese Tatsache auch stark beeinflusst, und da es uns um das Wild ging, mußten wir unsern Plan entsprechend aufstellen.

Nun hatten wir bei unsern früheren Besuchen dieser schmalen Stelle in dem großen Tal eine Menge Anzeichen dafür gefunden, daß das Tal als ganzes eine Art Wanderstraße für zahllose Elefanten darstellt, und wir hatten uns überlegt: wenn sie auch ausschwärmen und in fast jedes Seitental abwandern und sogar das höherliegende Land im Norden und Süden der schmalen Stelle erreichen mochten, so würden doch die meisten von ihnen — oder wenigstens ein sehr großer Teil — im natürlichen Verlauf ihrer Wanderungen zwischen den hohen Felswänden hindurchziehen, die das Tal an jener besonderen Stelle so stark einengten. Was wäre dann aber wohl schöner, so dachten wir, als an Ort und Stelle zu sein, wenn sie kamen, und, falls uns das Glück hold war, ein wahres Elefantenmeer zu filmen, das durch den Engpaß flutete? Soweit war alles schön und gut. Der Haken an der Sache war nur, daß die Wanderungen in der Regenzeit stattfinden, und ich kann versichern, daß das Reisen in Afrika in dieser Jahreszeit kein Vergnügen darstellt, wenn man so meilenfern von Straßen und Wegen ist wie an jenem Ort. Es blieb uns also nur übrig, vor dem Regen dorthin zu gelangen, ein Dauerlager zu errichten, einen Flugplatz anzulegen, der nicht zum Morast wurde, wenn der Regen einsetzte, und im übrigen alles für das Filmen der zahllosen Elefanten vorzubereiten, die zu beobachten wir so erpicht waren.

Aus denselben Erwägungen heraus durften wir nicht an der Stelle selbst lagern; das hätte möglicherweise die natürlichen Bewegungen der Elefanten gestört. Infolgedessen wählten wir eine uns bekannte Stelle, die den Namen Agronet führte und die etwa 18 Kilometer nördlich vom Paß lag, 100 oder 110 Kilometer vom Rudolfsee entfernt.

Ich möchte nun nicht etwa den Eindruck erwecken, als ob dieser Platz darum, weil er einen Namen führt, noch sonst etwas aufzuweisen hat; das ist nämlich nicht der Fall. Er hat darum einen Namen, weil in einer Gegend, die in der Trockenzeit so ausgedörrt und trocken wird wie Staub, sich dort eine kleine Ansammlung von Quellen findet, die stets, ganz gleich, wie lange der Regen auch auf sich warten läßt, ihre kleinen Wassergerinnsel weiter entströmen lassen.

Diese Quellen sollten uns nun in doppelter Hinsicht dienlich sein. Sie sollten unser Lager mit Wasser versorgen, und gleichzeitig lockten sie ja die Tiere der Nachbarschaft herbei, ehe die Regenfälle einsetzten und die Elefanten, auf die wir es hauptsächlich abgesehen hatten, zu wandern begannen. Außerdem konnten wir den Paß, wenn wir in solch geringer Entfernung davon unser Lager einrichteten, ohne allzu große Schwierigkeiten erreichen, und zwar ohne Gefahr, daß die gewöhnlichen Bewegungen der wandernden Tiere gestört wurden.

Alle diese Pläne überdachten wir in Nairobi sorgsam; da aber ein Landeplatz in Agronet zu den Dingen gehörte, die Mutter Natur einzurichten vergessen hatte, mußten wir einen Trupp vorausschicken, der einen solchen anlegte. Wenn die Entfernung auch nur etwa 650 Kilometer beträgt, so handelte es sich doch um 650 Kilometer durch Gelände, das der Straßen und eine beträchtliche Strecke sogar der Wege ermangelt. Wenn wir also auch später auf dem Luftwege mehrmals nur dreieinhalb Stunden brauchten, so beschloßen wir nunmehr doch, der Kraftwagenabteilung zwei Wochen für den Hinweg einzuräumen, sowie eine weitere Woche für das Ausreißen des Gesträuchs und die Beseitigung der Unregelmäßigkeiten aus unserm zukünftigen Privatflugplatz in diesen höchst unkultivierten Breiten. Wir ließen überdies einen Windsack aufhängen, der uns bei der Landung helfen sollte; gewisse auf dem Platz ausgelegte Zeichen sollten uns, wenn wir darüber flogen, angeben, ob man gerüstet sei, uns zu empfangen, oder nicht, sowie im letzteren Falle, wann es soweit sei.

Wir hatten uns in der Tat die größte Mühe gegeben, alles sorgfältig auszutüfteln; als wir daher fast genau zwei Monate nach un-

ferm Eintreffen in Nairobi von Kapstadt in aller Herrgottsfrühe aufstanden, in unsere große zweimotorige Maschine einstiegen und Kurs Agronet losrollten, klappte alles glänzend. Osa und ich kannten das Land, über das wir flogen, unsere Karten waren gut, die Frühmorgenuft war herrlich zum Fliegen, und drei Stunden und zwanzig Minuten später umkreisten wir unsern neuen Flugplatz, auf dem wir das große weiße Kreuz erkennen konnten, das uns angab, wir könnten landen. Nieder ging's in einer von Verns sauberen Dreipunktlandungen, und wir waren endlich so weit, daß wir die Arbeit beginnen konnten, die uns nach Afrika gelockt hatte.

Lange Erfahrung hatte uns die Kunst gelehrt, ein tadelloses Lager zu bauen, und wir machten uns gleich daran. Die Kraftwagenabteilung hatte Unmengen Baubedarf herangeschafft. Wir hatten noch mehr im Flugzeug mitgebracht, und in ein paar Tagen hatten es Osa, Vern Carstens, Sanial, Moreno, Davis und ich nebst unsern 13 Boys aus Nairobi so gemütlich, wie man sich es nur wünschen konnte. Die Hauptschwierigkeit lag in der Tatsache, daß die Wasserlöcher verschiedene Kilometer entfernt waren, einen vielgewundenen, verzwickten, felsigen Weg hinauf, und daß infolge einer ungewöhnlichen Trockenzeit jedes andere Wasserloch auf viele, viele Kilometer in der Runde ausgetrocknet war. Das hätte sich für uns nur vorteilhaft auswirken können, wenn nunmehr nicht die Samburu- und Rendillestämme der Gegend mit Tausenden von Kamelen, Schafen und Ziegen ständig die gleichen Wasserlöcher besucht hätten. Den ganzen Tag lang kam ein langsam einhermarschierender Zug das Tal herauf, und den lieben langen Tag rückte ein anderer langsam des Weges ziehender Heerhaufen getränkten Viehs wieder talwärts ab, sich dabei hier und da seitwärts wendend, um das bißchen Weide abzugrasen, das noch da war, ehe es wieder hin zum Wasser ging. Jeder Hirt suchte alle drei Tage das Wasserloch auf; aber sie waren zu so vielen, und ihre Herden waren so zahlreich, daß kaum eine Stunde an irgendeinem Tag verstrich, ohne daß die Scharen der endlosen, blökenden, klagenden Zeile ständig sich bewegender Herden weiter anwuchsen.

Gleichwohl hatten wir uns alles lange und sorgfältig überlegt und ließen uns von einer so dummen Schwierigkeit wie dieser noch nicht ins Bockshorn jagen. Wir bewogen ein paar Männer des Rendillestamms, sieben ihrer Kamele Wasser für unser Lager schleppen zu lassen, und da wir wußten, daß die Hirten das Wasserloch nachts

schön in Ruhe lassen würden, um ihre Herden um so besser vor den Löwen und Leoparden zu schützen, stand uns während der dunklen Stunden der Ort für unsere eigenen Zwecke zur Verfügung. Es stellte sich nun heraus, daß wir eigentlich doch Glück hatten; denn wenn die Eingeborenen ihr Vieh kilometerweit ringsumher zu dieser besonderen Stelle bringen mußten, so waren ja die wilden Tiere eines mindestens ebenso großen Bezirks genötigt, sie ebenfalls aufzusuchen. Außerdem wurden sie den ganzen Tag über durch die nie ausbleibende Schar der Hirten und Herden von der Tränke ferngehalten, und so stellten sie sich in immer größerer Zahl nachtsüber ein.

Noch ehe wir mit der Arbeit zu Ende waren, das Lager wunschgemäß einzurichten, merkten wir, daß wir einen Platz gewählt hatten, wie er kaum besser hätte sein können. Die Tiere waren nicht nur zahlreich, sondern umfaßten auch jede örtlich vorkommende Art. Wie immer waren die Antilopen besonders reichlich vertreten. Ständig sahen wir ein paar größere und viele kleinere Kudu (Schraubenantilopen), wie sie von dem Laub auf den unwegsamen Berghängen ringsum ästen oder uns aus der Ferne bräugten, die anmutigen Häupter aufgeworfen, daß die schönen Schraubengewinde ihres Gehörns sich gegen die Felsen abzeichneten. Chapman-Tigerpferde waren häufig da, und ihr Gebell — sie röhren nicht, trotz ihrer Verwandtschaft mit dem gemeinen Esel — war ständig vernehmbar. Grevy-Zebras waren auch immer in der Nähe — viel größere und stattlichere Tiere als ihre gemeinen Vettern; sie vermochten mit der ganzen Inbrunst eines amerikanischen Maultiers zu röhren. Giraffen erschienen dann und wann in der Ferne; ihre absonderlichen Häupter regten sich nicht, wenn sie über die verkrüppelten Bäume äugten, und ihre Beine schienen allen Gesetzen der Kräftelehre Trotz zu bieten, wenn die Tiere bei unserm Herankommen flüchtig wurden. Elefanten tauchten dann und wann truppweise auf. Büffel waren fast dauernd in Herden von 30 oder 40 Tieren vertreten, und Nashörner — nun, die häßlichen, bössartigen Gefellen waren manchmal schon recht ungemütlich zahlreich.

Löwen gab es nicht allzu viele; aber keine Nacht verstrich ohne ihr durch die Lüfte rollendes Gebrüll; ab und zu sahen wir sie auch tagsüber, während es von Leoparden nur so wimmelte und wir Hyänen, Schakale, Warzenschweine und kleineres Getier überall antrafen.

Das Wasserloch, das ziemlich weit oben in den felsigen Bergen lag, bot keinen allzu guten Lagerplatz; aber etwa fünf Kilometer das

gewundene Tal hinunter lag ein kreisrunder, mehr oder weniger ebener Platz von zwei, drei Kilometer Durchmesser, wo wir in einiger Entfernung von dem Steig, auf dem die eingeborenen Hirten ihre endlosen Herden trieben, unsere Zelte aufschlugen. Im Norden vor uns ragten die Hügel und Berge schroff auf. Nach Süden hin, hinter der ausgedörrten Fläche dieser Rundbühne, stiegen die Berge wieder an, das Tal verengte sich, bog um und fiel ab, bis es sich etwa elf Kilometer vom Lager zu einem wirklich flachen Gelände weitete, auf dem unser Flugplatz angelegt worden war. Wir mußten daher ständig vom Flugplatz zum Lager und vom Lager zum Wasserloch wandern, von Pirschgängen nach allen möglichen Richtungen gar nicht zu reden.

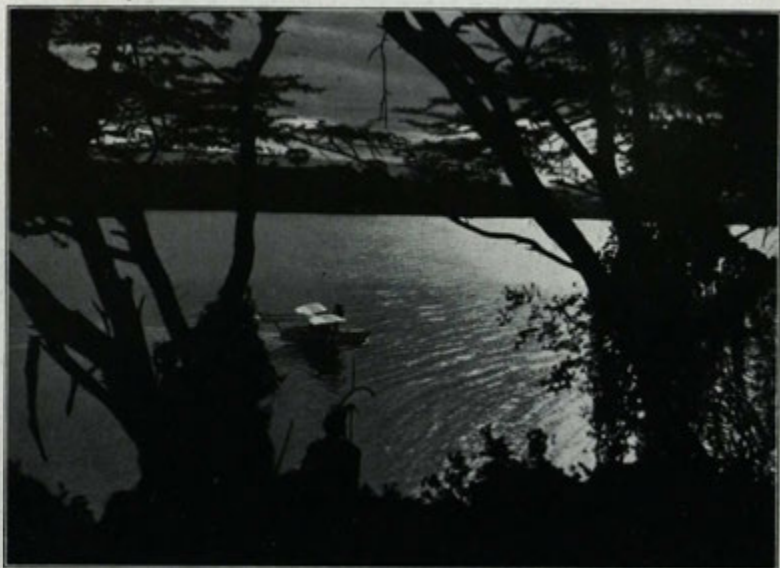
Wir begannen insofgedessen bald, die vor uns liegenden Möglichkeiten zu erkennen; wenn wir freilich so schmählich unaufmerksam gewesen wären, sie nicht zu sehen, hätte uns schon Voculy darauf hingewiesen, der uns auf jeder unserer Afrikafahrten begleitet hatte und der der allertüchtigste Elefantensährtenfucher ist, den ich je getroffen habe — einer der besten, möchte ich glauben, den die Welt je gesehen hat. Elefanten waren Voculys Stärke; darauf war er geeicht; aber er hatte auch etwas los, wenn es sich um Tiere jeder andern Art handelte, und war ein wandelndes „Handbuch des Wissens“ auf allen verwandten Gebieten. Tatsächlich hatte er uns davon abbringen wollen, daß wir so viel Zeit mit der Anlage unseres Flugplatzes verschwendeten, und fast stündlich an jedem Tage stürzte er mit den (seiner Meinung nach) allerdringendsten Nachrichten herein und bestand darauf, wir sollten unsere Arbeit liegenlassen und die Gelegenheit beim Schopfe fassen, dies oder jenes oder etwas anderes zu knipsen.

Wir indessen erwarteten eigentlich jeden Augenblick den Regen; wenn er allzu früh einsetzte, mußte unser Flugplatz so schlammig werden, daß ein Start unmöglich war. Auch gab es noch sonst allerhand zu erledigen. Davis war geschäftig, Bildlammern längs der Wege aufzustellen, damit die hin und her wechselnden Tiere einen Draht berührten und sich abkonterfeiten. Sanial arbeitete ständig an dem Tonfilmgerät herum und weihte Moreno eifrig in dessen Geheimnisse ein; denn dieser sollte es bedienen, wenn Sanial in „die Staaten“ heimkehrte. Insofgedessen vertrösteten wir Voculy, bis er schließlich anscheinend die Freude an seiner allerpersönlichsten Aufgabe zu verlieren begann, dieser so wichtigen Aufgabe, immer die Augen für die Tiere offenzuhalten, die wir filmen wollten. Darum durfte er mich eines



Wah, unser Gibbonaffe aus Borneo.

Wir fausten Wah vor der Abfahrt von Newyork, kurz nachdem man ihn von einem Dampfer aus Borneo an Land gebracht hatte. Er machte unsere ganze Safari mit und hatte viel Spaß an den Flugzeugen; er lernte den Ton einer Maschine in der Luft unterscheiden; noch heute schaut er hinauf und winselt, wenn ein Flugzeug durch die Lüfte zieht. S. 19.



Sonnenuntergang.

Sonnenuntergang am Naivasha-See in Britisch-Ostafrika. Die afrikanischen Wilden bestaunen verwundert dies fliegende Heim der weißen Menschen.



Nairobi aus der Luft.

Ein neuzeitlicheres und schöneres Städtchen dürfte sich kaum auf Erden finden. Es befißt jetzt ausgezeichnete Theater, Gasthäuser, Läden und städtische Gebäude. S. 26.



Vern kommt mit Proviant.

Vern trifft in unserm Lager in „Agronet“ ein, während ich hinlaufe, um das Neuste zu hören. Wir legten diese Landungsfelder in ganz Afrika an, wozu dreizehn Schwarze manchmal vier Stunden, manchmal sieben Tage brauchten. S. 55.



Izziab, unser Elefantenspürer.

Opa führt unserem Elefantenspürer Izziab einen Handschellenwerfer vor.



Ausladen von Proviant aus Nairobi.

Vern ist eben mit einer frischen Ladung Silber und Proviant aus Nairobi gelandet. Bei einem solchen Bild frage ich mich immer wieder, wie wir auf früheren Safaris ohne Flugzeuge auskommen konnten! S. 55.



Nendillefrauen.

Jeden Tag kamen die Nendillefrauen zu unserem Lager nach Ngronet, um unsere „Vögel“ in Augenschein zu nehmen. Sie staunten darüber, daß wir wie die Vögel flogen, wollten aber nie erfahren, wie das eigentlich zuging. S. 58.

schönen Tages doch hinführen, wo es etwas zu photographieren gab, und als ich erst einmal Blut geleckt hatte, überließ ich den Flugplatz mehr und mehr unserm Vern und widmete mich dafür der Aufgabe, die Tiere zu beobachten und sie abzubilden. Vern unternahm dann und wann Flüge nach Nairobi oder Archers Post oder dem Kasimis-Wasserloch (wo wir ein paar Vorräte versteckt hatten), um dies oder jenes heranzuholen. Die Boys ebneten den Weg zwischen Lager und Flugplatz ein bißchen ein. Unsere beiden Rendilleschwarzen und ihre sieben Kamele machten zweimal am Tag die Hin- und Herreise zur Wasserstelle, um das kostbare Naß zu holen, während Osa, Sanial, Moreno, Davis und ich uns der Tierlichtbildnerei widmeten (mit, wie es in der Filmsprache heißt, natürlichem Ton).

Um diese Zeit etwa geschah es, wenn ich mich recht entsinne, daß Vern Carstens eines Nachmittags zu unserm Versteck am Kasimis-Wasserloch hinflug, um dort das Flugzeug vollzuladen und die Nacht zu verbringen; denn er wollte erst am andern Tag zurückkommen. Es ging auch alles planmäßig; er traf in Agronet etwa eine Stunde nach unserm Morgenimbiß ein. Aber statt von einem alltäglichen, ereignislosen Flug zu berichten, brachte er eine Geschichte mit, die ich nicht unter den Tisch fallen lassen kann.

Er war, so berichtete er uns, früh genug angekommen, um die Vorräte an Bord zu nehmen, um derentwillen er vor Dunkelwerden ins Flugzeug gestiegen war, worauf er sich die Mahlzeit bereitet und, da er müde und allein war, beschlossen hatte, sich frühzeitig zur Ruhe zu begeben. Der Himmel war völlig klar, und Vern stellte auf dem Sand unter einem Flügel des Flugzeugs sein Feldbett auf, rollte seine Decken aus und stieg hinein. Die Tierlaute, die er hörte, waren wenig aufregend, und weil er die Maschine auf dem Sand fünf, sechs Kilometer entfernt vom Wasserloch selbst geparkt hatte, nahm er an, daß die Tiere wahrscheinlich nicht herbeikommen würden.

Mit diesem trostreichen Gedanken hatte er sich insgedessen alsbald schlafen gelegt und blieb zum Glück auch mehrere Stunden unbelästigt. Mittlerweile war indes der Mond bis zu einem Punkt ziemlich zu seinen Häupten emporgeklettert und erleuchtete die sandige Umgebung des Wasserlochs mit gespenstischer Tageshelle. Dieser Teil seiner Beschreibung stimmt ganz mit meinen eigenen Beobachtungen am selben Ort zusammen, wo Osa und ich oft gelagert haben. Ich kenne keinen Platz, wo das Mondlicht heller strahlt.

Aber nun wurde, um die Geschichte weiterzuerzählen, Vern von einem Laut aufgeschreckt, der in jenem Augenblick das Loszischen von Abdampf aus dem Auspuffrohr einer Lokomotive zu sein schien. Lokomotiven hatten seines Wissens aber noch nie die mondbeschienenen Sandflächen des Lasimis-Wasserlochs aufgesucht, wie Vern sich beim Erwachen klar machte. In jenem Augenblick freilich hat sein schlaftrunkenes Gehirn den Laut wahrscheinlich nicht weiter zu deuten versucht. Statt dessen richtete er sich jählings auf und starrte über die Sandfläche, wo sich jeder Gegenstand fast mit der Klarheit des Tageslichts abhob. Da stand nun ungemütlich nahe — vielleicht 30, 40 Meter ab — ein gewaltiges Nashorn, für Vern so deutlich erkennbar wie nur irgendein Heuschaber. Um auch gar keinen Irrtum aufkommen zu lassen, entsandte das Tier bei dem Geräusch, das der sich aufrichtende Vern machte, sein dröhnendes Prusten ein zweites Mal und kam ein paar Schritte näher, ehe es stehenblieb und ein drittes Mal schnaubte.

Nun haben Osa und ich viele Erlebnisse mit Nashörnern gehabt. Wir sind Dutzenden, Hunderten der bössartigen Gefellen überall in Britisch-Ostafrika und sonst begegnet. Sie sind jahrelang um uns herumgetrabt, haben uns angeschnaubt und bedroht, und wir wissen, welche Möglichkeiten ernstest Gefahr in ihren mächtigen, runzligen Leibern sowie in ihren Säbelhörnern schlummern. Aber wir sind ihnen stets gegenübergestanden, wenn wir bewaffnet und insolgedessen mehr oder weniger imstande waren, uns zu wehren. Aber da war nun Vern — allein auf einem Lagerfelddbett, vor sich ein prustendes Nashorn, das anscheinend Lust hatte, ungemütlich zu werden. Außerdem war es das erste Nashorn, dem Vern begegnet war, und seine Büchse befand sich dummerweise im Flugzeug. Zu allem Unglück zeigte sich ein zweites, nur wenig kleineres Nashorn im Mondlicht nicht weit hinter dem ersten.

Nun war sich Vern wahrscheinlich nicht darüber klar, daß er in einem Punkte Dufel hatte. Wie bereits erzählt, hatte er sein Lager unter einer der Tragflächen des Flugzeugs bereitet, und insolgedessen verdunkelte ihn der Schatten des Flügels ein wenig. Die Augen eines Nashorns sind nun nicht gerade die allerbesten, und so hat wahrscheinlich der schnaubende alte Kämpfe, wo der Mondenschein alles ringsum so erhellte, unsern Vern gar nicht gesehen und statt dessen die viel sperrigere Masse des Flugzeugs wahrgenommen. Doch Verns Witterung und die andern der Maschine entströmenden Düste fielen dem Nashorn und seinem Kumpan auf die Nerven, wenngleich selbst ein solcher Dick-

häuter das regungslose Flugzeug mit dem im Schatten ganz oder fast unsichtbaren Vern vielleicht doch als einen zu mächtigen Gegner angesehen haben mag.

Jedoch Vern verstand sich nicht auf die Nashornseele; selbst wenn er an den Schutz gedacht hat, den ihm der Schatten bot, mag er doch — und ganz mit Recht — überlegt haben, daß ein Schatten bestenfalls doch etwas recht wenig Handfestes darstellt, um damit ein paar Tonnen händelsuchender Nashörner zu schrecken, die auf ihrem häßlichen Windfang mit einem Sechzigcentimeterhorn bewehrt waren, das durchaus imstande war, selbst durch den Kumpf des Flugzeugs Löcher zu reißen.

Da saß nun also Vern, von den beiden Decken und dem Schatten geschützt, während das Nashorn schnaubte und vorwärts trottete, anhielt, aufstampfte, ein paar Schritt zurückwich und unter ständigem Schnauben im Kreise herumtrabte. Das zweite Nashorn schien sich nach Verns Erzählung mehr oder weniger als Nachhut oder Bereitschaft zu gebärden. Es schnaubte, trabte und stampfte in ziemlich der gleichen Weise wie das erste Tier, nur in größerer Entfernung, als er warte es den Ausgang dessen, wozu sich das erste Nashorn entschließen mochte, ehe es entscheidend eingriff.

Noch immer saß Vern auf seinem Lager und überlegte, was da wohl zu tun sei, obwohl er mittlerweile behutsam seine Füße freigemacht hatte, so daß er herauspringen konnte, ohne sich in den Wolldecken zu verwickeln. Er dachte dauernd an seine Büchse; doch um sie zu bekommen, mußte er von seinem Feldbett herunterspringen, sechs Meter zum Schwanzende des Flugzeugs sausen, was ihn dem Nashorn noch näher gebracht hätte, und dann hätte er auf den Kumpf klettern, die Luke aufschieben und hineinsteigen müssen.

Der Plan hatte nicht gerade etwas Verlockendes; denn das Nashorn konnte ja angreifen; und wenn auch Vern hätte entwischen, ja, vielleicht sogar das Gewehr packen und Dampf machen können, so war es doch nur allzu möglich, daß das bösertige Horn bis dahin die dünnen Seiten des Kumpfs aufgeschlitzt hatte oder daß das tolpatschige Tier sich zwischen den Streben und Versteifungen des Schwanzendes verhedderte.

Man dürfte aus alledem klar ersehen, daß sich Vern nicht in einer beneidenswerten Lage befand. Es war da einfach gar nichts zu machen; und genau so hielt es Vern auch. Das heißt, er tat nichts, als daß er den schnaubenden, herumtrabenden, stampfenden Tieren volle dreiviertel Stunden lang zusah, und die ganze Zeit über standen sie nie über 80,

60 Meter von ihm entfernt; häufig müssen sie ihm so nahe vorgekommen sein, daß er den Wind von ihrem fürchterlichen Schnauben zu verspüren meinte.

Aber schließlich wurden sie, wie es so Nashornart ist, es leid, sich über Verns Anwesenheit zu ärgern, und verdufteten, während Vern gewiß einen Seufzer der Erlösung ausstieß und ihnen eine lange, lange Reise wünschte. Indessen hatte er seinen Schlaf für diese Nacht weg. Freilich war es nur noch etwa eine Stunde bis zur Morgendämmerung, und das Licht beim Start war nicht heller als unbedingt nötig.

Darum traf er in Agronet keine ganze Stunde nach unserm Morgenimbiß ein. Jetzt bekam er auch sein Frühstück; denn das hatte er am Kasimis-Wasserloch ganz vergessen.

Ich möchte mich nun nicht etwa über sein Abenteuer lustig machen. Er war gar nicht in der Lage, sich zu wehren; und konnte er auch sein Feldbett gegen das Nashorn schleudern, wenn es zum Angriff übergegangen wäre, so hätte er doch wenig mehr tun können als zur Seite zu springen. Auch habe ich es stets zu schätzen gewußt, daß er daran gedacht hat, was das Nashorn am Flugzeug hätte anrichten können. Denn schließlich war es ja meine Maschine.

Nur mit Mühe kann ich mir jetzt, selbst mit Hilfe meiner Aufzeichnungen, den genauen Ablauf der Ereignisse in Agronet ins Gedächtnis zurückrufen. Aber Verns Erlebnis mit den Nashörnern erinnert mich an den Tag, wo Hugh Davis zum erstenmal mit Elefanten in Berührung kam. Der Hauptunterschied zwischen beiden Geschichten liegt in der Tatsache, daß Hugh ein solcher Schalk ist, daß er es sich sogar bei der Erzählung eines recht aufregenden Abenteuers nicht versagen konnte, es etwas ins Lächerliche zu ziehen.

Er suchte dauernd längs der Wildwechsel in der Nähe nach geeigneten Stellen, wo er seine Stehbildklammern anbringen konnte. Von diesen liefen Drähte derart aus, daß die Tiere beim Vorüberstapfen die Verschlüsse betätigten und sich auf den Platten verewigten. Eines schönen Tages befand er sich nun in einem engen, schluchtartigen Täfelchen mit Wänden, die fast zu steil zu erklimmen waren, und als er um einen Felsen herumging, lief er mitten in eine Herde von sieben Elefanten hinein. Die genauen Einzelheiten dessen, was sich nun abgespielt hat, sind mir nicht klar geworden; denn Hugh hat seine Geschichte immer so witzig ausgeschmückt, daß ich das Tatsächliche nie habe herauschälen können. Das eine scheint aber festzustehen, daß er schleunigst

Sersengeld gab, nur um in ganz wenigen Sekunden zu finden, daß drei weitere Elefanten von der andern Seite auf ihn zu kamen. Aber weil Hugh immer seine Witze darüber macht, verschwimmen mir nun wieder die näheren Geschehnisse. Ich weiß nur, daß Hugh recht atemlos im Lager aufstauchte, allerdings mit seinen Bildklammern und Geräten.

„Ich weiß nicht“, erklärte er, ziemlich außer Atem, „wer am meisten Angst gehabt hat — die Elefanten oder ich. Jedenfalls bin ich am schnellsten gelaufen.“

Agronet bildete zweieinhalb Monate lang unser Standquartier, was freilich keineswegs vorgesehen war. Wir hatten uns beeilt, den Ort vor dem Regen zu erreichen, und hatten früh und spät geschuftet, um sowohl Lager wie Landeplatz so herzurichten, daß sie in der allerschlimmsten Regenzeit zu benutzen waren. Zu unserm Erstaunen und Leidwesen stellten sich nun die Regenfälle gar nicht ein. Mit der großen Elefantenwanderung, auf die wir alle unsere Hoffnung gesetzt hatten, war es somit ebenfalls Essig, und wir mußten schon unsere Pläne ummodellern und uns nach andern zu erobernden Welten umsehen.

Während der ganzen Dauer unseres Aufenthalts in Agronet sahen wir ständig Eingeborene, sowohl Samburu wie Rendille. Ab und zu erschienen auch Turkanas im Lager. Aber für uns waren diese Stämme nicht allzu reizvoll — vielleicht darum, weil wir sie zu gut kannten; wir sannern vielmehr von Zeit zu Zeit einen Plan aus, wie wir einige Adorobos aus den Bergen bewegen konnten, ihre Wildheit eine Zeitlang abzulegen, damit wir von ihnen Aufnahmen machen könnten.

Diese Adorobos sind ein absonderliches Völkchen, und möglicherweise stimmt manches von dem, was ich über sie in Erfahrung brachte, nicht unbedingt. Mit diesem Vorbehalt verhält es sich mit ihnen mehr oder weniger folgendermaßen.

Zunächst haufen sie in den wilderen, unzugänglicheren Gegenden in ganz Britisch-Ostafrika, und die zuverlässigeren Eingeborenen — ob nun Samburu, Rendille, Masai, Lumbwa, Turkana oder sonst welche — haben nicht das geringste mit ihnen zu schaffen; sie scheinen im Gegenteil Angst vor ihnen zu haben. Wenn jemand aber nach diesen seltsamen Schwarzen zu fragen beginnt, drängt sich ihm alsbald die Schlussfolgerung auf, daß sie zwar fast durchgängig den gleichen Namen führen und fast stets den besser bekannten Stämmen Furcht einflößen, daß es sich bei ihnen aber in Wirklichkeit gar nicht um einen besonderen Stamm handelt.

Was sich im Lauf der Jahrhunderte abgespielt hat, ist wahrscheinlich ungefähr dieses: In jedem Stamm sind von Zeit zu Zeit Verbrecher oder Unruhestifter oder andere, die nicht bei den Ihren bleiben konnten, entflohen oder verjagt worden, und sie haben im Gebirge eine Freistatt gesucht. Da sie die Gesetze des Stammes übertreten hatten, stand ihnen vielleicht der Tod bevor, wenn sie geblieben wären. Oft konnten sie auch nicht bei ähnlichen Stämmen Unterschlupf finden. So bot ihnen das Niemandoland der Bergfesten ihren einzigen Zufluchtsort, und in dies Niemandoland begaben sie sich nun; sie bevölkerten es allmählich mit einer zerstreuten Bewohnerschaft von freundlosen, übelberüchtigten Sippen, die die Eingeborenen der Ebenen da unten fürchteten und die auch nicht zögerten, von Zeit zu Zeit herumstreifenden Jägern oder andern, die sich gelegentlich einem Überfall aussetzten, zuleibe zu gehen.

Nachdem sie außerdem Geschlechterreihen hindurch auf diese Weise gelebt und sich nur langsam durch gelegentlichen Zuwachs an neuentflohenen Verbrechern und ähnlichen Gesellen vermehrt haben, ist es jetzt tatsächlich infolge der ständigen Vermischung der verschiedenen Rassen, die da zusammengewürfelt wurden, zur Herausbildung gewisser eigenen Wesenszüge gekommen, und der Gebrauch eines Namens, der so etwas wie eine Stammesbezeichnung darstellt, hat wenigstens bis zu einem gewissen Grade seine Berechtigung. Ob diese Ausführungen nun vom völkertkundlichen Standpunkt aus ganz richtig sind, will ich dahingestellt sein lassen. Sie dürften aber eine mehr oder weniger genaue, wenn auch vereinfachte Erklärung der Adoroboleute darstellen.

Nun hörten wir in Agronet bald von Samburus, Rendilles und Turlanas gewisse unbestimmte Gerüchte über die dort ansässigen Adoroboleute, und da wir uns die Gelegenheit nicht entgehen lassen wollten, suchten wir einige von den andern Eingeborenen zu bewegen, ein paar dieser wilden Leute aus den Bergen zu unserm Lager zu bringen. Aber wir kamen damit nicht weiter. Diese harmloseren Eingeborenen fanden sich wohl in unserm Lager ein, aßen unsere Speisen, nahmen unsere Geschenke an, besahen sich gleichgültig unsere Flugzeuge, unsere Handscheinwerfer und unsere Bildkammern, tauschten unserm Gramophon, verkauften uns Ziegen- und Kamelmilch und taten sonst noch vielerlei; aber Adorobos herbeibringen wollten sie nicht.

Jede Nacht nahmen wir vom Lager aus das Licht von Dutzenden Feuern in den Bergen wahr, und oft waren tagsüber dünne Rauchsäulen sichtbar. Osa meinte, bei diesem Rauch habe es sich um War-

nungszeichen gehandelt; ich bezweifle es aber. Ich glaube, er besagte lediglich, daß die Eingeborenen ihre Feuer nicht ausgehen ließen und dabei grünes Holz verwandten; frisches Brennholz qualmt ja mehr als trockenes.

Ein- oder zweimal hörten wir schwaches langgezogenes Rufen weit oben in den Tälern; der Wind trug uns die Laute zu. All das reizte natürlich unsere Neugier, und wir wollten hin. Aber man erzählte uns von vergifteten Pfeilen, von im Hinterhalt auf der Lauer liegenden Adorobos, von mit leichten Zweigen und Blättern zugedeckten Fallgruben, von todbringenden Speeren, die man an schwere Baumstämme befestigt und in die Bäume emporzieht, so daß sie niederschlagen, wenn ein Tier oder ein Mensch darunter her geht und gegen eine unsichtbar über den Steig gespannte Schnur tritt; da sahen wir denn doch lieber von dem Ausflug ab. Ueberdies erwarteten wir tagtäglich, daß der Regen einsetzte; denn der Himmel war jeden Tag mit schweren Wolken verhangen, und gelegentlich nieselte es auch ein wenig. Außerdem wäre ein Abstecher ins Gebirge wegen der Abflusgrinnen und tiefen Dongas — der Regenschluchten — auch recht beschwerlich gewesen. Endlich standen uns nicht genügend Träger zur Verfügung, und die Rendilles und die Samburus wollten so niedrige Arbeiten nicht verrichten — sie mochten nicht einmal eine Wasser- oder Kürbisflasche tragen —; das überließen sie ihren Weibern. Jedenfalls besorgten wir, bei einem Ausflug in die Berge möchten wir die Elefanten verfehlen, wenn uns der Regen Tagereisen entfernt erwischte, und schließlich war unser Hauptziel ja die große Elefantenwanderung.

Ich verbrachte indes fast einen geschlagenen Tag, mich bei einem zu Besuch kommenden Samburuhäuptling lieb Kind zu machen, um mir seine Hilfe in der Sache zu sichern. Ich ließ ihn in Osas Spiegel schauen. Er durfte eine Taschenlampe aus- und anknipsen, bis die Batterie verbraucht war. Ich schenkte ihm allerhand Krimstrams, und weil unser Flugzeug etwas Anziehungskraft auf ihn ausübte, verbreitete ich mich in größter Ausführlichkeit über die Macht solcher Maschinen und ihre Fähigkeit, Dinge in der Luft zu tun, die einem Vogel unmöglich waren. Schließlich brachte ich das Gespräch beiläufig auf den Punkt, der mir die ganze Zeit auf der Zunge gelegen hatte; ich fragte ihn, ob er und einige seiner Leute nicht in die Berge hinaufgehen und ein paar Adorobos herbeibringen möchten.

Er gab erst eine ausweichende Antwort; als ich aber nicht locker ließ, wies er auf das Flugzeug.

„Warum fliegst du nicht mit deinem Indagi — deinem großen Vogel — hinauf ins Gebirge und holst die Adorobos selber?“ fragte er. „Du erzählst mir doch, er vermöge viel mehr als die andern Vögel?“

„Gewiß, das ist so“, erwiderte ich, ohne zu merken, wie ich mich verplapperte, „aber die Berghänge sind mit Bäumen bedeckt. Wir können da nicht landen.“

„Aber die Vögel“, gab er zur Antwort, „die Vögel lassen sich von den Bäumen nicht abhalten, die Berghänge aufzusuchen. Sie sitzen auf den Zweigen.“

Er wandte sich zum Gehen und glaubte offenbar kein einziges Wort mehr, das ich zum Lobe der Flugzeuge gesagt hatte.

Etwa in dieser Zeit spielte auch ein Vorfall, der mich noch mehr wünschen ließ, diese Wilden näher kennenzulernen, und mich noch begieriger machte, Lichtbilder von ihnen zu bekommen.

Wie bereits erwähnt, hatten wir zwei Leute des Rendillestamms in unsere Dienste gestellt; mit sieben Kamelen machten sie zweimal am Tage den Hin- und Rückweg zum Wasserloch, um unser Lager zu versorgen. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß das von ihnen herangebrachte Wasser eine dreckige Brühe war, was kein Wunder ist, wenn man bedenkt, daß das Wasserloch tagsüber bis auf etwa eine Stunde bei Dunkelwerden und etwas ebensolange morgens den Sammelplatz unzähliger Kamele, Schafe und Ziegen und nachts den Treffpunkt nicht ganz so vieler, aber immerhin doch einer ganzen Menge wilder Tiere darstellte. Der Schmutz bekümmerte uns freilich nicht im mindesten; denn auf Grund langer Erfahrung mit Wasserlöchern hatten wir uns einen Destillierapparat zugelegt, mit dem wir jeden Tag vollkommen klares Wasser aus dem scheußlichen Gebräu, das uns auf dem Rücken der Kamele herangebracht wurde, abdampften.

Wir hatten mit den beiden Rendilleschwarzen vereinbart, sie sollten zweimal am Tage Wasser bringen; und tagelang hielten sie sich an das Abkommen. Manchmal bummelten sie freilich unterwegs und kamen mit ihrer zweiten Fracht recht spät zu uns; aber irgendwie schafften sie es doch, bis zu dem Tage, von dem nun die Rede ist. Bei dieser Gelegenheit waren sie wie üblich losgezogen, und wir hatten sie völlig vergessen, bis es Mittag wurde und jemand nebenbei meinte, die Rendilles seien noch nicht zurück.

„Sie sind gleich da“, erwiderte ich. Was konnte groß vorgefallen sein?

Aber als es 1, 2 Uhr wurde, ohne daß sie sich einstellten, fragte ich mich nunmehr doch, ob vielleicht etwas schief gegangen war. Ich konnte mir denken, daß sie vielleicht mit einigen andern Hirten wegen des Vortritts am Wasserloch Streit bekommen hatten. Um Gewißheit zu bekommen, entsandte ich einen Boy.

Er war wohl beinahe eine Stunde weg; als er wiederkam — außer Atem, denn er war die ganze Strecke gelaufen —, konnten wir nur ein einziges Wort aus ihm herauskriegen.

„Adorobos!“ leuchte er. „Adorobos!“

Was nun eigentlich die Adorobos angestellt hatten, konnten wir nicht gleich in Erfahrung bringen; ich mochte auch nicht länger säumen, weil vielleicht ein Kampf stattgefunden hatte und unsere Rendilleschwarzen getötet worden waren. So rief ich denn ein halbes Dutzend unserer besten Boys zusammen, erklärte ihnen, es habe mit den Adorobos am Wasserloch Streit gegeben; sie sollten so schnell wie möglich hin, um vielleicht noch eingreifen oder wenigstens weiteres Unheil verhüten zu können. Osa, Vern, Moreno und ich kamen nach, natürlich bewaffnet und mit einer Bildkammer, die mein Kameraboy tragen sollte, um unsere Rendilles zu befreien und möglicherweise die Adorobos im Bilde festzuhalten.

Die sechs Boys, die wir vorausschickten, legten keine allzu große Begeisterung über die ihnen zugewiesene Teilaufgabe an den Tag; sie kannten aber die Weissen und wußten, deren Gewehre würden ihr Vorgehen gegen die Wilden aus den Bergen so wirksam unterstützen, daß diese sogleich das Hasenpanier ergreifen würden. Infolgedessen trabten sie munter los, während wir langsamer folgen wollten, und verschwanden bald den Fickzacksteig hinauf.

Wir eilten den Pfad, so gut wir konnten, empor; aber fünf Kilometer sich hin und her schlängelnden, biegungsreichen Felswegs, auf dem es ständig höher und manchmal ganz gemein steil hinan ging, waren wenig geeignet, uns gut voranzubringen. Freilich polterten endlich einmal die endlosen Jüge Kamele und Ziegen nicht den Weg hinauf; das half schon etwas. Es bedeutete allerdings, daß irgend etwas den Hirten ernstlich in die Quere gekommen sein mußte, und so fragten wir uns um so mehr, wie ernsthaft dieser Adoroboschreck eigentlich sein mochte.

Als wir dann schließlich am Wasserloch ankamen, entdeckten wir ein gutes Dutzend schwarze Hirten, die in einem Seitentälchen ängst-

lich ihr Vieh hüteten, während sie auf den Felshang stierten und andauernd miteinander schnatterten. Unsere Leute waren nirgends zu sehen; aber es lagen auch keine Toten oder Verwundeten herum. Das war immerhin ermutigend, und wir suchten nun in Erfahrung zu bringen, was vorgefallen war. Die Geschichte, wie wir sie von den aufgeregten Hirten und später von unsern eigenen Boys vernahmen, hatte sich etwa so abgespielt:

Unsere Keddilleleute, die das Wasser holten, waren wie gewöhnlich am Wasserloch eingetroffen und hatten dann wieder einmal die Zeit totgeschlagen; sie hatten herumgefressen und einen Schwatz gehalten, während die Hirten ihre Tiere tränkten. Die sieben Kamele, die unser Wasser brachten, wurden in der üblichen Weise gefesselt; das heißt, man band einen Vorderfuß eines jeden mit einer Binde oder einem Tuchstreifen an den Oberlauf des Tieres. So behindert, konnten sie auf drei Beinen herumhoppeln, vermochten sich aber weder weit noch rasch zu entfernen.

Etwa eine Stunde lang blieben insolgedessen die sieben Kamele sich selbst überlassen, während ihre Eigentümer träge am Wasserloch herumsaßen und zweifellos das merkwürdige Tun und Treiben der halbverrückten Weißen im Lager fünf Kilometer weiter unten im Tal beredeten.

Nun hatten sich aber, unbemerkt von den Hirten oder unsern Wasserträgern, die Adorobos der umliegenden Berge zum Wasserloch geschlichen. Sie hatten so ihre eigenen Absichten dabei. Zwischen den Felsen und Büschen versteckt, waren sie bereit, jede sich bietende Gelegenheit beim Schopfe zu greifen. Da fanden sie nun, daß die sieben herumhoppelnden Kamele immer weiter das Tal emporkamen, um das kümmerliche bißchen verdorrten Laubes, das noch da war, abzuweiden.

Solange die Kamele sich in einiger Nähe des Wasserlochs aufhielten, blieben sie unbehelligt; als aber zwischen ihnen und ihren Besitzern 200—300 Meter lagen, hielten die Adorobos offenbar die Zeit zum Handeln für gekommen. Jedenfalls tauchten zur argen Verblüffung der Eingeborenen am Wasserloch auf einmal sechs oder sieben lautlos und rasch dahingleitende Gestalten zwischen den Felsen auf, bis zu denen die Kamele gewandert waren; im Nu hatten sie die Tuchfesseln durchschnitten und machten sich daran, die erschreckten Tiere in der aller schnellsten Gangart, deren sie fähig waren, das Tal hinauf zu treiben.

Was nun geschah, kann ich keiner der Geschichten, die wir hörten, klar entnehmen; ich denke mir aber, es hat viel Geschrei und aufgeregtes Getue bei den Hirten und unsern beiden Leuten am Wasserloch ge-

geben; ernstliche Versuche, die gestohlenen Kamele wiederzubekommen, werden sie indes wohl nicht unternommen haben, da sie vor den Adorobos so hange waren.

Zum Glück jedoch lassen sich in dem Tal oberhalb des Agronet-Wasserlochs Kamele nicht in halsbrecherischem Tempo treiben. Als wir uns infolgedessen ein paar Minuten mit den Hirten am Wasserloch unterhalten und beschloffen hatten, unsern Boys zu folgen, die jetzt ganze acht Mann zählten, da sie durch die beiden Kameltreiber verstärkt wurden, brauchten wir keine zwei Kilometer weiter zu klettern, als wir schon die Kamele erkannten, die noch vor kurzem im Besitz der Adorobos-Kameldiebe gewesen waren.

So aufregend nun damals auch alles war, weil uns unsere Einbildungskraft die schrecklichsten Gefahren ausmalte, so weiß ich doch, daß beim Erzählen viel davon verlorengeht. Ich erzähle die Geschichte auch nur, weil sie ein ganz klein wenig Licht auf diese wenig bekannten und wahrscheinlich arg verkannten Adorobos wirft. Daß alle andern Schwarzen eine Mordsangst vor ihnen haben, ist Tatsache. Aber als diese furchterregenden Wilden sich nun von einem Trupp Eingeborenen verfolgt sahen, der ihnen zahlenmäßig kaum überlegen war, aber augenscheinlich eine gewisse Entschlossenheit an den Tag legte, da ließen die Adorobos ihre Beute im Stich, ohne auch nur im geringsten Miene zum Kampf zu machen, und verdufteten zwischen den Felsen und Büschen auf einem steilen Berghang. Das gaben auch unsere Leute später in lichten Augenblicken zu, wenn sie nicht mit ihrer erstaunlichen Tapferkeit bei der Wiedereroberung der Kamele prahlten.

Ich möchte also eigentlich annehmen, daß diese „bösen Leute“ aus den Bergen gar nicht so schlimm sind, wie man sie oft hingestellt hat, daß vielmehr die wilden Adorobos lediglich eine andere Gruppe Schwarzer darstellen, die, wenn man ihr Vertrauen gewinnen könnte, wahrscheinlich Wesenszüge aufweisen, die sich nicht sehr von denen der besser bekannten und ein wenig glücklicheren Eingeborenen dieses fesselsüden Landes unterscheiden. Aber freilich bildet dies eine Erlebnis mit den Adorobos die einzige Berührung (wenn ich so sagen darf), die wir mit ihnen während unseres Verweilens am Agronet-Wasserloch hatten; möglicherweise komme ich zu ganz andern Schlüssen, wenn ich wirklich ein bißchen mehr über diese wilden Schwarzen aus den Bergen weiß.

Die Heimat der Staubstürme

Unser unfreiwillig langer Aufenthalt im Tale bei Agronet gab uns die Gelegenheit, eine Gegend zu erkunden, die so ausgedörrt und heiß ist, daß Weiße sie nur selten einmal aufsuchen; dieser Absteher sollte uns neue Aufschlüsse über den immer reizvollen Erdteil bieten, der uns nun schon so manches Jahr in seinen Bann zieht. Ich habe bereits ausgeführt, daß Agronet nur 100 oder 110 Kilometer von der Südspitze des Rudolfsees entfernt liegt; die Inseln und Ufer ebendieses Sees lockten uns. Schließlich bedeuten 100 oder 110 Kilometer nur 30 oder 40 Minuten in der Luft, wengleich uns unser Ausflug volle zwei Wochen von Agronet fernhielt.

Der Rudolfsee ist einer der vier riesigen Seen, die in einer langen, unregelmäßigen Linie einige Entfernung landeinwärts von der Küste in Ostafrika liegen. Der Viktoriassee, der Tanganjikasee und der Nyassasee sind die andern dieser Gruppe, und während sie sämtlich größer sind als der Rudolfsee, unterscheiden sie sich auch in anderer Hinsicht. Der Viktoriassee ist natürlich die Quelle des Nils, und um ihn herum liegen einige der herrlichsten Gegenden, die wir in Afrika schauen durften. Der lange, schmale Tanganjikasee, der einen großen Teil der Grenze zwischen dem früheren Deutsch-Ostafrika und Belgisch-Kongo bildet, ist gleichfalls ein fast ebenso lieblicher See; er gilt als der längste Süßwassersee der Erde, mißt er doch beinahe 650 Kilometer von einem Ende zum andern. Um den See herum ragen hier und da gewaltige Steilklippen viele, viele hundert Meter jäh aus dem Wasser auf. Wengleich der See Süßwasser führt, so kommen doch merkwürdigerweise gelegentlich Zeiten vor (manchmal können sie Jahre umfassen), wo der See keinen Abfluß hat. Jahre mit stärkerem Regenschall heben indessen bald den Wasserspiegel, bis die überschüssigen Mengen eine Barre überfluten und über den Lukagafluß in den Kongo und von da in den Atlantischen Ozean fließen.

Der Nyassasee noch weiter südlich speist den Schirefluß, der seinerseits in den Sambesi mündet und so die Wasser dieses mächtigen Sees dem Indischen Ozean zuführt.

Aber um wieder auf den Rudolfsee zu kommen: während der Viktoriassee die Quelle des Nils darstellt und so seine Wasser nach Norden ins Mittelländische Meer ergießt — während der Tanganjikasee seine Wasser nach Westen über den Kongo dem Atlantischen Ozean zuführt — während der Nyassasee einen bedeutenden Nebenfluß des Sambesi speist und so seine Wasser nach Süden und Osten zum Kanal von Mozambique und zum Indischen Ozean entsendet —, liegt der Rudolfsee ohne Abfluß weltentfern und einsam in der Einöde; gierig schluckt er die lärglichen Fluten der nur zeitweise fließenden Gewässer, die ihn speisen, und verliert sein Wasser nur durch Verdunsten unter der brennenden Hitze der Äquatorsonne. Während die andern großen Seen in Ostafrika Städte und Dörfer an ihren Ufern liegen haben, mit schönen Wäldern und Ebenen ringsumher, ist der Rudolfsee ohne eine einzige Stadt — ohne eine liebliche Bucht — ohne ein tröstliches Bild. Seine salzige Fläche liegt inmitten einer unfruchtbaren, öden Wüstenei, wo es nur dem allerspärlichsten Pflanzenwuchs gelingt, sich an den ausgedörrten, windgepeitschten Boden zu heften, wo die Berghalden ohne Baumwuchs sind, wo glutheiße Winde fast ununterbrochen über das Land zu fegen scheinen. So unwirtlich und wüßt wirkt alles, daß man Leben in irgendwelcher Form hier für unmöglich halten sollte. Doch trotz der Hitze, der versengten Erde, der trocknen Flußbetten, des salzigen Wassers und der gräßlichen Unfruchtbarkeit dieser Gegend leben dort Menschen — erbärmlich unwissende und schrecklich elende Leutchen, die glücklicherweise zu wenig wissen, um ihre jämmerliche Lage zu begreifen. Vermöchten sie das ganze Ausmaß ihres Elends zu erfassen, so könnte ich mir denken, daß sie nicht da bleiben würden; vielleicht würden sie sich gar in die eignen Speere stürzen, um ein so gänzlich und unabwendbar hoffnungsloses Dasein zu enden.

Aus der knappen Beschreibung, die ich gab, ersieht man wohl zur Genüge, warum der Viktoria-, der Tanganjika- und der Nyassasee wohlbekannte, oft besuchte Seen darstellen und warum der Rudolfsee nur ganz selten Fremde an seine Gestade gelockt hat. Aber gerade die Gründe, die andere bewogen, die lieblicheren Gegenden aufzusuchen, gaben uns nun den Wunsch ein, den unwirtlichen Küstenstreif dieses

unwirklichsten Sees zu erforschen, zumal das Agronet-Wasserloch nur die kurze Flugstrecke von der Südspitze des Sees entfernt war.

Osa, Vern, Sanial, Moreno, Davis und ich bildeten die weiße Teilnehmerschaft auf dem Rudolffseeflug, und wenn die Entfernung auch nicht groß war, so hatten wir doch fast jede Minute, die wir weg waren, alle Hände voll zu tun.

Wir verließen Agronet beim Morgengrauen, und in einer halben Stunde befanden wir uns über dem Südende des Rudolffsees. Er erstreckte sich fast dreihundert Kilometer weit vor uns; aber rechts und links drängten sich die ausgedörrten, bergigen Gestade dicht heran, so daß sie seine Breite in engen Grenzen hielten und wir stets in dieser Richtung hinübersehen konnten. Hügel und Berge ragten auf jeder Seite auf, schienen aber fast ebenso kahl und des Lebens bar wie die Krater des Mondes, obschon wir später, nach der Landung, fanden, daß sich selbst in einer so schrecklichen Wüstenei verstreuter Pflanzenwuchs irgendwie hält.

Vor uns machten wir eine Insel aus, von der man uns erzählt hatte und die wir besuchen wollten, wenn es ging. Sie ist bewohnt, indes von einem so seltsamen Völkchen, daß es, wenn meine Ermittlungen stimmen, in dieser absonderlichen Welt kaum noch lange weiterleben dürfte. Es handelt sich, glaube ich, um Omolos; aber wie lange sie schon auf dieser öden Insel wohnen, die sie Heimat nennen, weiß ich nicht. Die einzigen Forscher — es waren Engländer —, die sie aufgesucht haben, berichten indessen, sie hätten keine Boote und kämen also nie auf das Festland, mit dem Ergebnis, daß sie sich für die einzigen Menschen auf der Welt halten, die natürlich, wie sie die Dinge sehen, hinter den Grenzen ihres Blickfelds zu Ende ist.

Diese bemitleidenswerten Leute bauen sich einfache kleine Schiffsfahrzeuge und können so eine kleine Strecke von der Insel weg paddeln, wenn sie fischen wollen; aber ihre Binsensflöße machen so schnell Wasser, daß eine Reise zum Festland ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Diese Ausführungen dürften zur Genüge erklären, warum wir begierig waren, der Insel einen Besuch abzustatten; denn da gab es genügend neuen Stoff zur Verarbeitung. Wir beobachteten infolgedessen den Ort gespannt durch die Gläser, als er sich drüben am See immer deutlicher herauschälte.

Wir brauchten natürlich gar nicht lange, um hin zu gelangen. Keine ganze Stunde, nachdem wir von Agronet gestartet waren,

schwebten wir schon über der Insel, und ich filmte sie aus der Luft. Vern indes machte keinerlei Miene zu landen, und als wir ein- oder zweimal über dem Ort gekreist waren, fragte ich ihn, warum.

„Wir wollen es lieber nicht versuchen“, meinte er. „Das Wasser ist zu bewegt.“

„Nanu“, erwiderte ich. „Das ist überhaupt nicht bewegt. Sehen Sie doch mal hin.“

„Das habe ich getan“, antwortete Vern. „Sehen Sie nur. Schauen Sie die Brecher am Strande. Wellen kann man von der Luft aus nicht viel besser sehen als Hügel.“

Und wahrhaftig, als ich das Gestade mit dem Glase absuchte, konnte ich deutlich die Schaumkronen der Wellen unterscheiden, die sich da brachen und den Sand weit hinaufließen, ehe sie sich zerteilten und wieder zurückglitten.

Ich schüttelte den Kopf. Das war freilich eine Enttäuschung. Nun gab es ja allerdings am Rudolfsee noch anderes zu sehen, und vielleicht konnten wir beim Rückflug haltmachen und die „einzigen Menschen auf der Welt“ besuchen.

So flogen wir denn weiter nach Nordwesten. Der große See weitete sich vor uns mehr und mehr und wurde hinter uns immer länger — ausgedörrte, öde Bergkluppen zur Rechten und zur Linken, und kein Weiser irgendwo auf Zehntausenden jener wüstenhaften Geviertkilometer.

Noch eine Flugstunde oder etwas mehr, und wir erspähten eine andere Insel — die „Insel der Mitte“. Auch von ihr hatten wir gehört, aber Menschen wohnten nicht dort. Vielmehr ist es ein erloschener Feuerberg, und in jedem der drei einstigen Krater liegt ein kleiner See. Zudem pflichtete uns, als wir den Ort umkreisten, sogar Vern bei, daß das Wasser zum Landen ganz in Ordnung war. Wir wasserten daher in einer gewaltigen Gischtwolke und rollten aus, bis die Nase des großen Vogels sanft das Ufer berührte.

Wir hatten gehört, auf der Insel der Mitte gäbe es Krokodile; doch nicht ein einziges war zu sehen, als wir an Land stiegen. Das war freilich nicht weiter überraschend; denn das Gestade war kein geeigneter Ruheplatz für Krokodile; fehlte ihm doch alles außer Sand und Felsen. Wir hatten beim Überkreisen der Kraterseen freilich bemerkt, daß sie mit Binsen und anderm Pflanzenwuchs umsäumt waren, und einer davon lag kaum mehr als 200, 300 Meter von uns entfernt

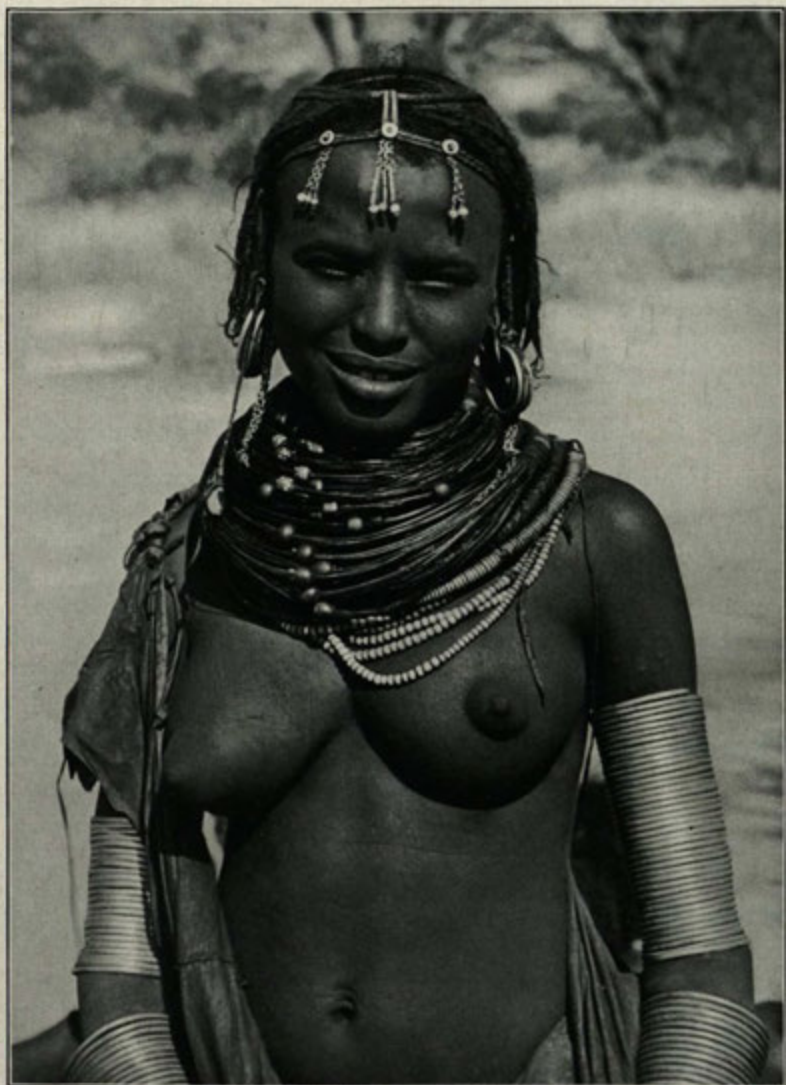
hinter einem kleinen steilen Höhenrücken, der sich ohne viel Schwierigkeit erklettern ließ.

Wir legten also Halteleinen vom Flugzeug an Land und schlangen sie um Felsen auf dem Strande, ließen zwei der Boys, die uns begleiteten, als Wächter zurück, damit nicht Wind aufkam und unsere Maschine forttriß; dann erkletterten wir, mit Gewehren und Bildlammern bewaffnet, den Hang in Richtung auf den kleinen See vor uns.

Die Klettertour lohnte sich auch; denn kaum hatten wir den Kamm erreicht, hinter dem das kleine Gewässer lag, als wir sahen, daß man uns recht berichtet hatte. Reiher waren zu Hunderten da; sie wateten im Wasser herum, strichen darüber hin oder standen gemessen inmitten des niedrigen Pflanzenwuchses an den Ufern. Hier und da glühte das blaßrote Gefieder eines Flamingos im grellen Sonnenlicht hell auf. Aber dann erblickten wir das ganze Ufer entlang, wo Köhricht und Gestrüpp sie nicht gerade verdeckte, — einzeln und zu zweien, zu Dutzenden, ja zu Hunderten — träge, regungslose, häßliche Panzertrokolodile.

Nun waren uns diese Riesenechsen seit Jahren etwas Altvertrautes. Wir haben sie immer von Zeit zu Zeit zu sehen bekommen. Wir waren großen, kleinen und mittleren Tieren begegnet. Wir hatten sie einzeln und gruppenweise zu Gesicht bekommen, und dann und wann hatten wir sie derart übereinander klettern, sich schlängeln und winden sehen, daß wir wohl behaupten durften, wir hätten sie haufenweise gesehen. Aber unser Lebtag hatten wir nicht Krokodile in derartigen Ummengen erblickt wie an jenem Tage.

Da lagen Riesenkerle in der Sonne und hielten ihr Mittagschläfchen. Da waren mittelgroße Tiere, die fast erstarrt zu sein schienen. Da flitzten kleine ins Wasser und wieder heraus oder lagen ruhig in Gruppen beisammen. Eine halbe Stunde lang schauten wir ihnen zu; dann suchte ich mir einen günstigen Platz für meine Kamera, baute sie auf und machte nach Herzenslust Aufnahmen von den Krokodilen. Als ich Hunderte von Metern Filmstreifen belichtet hatte, warfen wir Steine auf die Tiere und brüllten; wir bekamen weitere Bilder, wie die Krokodile nun unter den seltsamsten Verrenkungen platschend ins Wasser sausten und hasteten, während die Reiher zweifellos staunten, was für absonderliche Geschöpfe da gekommen waren und den alltäglichen Lauf der Dinge störten; sie flogen auf und kreischten und suchtelten in der Höhe herum.



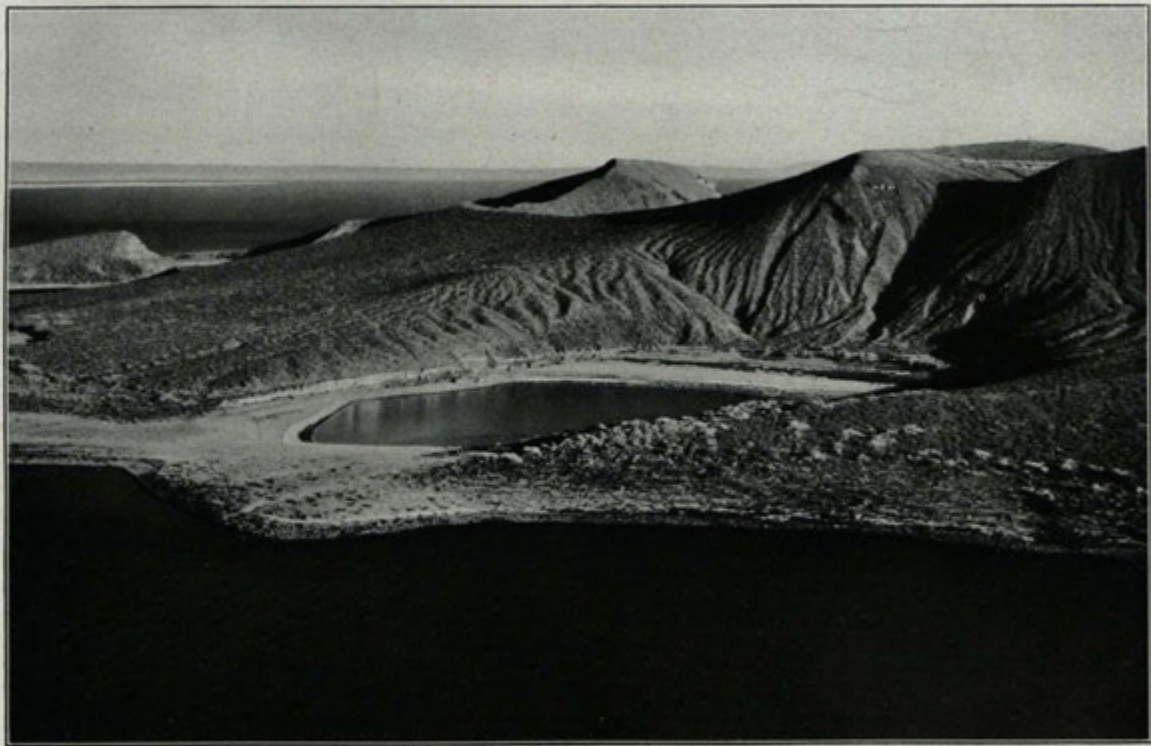
Junges Rendilemädchen.

Dieses Mädchen hatten wir vor etwa acht Jahren als acht- oder neunjähriges Kind zu knipsen versucht, während es eine kleine Ziegenherde hütete. Osa hatte es gegriffen und festgehalten, während ich die Aufnahme machte. Es hatte geweint und versucht wegzulaufen. Es erinnerte sich nun daran und lachte darüber.



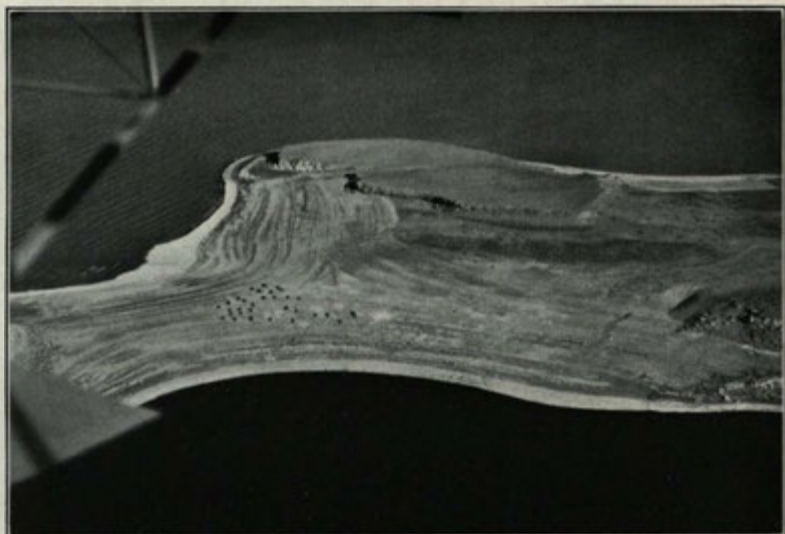
Unbewohnt, öde und heiß.

Hunderte von Kilometern solch unfruchtbaren Bodens finden sich längs der Ufer des Nordpolfrees, unbewohnt, öde und heiß —
zumeist mit Sand bedeckte vulkanische Lava. S. 46.



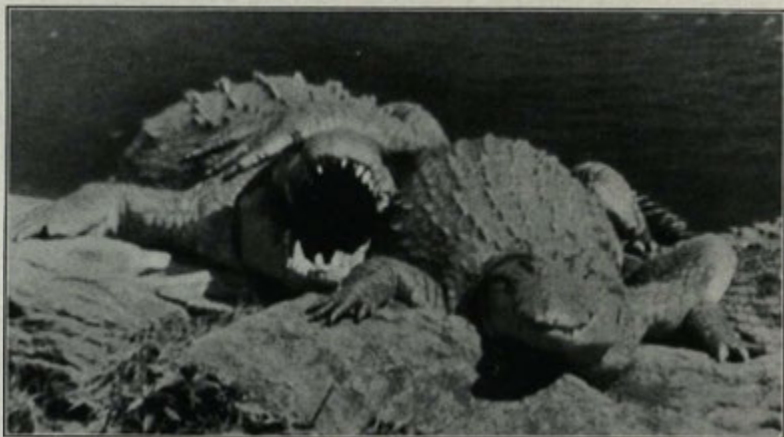
Kratersee.

Kratersee auf der Insel der Mitte im Nudolfsee. Die drei Seen dieser kleinen Insel wimmeln von Fischen und Krokodilen und locken Scharen der mannigfaltigsten Vögel herbei. Das Seewasser ist sehr salzig; man muß staunen, daß sich hier überhaupt Lebewesen finden.



Die ganze Welt.

Diese kleine Insel im Südende des Kudoiffees galt als unbewohnt, — bis zwei Jahre, bevor ich vom Flugzeug aus diese Aufnahme machte, britische Forscher das Gegenteil feststellten. S. 46.



Sich sonnende Krokodile.

Kaufbildvergrößerung. Krokodile sonnen sich an den Ufern des Viktorianisa. Ein alltäglicher Anblick an den von Krokodilen wimmelnden afrikanischen Flüssen. S. 48.

Aber eine gute Stunde Arbeit in der glutenden Sonne war eine anstrengende Sache, und so entschied ich mich denn für eine Ruhepause. Ich stöberte daher einen netten glatten Felsen auf, der mit seiner überhängenden Oberkante eine bequeme Sitzgelegenheit bot, machte mir es gemütlich und zog eine Zigarette heraus, während ich noch immer den Reihern und Krokodilen zuschaute.

Was sich nun gleich danach eigentlich abgespielt hat, weiß ich bis auf den heutigen Tag nicht. Vielleicht hörte ich im Unterbewußtsein ein Geräusch unter meinem Felsen. Vielleicht hatte auch mein Auge, ehe ich Platz nahm, eine verdächtige Gestalt oder Bewegung wahrgenommen. Jedenfalls hatte ich mir kaum die Zigarette angesteckt, als mich etwas veranlaßte, wieder aufzustehen und unter den Rand des Felsens, den ich mir zum Sitzplatz gewählt hatte, zu schauen. Als ich das nun tat, bekam ich keinen schlechten Schrecken; denn da lag, den böartigen Kopf keine fünfzehn Zentimeter hinter der Stelle, wo mein rechter Fuß geruht hatte, die gewaltigste Puffotter, die ich je in meinem Leben gesehen habe.

Schlangen sind nun, muß ich erklären, in Afrika alles andere als gewöhnlich. Wir denken fast nie an sie, wenn wir im Lager weilen. Die Eingeborenen schlafen fast ständig auf dem Boden; wenn wir wohl auch dann und wann Schlangen begegnet sind, seit wir vor vierzehn Jahren unsere erste Safari angetreten haben, so sind sie doch so selten, daß man sich nicht weiter um sie kümmert.

Aber da lag nun unter dem Felsen die Puffotter; ihr türkischer Kopf war so groß wie meine beiden Fäuste, ihr mächtiger Leib schenkelstark. Warum sie mich meinen Fuß fast in ihr Maul stecken ließ, werde ich nie erfahren. Weshalb sie da so still lag, als ich mich über sie hinsetzte, verstehe ich nicht; jedenfalls machte sie keinen Versuch, mir ein Leid anzutun, und wir unsererits hielten es ihr gegenüber geradeso.

Diese giftigen Schlangen werden meist nicht sehr lang. Selten bringen sie es auf mehr als anderthalb Meter, obwohl diese eine sogar noch größer gewesen sein mag. Wem es aber bloß auf Gefährlichkeit ankommt, dem nenne ich die Puffotter und rate ihm dringend, sich in achtungsgebietender Entfernung zu halten.

Wir waren nun schon drei oder vier Stunden auf der „Insel der Mitte“ an Land und hatten beinahe jede Minute dieser Zeit am Gestade eines der Kraterseen verbracht. Er lag natürlich in seiner eigenen kleinen Mulde, auf allen Seiten von den steilen Hängen des



einstigen Kraters umgeben, in dem der See sich gebildet hatte. Er war daher gut gegen den Wind geschützt, der während der Zeit, die wir vom Flugzeug weg gewesen waren, von der allersanftesten Brise zu fast einem halben Sturm angeschwollen war. Als wir auf dem Rückweg zum Grat emporgestiegen waren, blies er uns mächtig um die Ohren, und ein Blick auf das Flugzeug verkündete uns, daß Gefahr drohte; denn die Wellen brausten vom See mit zunehmender Wucht heran, hoben die Maschine empor, schleuderten sie herum und ließen dann und wann den Kumpf krachend auf den Strand niederschlagen. Zum Glück war die Stelle, wo das Flugzeug lag, sandig. Hätte ein solches Hoch und Niederwerfen den Kumpf auf einen der Felsbrocken hingehauen, die ringsum verstreut lagen, so wäre das leichte Gefüge unzweifelhaft zerbrochen.

Wir setzten uns natürlich in Galopp, verstaute Bildklammern und Gewehre in der Kabine, zerrten und schoben und ruckerten uns mit dem Flugzeug ab, bis wir es herumgedreht hatten. Wir wurden dabei in dem lauwarmen Salzwasser quatschnaß, hatten die Maschine aber schließlich in solcher Stellung, daß wir die Motoren anwerfen konnten. Aber mit unsern Sorgen war es noch nicht aus.

Die Wellen gingen mittlerweile wirklich hoch, und ein Flugzeug ist kaum das seetüchtigste Fahrzeug auf Erden. Wie wir in den nächsten zehn Minuten herumrollten und stampften, läßt sich gar nicht beschreiben. Das Flugzeug stand jedesmal, wenn eine große Welle darunterfegte, kerzengerade auf dem Schwanz und schlug mit derartigem Getrache auf die nächste auf, daß wir vermeinten, der Kumpf könne der Belastung unmöglich standhalten. Gewaltige Gischtfluten schossen hoch über die Tragdecks. An den Fenstern rann das Wasser hernieder; Flügel und Streben troffen nur so. Alle Gegenstände im Innern des Flugzeugs, die nicht niets und nagelfest waren, sausten wie wild herum und ballten sich zu scheußlichen Klumpen zusammen, während wir uns, so gut wir konnten, an irgend etwas anklammerten und Vern zusahen, wie er langsam Gas gab, so daß wir uns allmählich immer mehr von der Insel entfernten. Solch gewaltige Wasserspritzer hatte ich noch nie gesehen — oder vermeinte es wenigstens —; saßen wir doch in einer Aufschale von Kumpf, der noch dazu durch die großen Flügelflächen und die zwei mächtigen, hoch über dem Kumpf von Streben getragenen Motoren oberlastig war. Wir vermochten fast nichts durch die gischtriefenden Fenster zu

sehen und befürchteten ständig, bei einem etwas schwereren Aufkrachen möchte der Bootsrumpf leß springen, es möchten die Versteifungen des Schwanzendes sich als zu schwach erweisen, oder es möchten die Träger der Motoren überbelastet werden, die nun langsam auf Touren gingen, als wir weiter vom Strande weg kamen und die Seen etwas weniger stürmisch wurden.

Nun gab Vern noch mehr Gas. Einen Augenblick schien das Krachen und Stampfen noch zuzunehmen; als aber die Maschine Fahrt gewann, schien es sich auf einmal zu verringern. Es erfolgte indes jetzt in rascherer Folge und schüttelte das ganze Flugzeug. Aber jetzt kamen wir entschieden schneller voran. Die Stöße wurden zu einer Reihe rascher Hammerschläge, als wir Welle auf Welle in schneller Folge querten. Der Gischt flog noch immer in blindmachendem Schwall umher; als aber das Brummen der Motoren lauter und lauter und die Geschwindigkeit des Flugzeugs größer und größer wurde, hatten wir schließlich mehr oder weniger das Gefühl, daß wir in einem ungefederten Wagen über einen Knüppeldamm fuhren. Dann setzte das Stampfen einen Augenblick aus. Wir hatten uns vom Wasser losgelöst. Aber — krach! — stießen wir wieder auf, und dann — jeder von uns atmete erleichtert auf! — waren wir in der Luft.

Ich sah, wie Vern das Steuer etwas lockerer hielt, und konnte deutlich sehen, wie er weniger angespannt blickte.

„Ein bißchen bewegt war es schon, nicht wahr?“ fragte er.

Ich glaube nicht, daß jemand von uns antwortete, nicht aber etwa darum, weil wir anderer Meinung waren.

Da schwebten wir nun über dem Rudolfsee ohne das mindeste Verlangen, wieder zu wassern, während jene Wellen sich weiter ausstobten. Wir hätten natürlich lehrtmachen und zu unserm Landeplatz in Agronet zurückfliegen können; aber wir hatten uns vorgenommen, eine oder zwei Wochen auszubleiben, und verspürten nicht den Wunsch, uns nach bloß einem halben Tage Forschartätigkeit zurücknötigen zu lassen. Aber wir wollten auch nicht zu viel Benzin verbrauchen; denn der Rudolfsee ist nicht gerade der Ort auf der Welt, wo man neues erstehen kann. Es erwies sich also für uns als nötig, eine geschützte Bucht aufzustoßern, wenn anders irgendwo längs des öden Küstenstreifs ein solcher Platz vorhanden war, wo wir landen und das Flugzeug auf festen Grund heraufholen konnten, außer Reichweite der Wellen.

Unsere Karte wies keine derartige Bucht auf; aber wir wußten ja, daß Karten von solchen Gegenden eher falsch als richtig sind, und da wir im Westen eine Art stumpfes Vorgebirge sahen, das zur „Insel der Mitte“ hin vorsprang, machten wir eine Schwenkung und nahmen Kurs dorthin. Wir erreichten es in erstaunlich kurzer Zeit; denn der Wind schob von hinten, und zu unserm maßlosen Entzücken fanden wir eine kleine Bucht, die im Windschutz der Landspitze lag und ein gutes Geviertkilometer glatter Wasserfläche bot, auf der Vern sogleich landete. Das Ufer war schlammig, aber im nächsten Augenblick hatte er das Flugzeug herangerollt, bis seine Nase sanft im flachen Wasser aufsetzte.

Der Küstenstreif und die Berge ringsherum waren fast so ohne Pflanzenwuchs, wie man sich wohl die Wüste Sahara vorstellt. Es fand sich buchstäblich nichts außer hier und da einem Büschel verdorrten, harten Grases. Man konnte sich kaum eine ödere Gegend vorstellen — einen Ort, wo es gewisser war, daß man keine Eingeborenen antraf.

„Nun“, meinte Osa, als wir die Luke aufmachten und uns den unwirtlichen Küstenstreif vor uns besahen, „da wären wir ja nun, aber was sollen wir hier?“

Vern grinste.

„Wir machen Wochenende bei Freunden“, verkündete er und ließ die Blicke über den leblosen Uferstreif gleiten.

Ich sagte wohl gar nichts, sondern zog eine Zigarette heraus und riß ein Streichholz an. Ich vergaß aber gleich, daß das Streichholz brannte; denn 400 Meter strandaufwärts, von einer dazwischenliegenden Bodenwelle halb verdeckt, nahm ich eine Gruppe schwarzer Gestalten wahr. Ich starrte hin, bis mir das Streichholz die Finger verbrannte; dann tat ich so gleichgültig wie möglich, denn keiner der andern hatte sie anscheinend bislang bemerkt, und zündete meine Zigarette an.

„Ganz recht, Vern“, pflichtete ich ihm schließlich bei. „Da kommen sie ja schon, uns willkommen zu heißen.“

Und richtig, da waren sie — jetzt deutlich erkennbar —, zwanzig oder fünfundzwanzig splitternackte Turkanas. Sie kamen ohne die mindeste Scheu zu uns heran; sie taten auch gar nicht weiter neugierig. Fast machte es den Eindruck, als sei ein an ihrem Gestade landendes Flugzeug eine alltägliche Erscheinung für sie, obwohl mir

Klar war, daß sie höchstwahrscheinlich noch nie eins in ihrem Leben gesehen und sogar vielleicht noch nie davon gehört hatten. Es waren offensichtlich Turkanas; einer der Boys, die wir mit hatten, konnte ihre Sprache reden. Als sie herbeigekommen waren, bat er sie daher, uns an Land zu tragen, worauf sie ohne Zögern ins Wasser wateten, uns auf die Schultern nahmen und uns ganz sanft hinter dem schlammigen Strand auf trockenem Grund absetzten.

Noch immer weckte das Flugzeug ihre Neugierde nur wenig. Wir waren ihnen viel merkwürdiger; sie schwatzten lebhaft untereinander, betasteten unsere Kleider und lächelten oder deuteten auf unsere Gesichter und sicherten offensichtlich über die lächerliche Tatsache, daß mehrere Männer und eine Frau weiß waren.

Das war natürlich etwas für Vern, wie für uns alle; aber er als echter Flieger dachte erst an die Maschine. Er wollte nicht, daß der Wind sich drehte und wir in eine solche Lage kamen, wie wir ihr soeben auf der „Insel der Mitte“ entkommen waren.

„Sie helfen uns sicher die Kiste auf den Strand ziehen, Vern, wenn Sie es ihnen sagen“, riet ich.

„Das ist nicht nötig“, gab er zur Antwort. „Ich haue ab und setze die Kiste auf die Räder auf. Flach genug ist es, und der Sand sieht ein ziemliches Stück hinan gut und fest aus.“

So flog er denn ab, um sein Vorhaben auszuführen, während wir übrigen bei unsern neuen Freunden blieben und uns fragten, was sie wohl tun würden, wenn die Motoren losbrummten und das Flugzeug in die Lüfte stieg.

Aber unser Rätselraten war umsonst. Wir wären nie darauf gekommen, daß sie sich so gebärdeten, wie es tatsächlich der Fall war. Statt sich vom Motorengedröhn einschüchtern zu lassen — statt voll Verwunderung zu starren, als der große Vogel losrollte, oder offenen Mundes zu gaffen, als er sich schräg legte, herumschwenkte und in die Höhe raste, warfen sie kaum einen Blick auf die seltsame Erscheinung. Selbst als ich mit ihnen sprach und auf das Flugzeug über uns hinwies, lächelten sie nur, schauten mir zuliebe höflich hinauf und wandten ihre Aufmerksamkeit wieder ihrem ruhigen Geschnatter und uns Weißen zu.

Als nun das Flugzeug lärmend herunterkam und schließlich ausgerollt war, beachteten sie nur eines daran, daß nämlich die Flügel einen breiten Schatten auf den Boden warfen — einen Schatten, der

in jener sonnenverfengten und zumeist baumlosen Gegend selten und willkommen war. Als sie den Schatten erblickten, machten sie sich ihn auch sogleich zunutze; sie hockten oder lagen bald unter den breiten Tragflächen auf dem Boden, ohne dem großen Vogel, der die merkwürdigen weißen Menschen in ihr Land gebracht hatte, die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken.

Unser Abstecher zu den Ufern des Rudolfsees ließ sich für den Anfang also ganz gut an, und wir erhofften einen vollen Erfolg; so kam es auch — mit Einschränkung —, doch verlebten wir in den nächsten zwei Wochen die unangenehmste Zeit, die uns je auf afrikanischem Boden beschieden war. Wenn auch weder Osa noch ich die Erinnerung an den Besuch in diesem öden Lande und bei seinen Bewohnern missen möchten, so zieht es uns doch nicht noch einmal hin.

Schuld waren indessen die Hitze und der Wind, nicht etwa unsere nackten Freunde, und am ersten Tag meinte es sogar der Wind noch gut mit uns. Darum sind wir wohl auch überhaupt geblieben; denn als wir einen Tag erlebt hatten, an dem uns der Wind in seinen Staub- und Sandwolken nicht halb erstickte, hegten wir die kühne Hoffnung, daß uns der nächste Sonnenaufgang wieder so einen Tag bescheren würde. Die Turkanas der Gegend beschäftigten uns natürlich ganz besonders. Die Männer waren bei unserer Ankunft sämtlich splitternaakt; die Frauen trugen verkürzte Röckchen aus gegerbten Häuten oder Baumrindentuch. Aber beim Volladen des Flugzeugs hatten wir schon an Eingeborene gedacht; so kam es denn, daß noch vor unserer Abreise fast jeder Angehörige des Stamms ein Rattunstück als persönlichsten Besitz in Händen hatte. Die nackten Kerle stolzierten nun in Kostümen herum, die zwar noch immer recht dürftig waren, aber gleichwohl für ihr Aussehen eine gewaltige Veränderung bedeuteten.

Es war höchst seltsam, wie wenig Eindruck das Flugzeug auf sie machte. Sie starrten es an, als es ankam, und in der Folge weckte es anscheinend ihre Neugierde nicht mehr im mindesten. Vern nahm einen Schwarzen an Bord, zusammen mit einem unserer Boys, der den Dolmetscher spielte; als sie landeten, trat der Bursche heraus, als ob rein gar nichts vorgefallen wäre. Wie uns Vern erzählte, hatte er oben versucht, seinen Fluggast auf das aufmerksam zu machen, was es unter ihnen auf dem Boden zu sehen gab; der Mann schaute auch hinaus, bezeugte aber keinerlei Theilnahme. Dann ließ Vern den

Dolmetscher hinunterzeigen und „Baum“ sagen, als sie einen knorrigen Baum überflogen, der einsam unten auf der Ebene stand. Aber der Turkana schüttelte den Kopf.

„Nein“, gab er zur Antwort. „Das ist kein Baum. Du schaust hinauf, wenn du einen Baum ansiehst, und du kannst unter einem Baum her gehen, aber wir sind über dem Ding da unten.“

Er verhielt sich nicht anders, als man ihm eine Kuh aufzeigte. Er wollte nichts davon wissen, daß es eine Kuh sei; „denn eine Kuh hat Beine“, und natürlich waren von der Luft aus keine Beine zu sehen.

Die Leutchen waren gleich bereit, uns beim Aufschlagen des Lagers zu helfen, und als wir das Flugzeug ein Stück weiterrücken wollten, um es in eine geschütztere Ecke zu bringen, halfen sie mit Feuereifer; sie schoben und schwitzten bei bester Laune. Aber als ich den Häuptling fragte, ob er nicht so ein Flugzeug besitzen möchte, versicherte er mir, er wolle keins.

„Der Schatten, den es wirft, ist ja sehr nett“, meinte er, „aber es läßt sich zu schwer bewegen, und wir haben einen weiten Weg, um Futter für unsere Herden zu holen.“ Anscheinend war der einzige Wert, den das Flugzeug für ihn oder für sie alle besaß, der eines Schattenspenders in einem überheißen Lande, wo zumeist jeglicher Schatten fehlte.

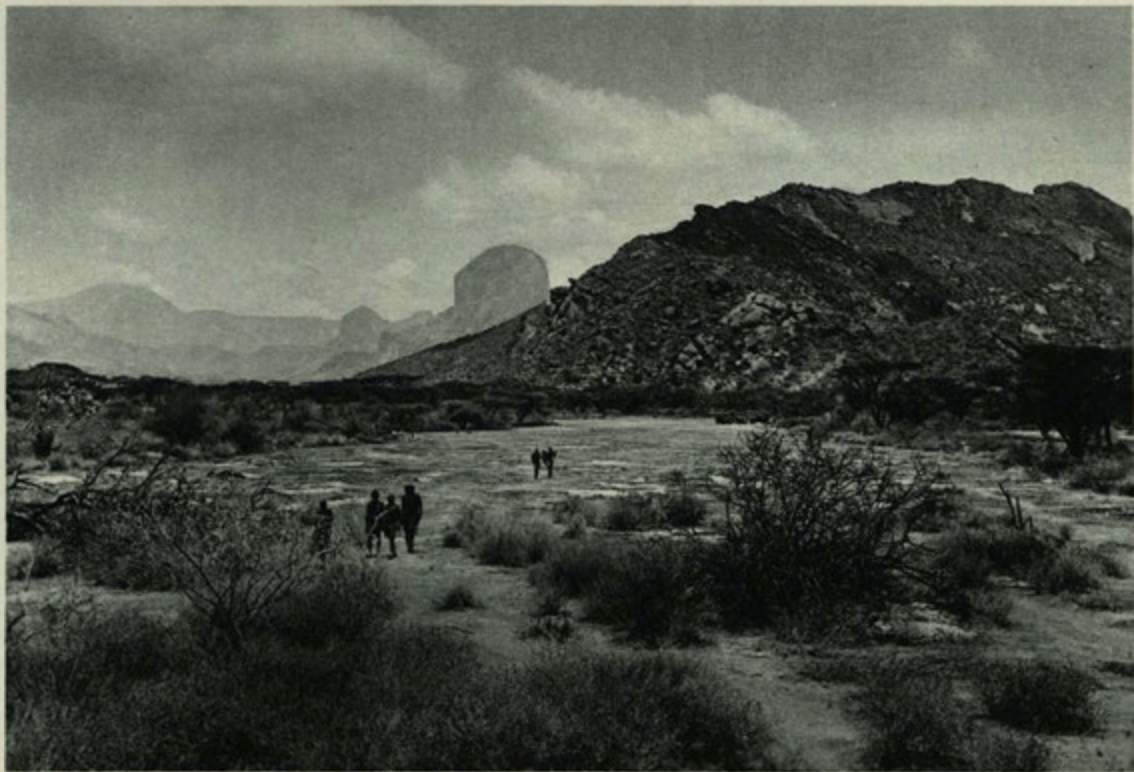
Diese Turkanas haben wie andere ihrer weit verstreuten Sippe lange, verknotete Haare; dabei üben sie einen Brauch, dem ich bei keinem andern Volk begegnet bin. Wie andere Eingeborene beschmieren sie ihr Haar mit Schlamm und Hammeltalg und verknoten es zu allerlei abenteuerlichen Gebilden; aber ihre ganz besondere Sitte fügt eine weitere Eigenheit dazu. Der Sohn schneidet nämlich beim Tode des Vaters dessen Haare ab und verkittet sie mit reichlich Schlamm und Talg in seine eigenen. So hatten manche Turkanas verschiedene Schichten von Haaren toter Ahnen in ihr eignes Haar hineingeklebt. Die Formen, die dieser Haarschmuck aufweist, sind oft höchst seltsam. Manchmal hängt eine gewaltige Schwarte drecks- und talgstarrenden Haares den Rücken eines Mannes in einem großen biberschwanzförmigen Zopf herunter und nimmt bei einer Dicke von drei bis fünf Zentimetern gut die halbe Schulterbreite ein. Manchmal ist das Haar zu absonderlichen und fast unbeschreiblichen Gebilden verkittet; ein Bursche hatte seins sogar mit einer Art Griff versehen, so daß sein ganzer Kopf von hinten genau so ausah wie ein altmodischer

Wasserkrug. Zu dieser sonderbaren Sitte kommt nun noch das reichliche Beschmieren mit Laugensalz, so daß fast überall auf ihren Leibern große Leichenflecke prangen; so ist denn die Wirkung recht eigenartig, ganz abgesehen von den Federn, die manchmal kerzengerade oben auf ihren Schädeln stehen, sowie dem handgroßen Fierat, der oft an ihren Nasen baumelt, und den Lippenpflocken aus Elfenbein oder Holz, die sie derart durch die Unterlippe stecken, daß sie sie mit der Zunge dem Beschauer entgegenstrecken oder wieder zurückziehen können.

Ein armseliges Dörfchen lag unweit unseres Landeplatzes. Wir besuchten es mehrmals; aber es war ganz gewiß ein jammervoller Ort. In einem großen kreisrunden Dornbuschwall, durch den etwa alle fünf- zehn Meter eine Lücke führte, standen etwa dreißig kreisrunde Hütten, jede dicht an den Dornenwall geschmiegt. In Wirklichkeit war dieser Wall natürlich nur ein Haufen Dornestrüpp und im übrigen überhaupt ohne Gefüge. Die Hütten waren aus Flechtwerk, das man mit Schlamm und Kuhdung verschmiert hatte, während der ganze Mittelteil des Kreises, der etwa hundert Meter Durchmesser haben mochte, aus kümmerlichen Gartenstückchen und kleinen Dornenumzäunungen bestand, in denen sie nachts ihre Herden hielten.

Nein, war das ein Land! Wir hatten seelenruhig unsere Zelte gebaut und das Flugzeug festgepflockt — nicht, daß wir es für nötig hielten, sondern nur als Vorsichtsmaßregel; doch kaum hatten wir uns an jenem Abend zur Ruhe begeben, als wir erfuhren, was für ein Wind an den Ufern des Rudolfsees wehen kann. Wir standen ein halbes Duzend Male vor Mitternacht auf, um die wildherumschlagende Leinwand straffzuziehen oder am Flugzeug neue Tauen anzubringen. Die Windstöße hatten bereits gewaltige Staubwolken aufgewirbelt, während der heranwehende Sand uns jedesmal, wenn wir uns nach draußen wagten, ins Gesicht schnitt und in die Augen kam. Dann knickte das Küchenzelt in sich zusammen, unter wütendem Geflatter von Leinwand und Geklapper von Geschirr. Wir eilten hinaus, um dem Leinwandgewoge Einhalt zu thun; aber kaum hatten wir daraus ein Bündel auf dem Boden gemacht, als wir schleunigst zurück mußten, um unsere Schlafzelte ihrerseits vor dem Umwehen zu bewahren.

Der Staub in der Luft war unterdessen in den Zelten ebenso dick geworden wie draußen, und unsere Decken waren voll davon. Er durchdrang alles, ehe wir schließlich heimflogen — Proviantkisten, Kleider, Lebensmittel, Bildkammern, Gewehre, Ferngläser, und auf



Landungsfeld.

Obgleich der Boden gut war, war es doch fast stets gefährlich, hier zu landen, weil tückische Luftströmungen herrschten. Die Winde, die vom Tal heraufwehten, sprangen derart um, daß sich der Windfackel in wenigen Stunden völlig herumdrehte. S. 32.



Osa beim Angeln.

Osa angelt am Chaniastfluß. Jeder Bach, jeder See in Afrika wimmelt von Fischen; die Landschaft ist schön, das Klima herrlich.



Über dem Tanastfluß.

Der „Geist Afrikas“ über dem Lande der Elefanten. Elefanten sucheten in Deckung, als wir vorüberflogen; Krokodile glitten in den Schlamm; Stupferde prüllten und tauchten in tiefes Wasser; dann und wann stürmte eine Büffelherde in einer Staubwolke dahin. S. 65.



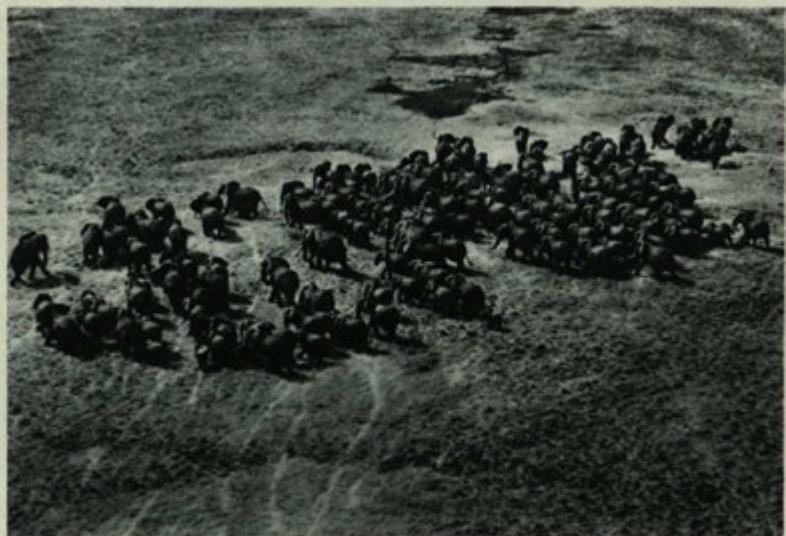
Der wundervollste Anblick, der uns beschieden war.

Tausende und aber Tausende von Elefanten in Herden von hundert bis fünfhundert Tieren befanden sich auf der Wanderung zum Loriansumpf, nachdem ihre gewöhnlichen Weideplätze ausgetrocknet waren. Im Loriansumpf findet sich immer Wasser sowie Sumpfgas, das ihnen über die Trockenzeit hinweghilft. Bei Einsetzen des Regens zerstreuen sie sich alle wieder. S. 65.



Ein Paar Topi.

Ein Paar Topi beobachtet einen Gepard. Diese Haltung ist für das Topi und das Kongoni bezeichnend; sie beobachten einen Gegenstand derart angespannt, daß es verhältnismäßig leicht ist, sich ihnen von hinten zu nähern.



Die großen Herden.

148 Elefanten gehörten zu dieser Herde, die wir über dem Loriansumpfe an der Nordgrenze Britisch-Ostafrikas filmten. Leider war die Luft sehr bockig; es erwies sich als fast unmöglich, klare Bilder zu bekommen. Zu unserer Überraschung ließen sich die Elefanten von unsern Flugzeugen nur erschrecken, wenn wir unmittelbar über ihnen flogen. S. 65 f.

unserer Haut lagerte ein dichter Überzug von Schmutz und Sand, während jedes bißchen Speise, die wir zum Munde führten, uns wegen des darin enthaltenen Sands und Staubs die Zähne stumpf machte. Wir kamen in jener ersten Nacht nur wenig zum Schlafen; aber bei Hellwerden legte sich der Wind etwas; also machten wir uns daran, ein wenig Ordnung herzustellen, das Küchenzelt aufzurichten, die Bildklammern rein zu wischen und uns selber zu säubern. Aber in der nächsten Nacht, in der übernächsten und in der überüber-nächsten ging's uns geradeso, und am Tage hatten wir viel mehr Wind, als uns lieb war. Das Küchenzelt wehte so oft um, daß wir es endgültig zusammenfalteten, und die andern Zelte lagen ebensoviel auf dem Boden, wie sie aufgerichtet standen. Der Schmutz auf unsern Siebensachen und unsern Leibern setzte sich rascher ab, als wir ihn herunterbekommen konnten, und Vern, der mit seinen Gedanken immer beim Flugzeug war, arbeitete jeden Tag stundenlang an den Motoren herum, die er reinigte und reinigte und immer wieder reinigte. Er deckte sie mit ihrem Segeltuchschutz zu und sann immer neue Kniffe aus, wie er sie vor dem Staub bewahren konnte, der irgendwie durch Fugen dringen zu können schien, die doch so dicht waren, daß alles andere unter der Sonne ferngehalten worden wäre.

Wenn wir an dem Tage, wo wir in jener windgepeitschten Stätte der Verzweiflung landeten, geahnt hätten, daß uns eine so anhaltende Belagerung bevorstand, dann hätten wir uns sogleich wieder davon gemacht. Aber das wußten wir eben nicht, und so bauten wir das Lager auf. Jede neue Bö erfüllte uns ja auch irgendwie mit der Hoffnung, daß es die letzte war — daß das Wetter sich zum Guten wandte und wir nun daran gehen könnten, unsere Habe und uns selbst zu säubern, um nun endlich die schlichten Eingeborenen der Gegend nach Herzenslust zu knipsen und zu beobachten. Aber die Zeit kam nie. Wir kämpften gegen Wind und Hitze und Staub und stechenden Sand, bis wir es nicht mehr aushalten konnten.

Während wir dort oben weilten, flog Vern einmal nach Agronet zurück und brachte neue Vorräte an; als unsere Abschiedsstunde kam, hielten wir es daher für besser, nicht alles und jeden auf einmal mitzunehmen. Bob Moreno und zwei unserer schwarzen Boys blieben also zurück; Vern hatte versprochen, sie am andern Tag oder am Tage darauf abzuholen. Wir aber packten unsere staubbefschwerte Habe in das Flugzeug und flogen ab, voll Bedauern, nicht mehr von den

freundlichen, hilfsbereiten Eingeborenen erfahren zu haben, aber über die Maßen glücklich, jene Heimat der Staubstürme hinter uns zu lassen.

Wir flogen nach Norden, bis uns das Ende des Sees mahnte, daß Abessinien vor uns lag, und da wir keine Fluggenehmigung für dieses Land besaßen, machten wir kehrt und flogen wieder einmal nach Süden; wir wollten die „einzigen Menschen auf der Erde“ besuchen und dann nach Agronet heimfliegen. Aber als wir uns der Südspitze des Sees näherten, wehte der Wind noch ärger als bei unserm Flug nach Norden. Große Brecher türmten weißen Schaum in langen Wellen auf den Strand, als wir darüberflogen. Darum umkreisten wir die Insel nur ein einziges Mal — unser Benzin ging allmählich zur Neige — und drückten die Maschine lagerwärts. Wir freuten uns auf reine Decken und ein erquickendes Bad, auf Gemütlichkeit und sauberes Essen und eine windlose Nacht im Lager. Unser Besuch des Rudolfsses war zu Ende, und niemand von uns war böse darum.

Am andern Tag in aller Herrgottsfrühe startete Vern, der keine Müdigkeit kennt, wenn es fliegen gilt, um Moreno zu holen. Er meinte, wir sollten ihn am Nachmittag zurück erwarten. Wir zweifelten natürlich nicht daran und winkten ihm flüchtig Lebewohl zu; wir glaubten, er wäre in sechs bis acht Stunden wieder bei uns. Er verschwand über den Kamm der Berge, und wir verrichteten unsere Lagerobliegenheiten, frohen Muts, daß er am Nachmittag mit Moreno zurück sein würde.

Aber der Nachmittag kam und ging, ohne daß sich etwas vom Flugzeug zeigte. Die Abendbrotzeit kam, und noch immer war Vern nicht da. Die Sonne ging unter, und wir im Lager begannen, uns Sorgen zu machen. Sicher war irgend etwas schief gegangen; was aber, das konnten wir nicht erraten. Man kann sich indes wohl denken, daß wir uns tausenderlei ausmalten: eine Motorpanne und das Flugzeug hilflos auf dem großen See herumgeschleudert; Sturm und ein zerschlagener Rumpf, der einen Flug unmöglich machte; zerschmetterttes Fahrgestell; ein Absturz, der alle nur denkbaren Ursachen haben konnte; hunderterlei konnte ihm ja zugestoßen sein.

Es ist kein Wunder, daß wir in der Nacht nicht ruhig schliefen; denn obwohl es im Flugzeug nach dem Rudolfsee nur ein Katzenprung ist, war die Reise im Lastauto dorthin so gut wie unmöglich und zu Fuß eine furchtbar beschwerliche Sache.

Unser anderes Flugzeug befand sich friedlich in der Halle, die wir in Nairobi gebaut hatten; das konnte uns also auch nicht helfen. Freilich waren Vern und ich, die mit solchen Fällen gerechnet hatten, vordem übereingekommen, ehe eine Rettungsexpedition sich auf die Beine machte, sollten wir 24 Stunden über die planmäßige Ankunftszeit des Flugzeugs hinaus warten. Infolgedessen lagen wir den ganzen nächsten Tag auf der Lauer, suchten ständig den Himmel ab und hofften jeden Augenblick, das Brummen der Motoren zu vernehmen oder das Flugzeug hoch im Aetherblau über den Bergen im Norden zu erspähen. Aber keine Motoren dröhnten, kein Flugzeug kam.

Nun soll man aber nicht etwa denken, daß wir untätig blieben. Wir überlegten, was zu geschehen hatte, und trafen alle Anstalten zum Handeln. Zunächst sollte eine Stunde nach Zellwerden am andern Tag ein Trupp unserer Boys unter Voculys Führung einen Fußmarsch zum See antreten; wir legten die Tagereisen genau fest. Sanial und Davis sollten das Lastauto nehmen und versuchen, sich auf Umwegen durchzuschlagen, damit sie ebenfalls Vern noch rechtzeitig erreichten und Hilfe brachten. Osa und ich anderseits wollten mit ein paar Boys den andern Lastwagen nehmen und nach Nairobi aufbrechen; wir wollten so rücksichtslos und so schnell wie nur möglich fahren, um unser anderes Flugzeug zu holen, mit dem wir dann gleich wiederkommen wollten, um die Suche auf dem Luftwege zu beginnen. Das waren unsere Pläne, und ehe wir in jener Nacht zu Bett gingen, war fast alles bereit.

Es dauerte lange, ehe ich in der Nacht einschlafen konnte, und den andern ging es wohl genau so; aber schließlich gelang es mir doch, denn ich war müde. Aber mit dem frühesten Morgengrauen waren wir wach und trafen unsere letzten Anstalten, ehe wir in den drei verschiedenen Richtungen aufbrachen, die unsere einzelnen Abteilungen einschlagen sollten.

Es gab natürlich die üblichen Verzögerungen; doch schließlich waren wir alle marschbereit, als schwach aus der Ferne Motorengerumm an unser Ohr drang, und im nächsten Augenblick sahen wir das Flugzeug, wie es über das Lager flog. Nie sind wir wohl so geschwind vom Lager zum Flugplatz gesaußt; als wir hinkamen, fanden wir Vern, Moreno, die Boys und das Flugzeug in allerbesten Verfassung, wenn gleich viele Schlammspuren an den Männern wie auch auf der Kiste erkennbar waren.

Ihre Geschichte war rasch erzählt: beim Versuch, dort zu landen, wo wir Moreno zurückgelassen hatten, hielt Vern eine Schlammfläche fälschlich für eine solche hartgepackten Sandes, und nur sein unglaublicher Fliegerdusel behütete ihn davor, daß die Räder abgerissen wurden und die Kiste einen Überschlag auf der Nase machte. Auch jetzt noch steckte die Maschine derart im Sumpf, daß selbst fast 100 Turkanas unter Zuhilfenahme beider Motoren sie nicht von der Stelle bringen konnten.

So wurde es denn nötig, die hilfsbereiten Eingeborenen kilometerweit in die Kunde umherzuschicken, um Baumstämme zu holen, mit denen sie eine Art Knüppeldamm bauten, über den man das Flugzeug auf festen Grund zerrren und schieben konnte. Welch höheres Lob konnte man der Arbeitskraft und Dienstwilligkeit der Turkanas spenden als die Feststellung, daß sie die fast unmögliche Leistung in anderthalb Tagen schafften! Viele von ihnen schleppten ganz allein Baumstämme, so berichtete mir Vern, die zwei Weiße nicht leicht hätten bewegen können, und zwar schleppten sie sie noch dazu 10, 12, ja 15 Kilometer über jene schreckliche, glutflirrende, windgepeitschte Wüstenei!

Ich habe schon früher häufig erklärt, nach den Pygmäen gefielen mir von allen Eingeborenen Afrikas die Turkanas am besten, und es freut mich, das hier wiederholen zu können. Nicht nur wegen ihrer Arbeitswilligkeit schätze ich sie so. Die Pygmäen weigern sich oft überhaupt zu arbeiten, und sie sind mir trotzdem lieb und wert. Aber der Turkana ist von echtem Schrot und Korn, wie sich das in diesem Fall wieder einmal zeigte, und ich wenigstens freue mich, ein Lob auf ihn singen zu können.

Im Elefantenparadies

Nachdem wir uns übermäßig lange in Agronet aufgehalten hatten, wurde es Zeit für uns, anderswohin zu gehen, um endlich mit unserer Arbeit des Filmens der Tiere zu beginnen. Wir hatten bestimmt damit gerechnet, Aufnahmen von den ungeheuren Herden der wandernden Elefanten machen zu können, und nun mußten wir uns darüber klar werden, daß infolge des Ausbleibens der Regenzeit auch die Wanderung ausfiel. Die sollte eigentlich einen Hauptteil des Films bilden, der uns vorschwebte, und so waren wir genötigt, unsere Pläne völlig umzuwerfen.

Wir beschloßen daher, uns in eine Gegend zu begeben, die wir vor einigen Jahren aufgesucht hatten und die, wie wir wußten, ausgezeichnetes „Material“ beherbergte. Diese Gegend liegt östlich vom Kenia und ein wenig südlich vom Guaso-Tjiro-Fluß. Der besondere Ort, an den wir dachten, wenigstens soweit unser Landeplatz in Frage kam, war Garbatulla, der Handelsplatz eines alten Freundes von uns namens Perera.

Pereras Heimat ist Ceylon; er spricht tadellos Englisch und ist so schwarz, daß ich ihn oft für blauschwarz gehalten habe. Er treibt nun schon fünfunddreißig Jahre Handel in Garbatulla und gedenkt meines Wissens auch die übrige Zeit seines Lebens dort zu bleiben; er tauscht Messer, Zucker, Salz und Kattun gegen Rinder- und Schafhäute, die von den Somal der Gegend gefertigten Seile, Leopardenfelle und alles sonstige, dessen er habhaft werden kann. Da seine Unkosten nur sehr gering sind, konnte er nach vielen Jahren Handelns ein hübsches Vermögen zusammenscharren, mit dem er nach Ceylon heimzureisen gedachte. Er machte daher seinen Besitz zu Bargeld, das ihm dann in der Nacht vor der Abfahrt bis auf den letzten Pfennig gemaust wurde. Ceylon als Reiseziel schied nun aus; er mußte weiter in Garbatulla Handel treiben, wo die Geschäfte freilich — denn die Weltwirtschaftskrise hat auch den abgelegenen Ort nicht

verschont — lange nicht mehr so gut gehen wie ehemals. Er hat recht wenig Aussicht, daß ihn Ceylon noch einmal wieder sieht; denn in Garbatulla genug beiseitezulegen, um davon leben zu können, bedeutete schon eine tüchtige Leistung, als die Zeiten noch gut waren. Soviel Glück dürfte er kaum noch einmal haben.

Garbatulla nun, das nicht viel mehr war als Pereras Handelsplatz aus Flechtwerk und Erde, nannte kein Landungsfeld sein eigen, und ehe wir unsere Flugzeuge in der Umgebung verwenden konnten, mußte eins angelegt werden. Osa und ich flogen also mit Vern Carstens samt den Silmen, die wir in Agronet und am Rudolfsee belichtet hatten, nach Nairobi, während Moreno, Sanial, Davis und Fritz Malewsky, der sich uns vor kurzem angeschlossen hatte, unsere fünf Lastautos herausholten und mit dreizehn Eingeborenenboys die beschwerliche, 800 Kilometer weite Überlandfahrt zu Pereras Handelsplatz antraten.

Während ich damit beschäftigt war, in meinem Werksaal in Nairobi Filme zu entwickeln, und Osa eifrig daran ging, weitere Vorräte für einen neuen langen Arbeitsabschnitt da draußen zu beschaffen, sollte die Kraftwagenabteilung sich nach Garbatulla begeben, durch Pereras Vermittlung Helfer anwerben und einen Platz in jenem ungewöhnlich ebenen Gelände planieren, wo wir zwei Wochen, nachdem wir uns in Agronet getrennt hatten, mit dem Flugzeug landen und unsere Arbeiten wieder aufnehmen konnten.

Wir erfuhren später, daß die Kraftwagenabteilung nur fünf Tage brauchte, um die 800 Kilometer zu schaffen — keine schlechte Leistung, wenn man bedenkt, daß kein Meter davon über eine Straße führte und daß es zumeist über Gelände ging, wo selbst Wege fehlten, wo unzählige schroffabfallende Böschungen weggegraben und unzählige Abflurgrinnen ausgefüllt werden mußten, ehe die Wagen durchkommen konnten. Das Glück fügte es ferner, daß Perera, auf dessen Hilfe wir, das wußte ich, bauen konnten, in diesem Lande der Somal und Borans, die nicht arbeiten wollen, neun herumstreifende Turkanas aufgabeln konnte, die uns beim Anlegen des Landungsfeldes halfen. Er konnte auch aus seinem kleinen Warenspeicher die nötigen Dschimbies und Pangas, d. h. Hacken und Messer, beschaffen, die wir zu der Arbeit benötigten.

Als wir zwei Wochen später beim Morgenrauen von dem Flughafen Nairobi abflogen, schwebten wir schon drei Stunden darauf

über Garbatulla; denn wir flogen unsere große Zweimotorenmaschine und schafften über 100 Kilometer in der Stunde; unter uns aber, unmittelbar vor Pereras einfachem kleinem Handelsplatz, sahen wir ein völlig einwandfreies Rollfeld für unsern Empfang gerüstet. Unterdessen hatte auch Perera den ansässigen Eingeborenen erzählt, des weißen Mannes „Indagi“ treffe in Kürze ein; er hatte ihre Neugier so vorzüglich geweckt, daß mehrere hundert Borans und Somal von ringsherum hergewandert waren, um zum erstenmal ein Flugzeug zu sehen.

Wir umkreisten das Feld, entdeckten den Windsack, den man aufgehängt hatte, und landeten zum Erstaunen der versammelten Wilden in einer Wolke von Staub; im selben Augenblick bewillkommnete uns nicht nur unsere eigene Abteilung, sondern auch Perera, ohne dessen Beistand das Feld ganz sicher nicht fertig gewesen wäre. Perera nun, zu dessen Geschäft es ja gehört, von herumwandernden Eingeborenen die geringste Neuigkeit aus dem umliegenden Lande zu erfahren, betriete uns gleich, eine Gruppe Borans, die eben aus der Nähe des Loriansumpfs eingetroffen seien, hätten das Vorhandensein unglaublicher Mengen Elefanten daselbst gemeldet.

Nun hatten wir es schon lange gerade auf Elefanten abgesehen; diese Kunde kam uns somit höchst erwünscht. Osa indessen, die eine lange Erfahrung mit Eingeborenen vorsichtig machte, schenkte der Geschichte keinen Glauben; selbst Perera konnte nicht beschwören, daß sie stimmte. Trotzdem wollte ich der Sache auf den Grund gehen; wir tankten daher gleich, um ein paar Stunden in der Luft bleiben zu können.

Osa freilich wollte nicht mit. Wir hatten bereits beschlossen, das Lager an den Ufern des Kinaflusses aufzubauen, etwa sechzig Kilometer weiter nach Südwesten. Der Loriansumpf lag etwa zwei- bis dreimal so weit in entgegengesetzter Richtung. Infolgedessen übernahm Osa das Kommando über vier von den fünf Lastautos und brach mit unsern dreizehn Boys zum Kinafluß auf, um das Lager zu errichten. Wir übrigen, Perera einbegriffen, stiegen in das Flugzeug und flogen hinter den Elefanten her.

110 bis 130 Kilometer nördlich von Garbatulla fließt der Guaso-Njiro-Fluß ostwärts zum Loriansumpf. Den Guaso-Njiro steuerten wir nun an, und zwar genauer die Umgebung einer Stelle, die von jeher als Kittimasters Lager bekannt ist. Die Mitglieder unserer eigenen Kraftwagenabteilung waren nämlich dem Guaso-Njiro eine Strecke

gefolgt und hatten mir berichtet, sie hätten ein paar Elefanten und ein Nashorn gesichtet. Tatsächlich hatte Sanial seinen Hals aufs Spiel gesetzt, um ein Nashorn aus nächster Nähe zu knipsen, um dann freilich, nachdem er den Versuch unternommen hatte, zu finden, daß die Kamera nicht geladen war.

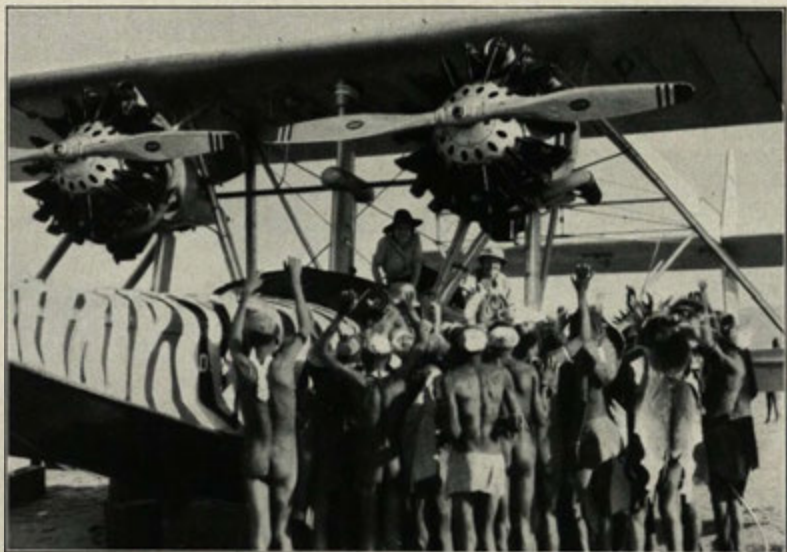
Nun flogen wir also ab. Die Motoren brummtten über das verdorrte Land, und wir spähten ständig mit unsern Gläsern nach einem Anzeichen von Wild aus, während Perera von seinem Fensterplatz aus unablässig über die Wunder des Flugzeugs staunte.

Wer Kittimaster eigentlich war oder wann er am Guaso-Njiro lagerte, kann ich nicht angeben. Ich weiß nur, daß Kittimasters Lager jetzt nur ein Name ist, und an diesem besondern Vormittag war sein einziger Bewohner, soweit wir von der Luft aus feststellen konnten, ein vereinzelter Elefantenbulle, der, als wir ihn überflogen, sich hastig davontrollte. Trotzdem war es der erste Elefant, den wir gesichtet hatten; das machte uns Mut. Infolgedessen legten wir die Maschine schief und steuerten flußabwärts zum Loriansumpf in der Hoffnung, mit dem Bericht der Borans habe es seine Richtigkeit.

Aber nunmehr, wo wir statt über die Ebenen das Tal hinunterflogen, wurde die Luft scheußlich bockig; Perera, der noch nicht ans Fliegen gewöhnt war — denn dies war seine erste Luftreise —, bekam sofort einen Anfall von Luftkrankheit, der unglücklicherweise die vier Stunden anhielt, die wir noch in der Luft blieben. Nunmehr begannen wir aber auch zu sehen, was wir zu finden erhofft hatten. Ein zweiter Elefant erschien in einer Blöße unter uns, und dann sichteten wir mehrere. Eine Büffelherde stob davon; ein vereinzeltes Nashorn lief herum und verwunderte sich zweifellos, was für ein merkwürdiges Wesen da oben in der Luft solchen Krach machen konnte. Weitere Elefanten tauchten auf — eine Herde von fünf — eine Herde von fünfzehn Tieren. Von gewöhnlicherem Wild wimmelte es; wir flogen auch über eine Pavianbande.

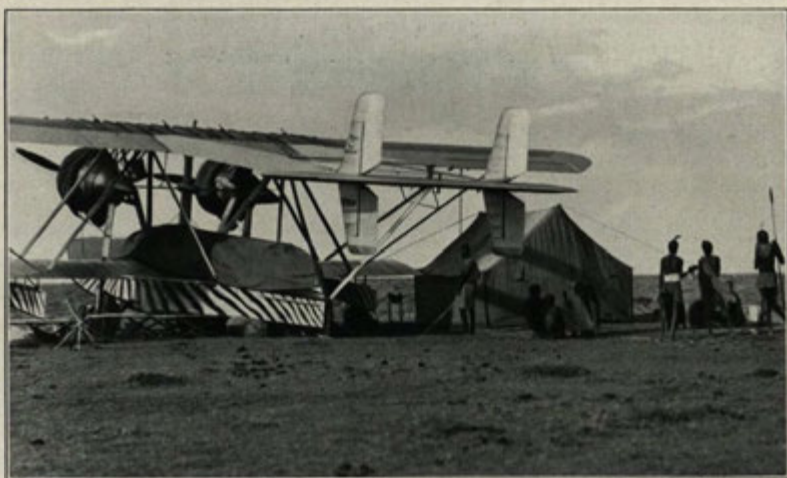
Ich filmte munter darauflos; Hugh Davis, der es auf Stehbilder abgesehen hatte, machte die Luke auf und steckte Kopf und Schultern heraus, während Moreno und Sanial ihn abwechselnd an den Füßen hielten, damit er nicht etwa hinausgeschleudert wurde, wenn wir in den Luftlöchern so hundsgemein herunterfielen.

Der Fluß unter uns wurde immer schmaler, und als wir einen Übergang namens Merti erreichten, verschwand er ganz und gar bis



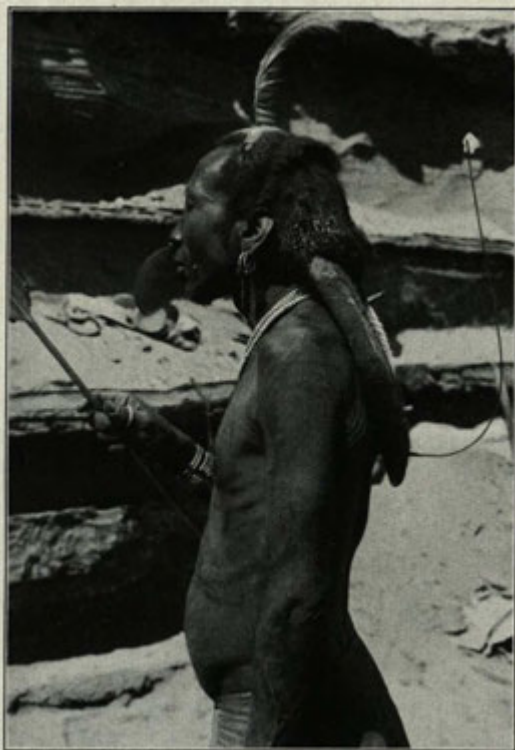
Unser Empfang bei den Turkanao.

Zuerst war es recht schwer, von den Turkanao Aufnahmen zu machen, weil die meisten Männer unbekleidet waren; doch lösten wir die Kleiderfrage, indem wir ihnen Kattun zum Tragen schenkten. S. 54.



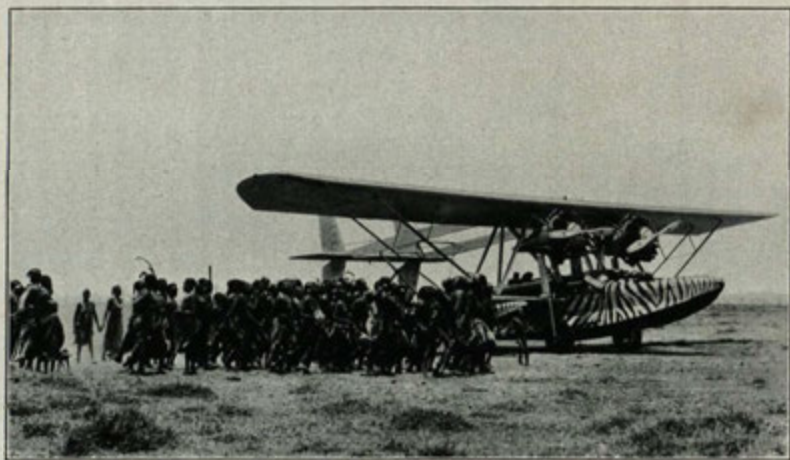
Lager am Ufer des Rudolfsees.

Vern und Bob versuchten, unter den Tragdecks zu schlafen; Osa und ich gaben es auf, im Zelt zu schlafen; denn die Sandstürme wehten es jede Nacht um. Am Morgen war alles mit einem Zentimeter Sand bedeckt. S. 54 ff.



Turkana-Kopfrutz.

Ein echter Turkana, der das Haar seiner Ahnen trägt. S. 55.



Abschiedstanz der Turkanafrauen.

Als wir diesen gutmütigen Stamm verlassen wollten, tanzten die Frauen um unser großes Flugzeug und sangen dabei ein Lied, das sie offenbar für diese Gelegenheit gedichtet hatten. Wir konnten nur die Worte „des weißen Mannes Vogel“ verstehen.

auf einen gelegentlichen kleinen Tümpel, um den herum die zertrampelte Erde deutlich von den Tieren ringsherum kündete.

Anderthalb Stunden flogen wir wohl über dem ausgetrockneten Flußbett; ab und zu legten wir das Flugzeug schräg und kreisten, wenn wir auf eine ungewöhnliche Ansammlung von Tieren stießen. Ich behaupte wohl nicht zuviel, wenn ich sage, daß wir von da an, wo wir den ersten Elefanten in Kittimasters Lager erblickten, jeden Augenblick die großen Dickhäuter vor uns hatten. Zuerst waren sie verstreut erschienen, einzeln oder zu zweien, zu dreien und vieren. Dann boten sich ganze Dutzende unserm Blick, und als wir uns schließlich den Rändern des Loriansumpfs näherten, sahen wir vor uns gewaltige Scharen weißer Reiher, die uns, noch ehe wir die Elefantenherden selbst zu schauen bekamen, verrieten, daß die Borans sogar viel zu wenig gesagt hatten.

Ich machte jetzt ständig meine Aufnahmen. Eine Elefantenherde von etwa einhundert Tieren tauchte unter uns auf, und als Vern in die Schräglage ging und eine Schwenkung ausführte, damit ich die Herde filmen konnte, sah ich verstreute Herden von noch größeren Ausmaßen, soweit meine Augen schauen konnten. Nie hatte ich mir in meinen Jahren in Afrika träumen lassen, Elefanten in so ungeheuren Mengen zu sehen. Der große Sumpf stand buchstäblich voll davon, und wegen des gänzlichen Fehlens von Bäumen entging unsern Augen kaum eine Herde.

Ganze Wolken weißer Reiher flatterten unter uns herum, während darunter die Elefantenherden sich den Weg durch das Sumpfsgras bahnten und auf der Suche nach Futter und Wasser gewaltige Schwaden niedertrampelten.

Wir flogen eine Stunde lang über dem großen Sumpf hin und zurück und erblickten während der ganzen Zeit nicht das geringste bißchen Wasser; so lange hatte die Trockenzeit gedauert. Und doch muß zwischen dem dichten Sumpfsgrasbestand Wasser vorhanden gewesen sein. In gewöhnlichen Zeiten finden sich Flußpferde im Loriansumpf. Ich möchte wissen, was aus ihnen bei so anhaltender Trockenheit wird.

Auf einmal flogen wir über eine riesige Elefantenherde, die ganze vierhundert Tiere gezählt haben muß, und in den nächsten zwanzig Minuten kamen wir über sechs weitere Herden, die beinahe ebenso umfangreich waren. Bloße Gruppen von fünfzig oder hundert schienen das Filmen schon gar nicht mehr zu verlohnen, und niemand von uns

konnte auch nur schätzungsweise angeben, wie viele Elefanten insgesamt da waren. Sie schienen sich von dem brummenden Ding, das über ihnen schwebte, nicht über Gebühr stören zu lassen. Sie wurden nicht flüchtig. Größtenteils schienen sie kaum aufgeschreckt zu werden. Es machte fast den Eindruck, als könne nichts auf der Welt sich mit der gesammelten Stärke messen, die sie selbst besaßen.

In Wildwest habe ich immer über die Kraft einer zwei-, drei- hundert oder gar tausend Kopf starken Rinderherde gestaunt. Selbst eine Schafherde kann, wenn sie groß genug ist, einen ähnlichen Eindruck vermitteln. Nun denke man sich die Rinder oder Schafe zu Tausenden — vielleicht zwei- oder dreitausend Stück, oder noch mehr. Die Gewalt, die sie vereint besitzen, ist ungeheuer. Nun bedenke man aber, was wir an jenem Tage sahen — nicht Schafe oder Rinder, sondern Elefanten —, Riesentiere, von denen jedes einzelne solche Stärke besitzt, daß ein Schaf oder eine Kuh fast ein Nichts dagegen ist. Und man stelle sich diese gewaltigen Ungetüme zu Tausenden — zwei-, dreitausend oder noch mehr Tiere — vor — denn ich weiß nicht, wie viele da versammelt waren — und man hat das Bild einer Kraft vor Augen, wie sie die Natur nur selten unter Lebewesen zusammenballt.

Vor Aufregung stockte uns der Atem. Manches liebe Mal habe ich Stunden und aber Stunden verbracht und einen einzigen solchen Dickhäuter auf die Platte zu bekommen versucht, und hier unter uns — alle gleichzeitig zu sehen — standen mehr Elefanten, als ich je in meinem Leben zu sehen bekommen habe. Und Osa hatte die Geschichte nicht geglaubt, die uns zu ihnen hingeführt hatte!

Kreuz und quer und herum flogen wir. Tausende Meter Filmstreifen hatte ich schon abrollen lassen. Ich langte gerade wieder nach einer geladenen Bildkammer und sah dabei Vern an.

Er schüttelte den Kopf.

„Wir müssen weg“, meinte er. „Das Benzin wird alle.“

Ich blickte auf die Brennstoffuhr und weiß nicht, wann ich jemals enttäuschter war.

„Können Sie nicht noch ein bißchen verweilen?“ fragte ich.

„Wir lassen es lieber bleiben“, erwiderte er. „Wir müssen jetzt schon querfeldein fliegen, wenn wir zurückkommen wollen.“

Ich nahm eine neue Bildkammer hoch, entschlossen, wenigstens noch ein paar Meter ablaufen zu lassen, und nickte ihm zu.

„Na, dann los, wenn Sie müssen“, schickte ich mich drein und machte mich an die Arbeit, weitere Filmmstreifen zu belichten.

Vern legte das Flugzeug schräg, richtete es auf, schaute in seine Karte und legte den Kurs fest. Wir glitten über den Rand des großen Sumpfs und drückten die Maschine über die öde Steppenwüstenei, die zwischen dem Sumpf und Garbatulla lag. Keine Besonderheit im Gelände zeigte sich auf dem ganzen ebenen Strich baumbesprenkelten Geländes — nicht ein Hügel oder Gewässer oder sonst etwas, das uns die Richtung wies. Wir waren jetzt ganz auf Verns Ortsinn und den Kompaß angewiesen; Brennstoff hatten wir zu wenig, als daß wir den Weg hätten zurückfliegen können, den wir gekommen waren.

Dabei war Perera krank, der arme Kerl — todkrank und zu schwach, um uns helfen zu können. Er saß zusammengesunken auf seinem Platz; sein biedereres schwarzes Antlitz war aschensahl geworden; seine gewöhnlich so strahlenden Augen blickten stumpf. Keiner aber von uns übrigen kannte das Land, das wir überflogen, während über 150 Kilometer vor uns lagen, mit nur einer winzigen Anhäufung von Erds- und Flechtwerkhütten am andern Ende als Zeichen, daß da Garbatulla lag.

Der Benzinpiegel sank immer tiefer; noch immer dehnte sich die nichtsagende Landschaft unter uns ringsumher — genügend eben zwar, aber von Bäumen und Büschen unterbrochen, zwischen denen wir nicht landen durften.

Vern indes schien voller Zuversicht, als er seinen Steuerkurs flog; schließlich nach einer bangen Stunde deutete er voraus. Da lagen kaum drei Kilometer entfernt und geradeswegs auf unserm Kurs Pereras Handelsplatz und unser Landungsfeld.

Wir landeten um 2 Uhr herum, nahmen ein eiliges Mittagmahl ein und saßen in einer halben Stunde schon in dem Wagen, den Osa für uns und unsere Fahrt zum Kinafluß zurückgelassen hatte. Wir kamen auch gut voran; denn es war leicht, den vier Lastautos zu folgen, die vorausgefahren waren, und das Gelände war eben. Wir brauchten nur wenig mehr als eine Stunde, um die Stelle zu erreichen, die Osa als Lager gewählt hatte, und was für eine prächtige Gegend war es!

Der Kinafluß selbst ist nur ein kleines Gewässer, nur dreieinhalb bis viereinhalb Meter breit; sein ganzer Lauf herunter von den Vorbergen des Kenia aber ist von überwältigender Schönheit dort am Rande der staubtrockenen Ebenen, auf denen Garbatulla liegt. Sein

Wasser ist kühl und klar; die Pflanzen an den Ufern schimmern hell und grün. Osa, die Schönheitsgefühl besitzt, hatte das Lager fast fertig; die Zelte waren dicht am Strom unter den weitausladenden Zweigen eines prächtigen Feigenbaums von beträchtlicher Größe aufgeschlagen. Im Augenblick hatte ich freilich keine Augen für die Schönheiten des Lagerplatzes; denn nur etwa anderthalb Kilometer, ehe wir ihn erreicht hatten, war uns ein vereinzelt Nashorn aufgefallen, das ein Stück seitlich von unserm Wege stand. Ein Grund für unsern Ausflug zum Kinafluß war nun, daß wir Aufnahmen von Nashörnern machen wollten; und so bot sich denn hier eine gute Gelegenheit, eine Streitfrage zu lösen, die uns seit langem beschäftigte: ob nämlich, wie wir meinten, ein Nashornangriff letztlich Schwindel ist — ob, statt dem Gegner zu Leibe zu rücken, die runzligen Ungetüme nicht vielmehr dazu neigen, sich seitwärts zu schlagen, falls der Gegenstand ihrer Wut nur ruhig stehenbleibt.

Wir sprangen daher aus dem Wagen, riefen Osa, nahmen ein leeres Lastauto und brachen sogleich auf, um das Nashorn zu finden, das wir gesichtet hatten. Das Glück war uns hold; denn keine halbe Stunde dauerte es, und wir erblickten eins, obwohl ich nicht beschwören kann, daß es daselbe Tier war, das wir vorher gesehen hatten.

Jedenfalls machten wir in sicherer Entfernung halt, und als wir uns durch das trockne Gras zu einer Stelle herangepirscht hatten, wo ich die Bildkamera aufstellen konnte, ging Osa ein kurzes Stück vor, um zu sehen, was nun folgte.

Bislang hatte das Nashorn unsere Anwesenheit noch nicht gemerkt, doch einen Augenblick später vernahm oder witterte es uns und geriet jetzt im Nu in Harnisch. Es sackelte auch nicht lange und vergeudete nicht erst lange Zeit mit Schnauben und überhaupt keine mit Herumtraben. Hoch fuhr der Wedel, herunter der Kopf, und Lehrmeinung hin, Lehrmeinung her, der Kerl nahm uns an.

Genauer gesprochen nahm er Osa an, die jetzt sechs oder sieben Meter vor der Kamera stand und, wie ich wußte, das Tier bis zu der Stelle heranstürmen lassen wollte, wo seine bessere Einsicht es veranlassen sollte, seitwärts abzuschwenken. Ich muß zugeben, daß das Ungetüm im Galopp herantraste. Es hatte gut und gern hundert Meter entfernt gestanden, als es zum Angriff ansetzte; in kerzengerader Bahn stampfte es nun auf Osa zu, die ruhig da stand und es erwartete.

Ich hatte eingeschaltet, noch ehe das Nashorn heranbrauste, und nun sah ich gespannt zu, wie die Strecke zwischen dem Tier und Osa rasch zusammenschmolz. Wieder einmal staunte ich über die Gewalt dieser Ungetüme und wußte nur zu gut, daß Osa für den Fall, daß wir falsch gerechnet hatten, abdrücken mußte. Dabei hatte sie noch ihre ganze Tüchtigkeit als gute Schützin aufzubieten; denn das Tier war schon dicht vor ihr, und ein Fehlschuß hätte etwas Schönes angerichtet.

Ich überlege mir manchmal, wie riesenhaft einem wohl ein Nashorn vorkommt, wenn man sich ihm nur zentimeterweit gegenüber sieht. Wir sind oftmals nahe genug gewesen — zwölf Meter, neun Meter, und in einem Fall oder in zweien sogar bloß sechs Meter und weniger. Ich weiß, daß schon auf solche Entfernung ein Nashorn abenteuerlich riesenhaft wirkt. Aber was würde man wohl von einem solchen Tier denken, das man nur ein halbes Meter vor sich hat?

Das mochte wohl auch Osa durch den Kopf gehen; denn sie stand gute sechs Meter näher vor dem heranpreschenden alten Kämpen als ich, und zwar hielt sie recht wacker stand. Das Tier war mittlerweile keine 20 Meter mehr entfernt und zeigte noch immer keine Miene abzuschwenken. Daß der Angriff sich schon auf diese Entfernung als Schwindel herausstellte, hatten wir freilich auch nicht erwartet. Heran raste das Nashorn, noch immer in vollem Galopp, und plötzlich brannte Osa los. Die Kugel saß. Das Tier sank auf die Knie, raffte sich auf, lief ein paar Schritte nach einer Seite und brach nieder.

Osa stand einen Augenblick da und beobachtete es, doch regte es sich nicht, und ich sah, wie sie ihren Kopf schüttelte. Dann drehte sie sich um und kam stirnrunzelnd auf mich zu.

„Es tut mir leid, Martin“, meinte sie. „Schade, daß ich geschossen habe. Ich glaube, das Tier wäre noch abgeschwenkt, aber es kam mir so gewaltig vor, daß ich Jagdsieber bekam.“

Wir begaben uns zum Lastauto zurück und wollten etwas anderes ausfindig machen, denn das Licht war noch gut. So fuhren wir denn durch gestrüppbestandenes Gelände und befanden uns plötzlich auf einer parkähnlichen Fläche, die etwa anderthalb Kilometer breit und ganze sechs bis acht Kilometer lang war. Es wuchs fast nichts darauf, und wir erspähten fünf Nashörner, die langsam von einer Seite auf die offene Fläche heraustraten.

Hier bot sich uns nun, so dachten wir, eine schöne Gelegenheit, nicht gerade alltägliche Nashornaufnahmen zu machen; denn man bekommt nicht oft so viele Tiere beisammen. Infolgedessen stoppten wir im Schutz eines Baumes und gingen langsam mit der Kamera vor.

Zwischen uns und den fünf nichtsahnenden Nashörnern lag eine steile kleine Donga, die wir queren mußten; so ruhig und vorsichtig wie nur möglich schritten wir darauf zu. Aber in dieser Schlucht standen, unsern Blicken völlig entzogen, eine Nashornmama und ihr tolpatschiges Kleines, und trotz unserer Vorsicht kamen wir beim Vorgehen immer dichter an sie heran. Wir waren von ihrem Unterschlupf noch ein Stück entfernt, als sie uns witterten; im nächsten Augenblick ließ uns ein gewaltiges Prusten haltmachen, während ein etwas schwächeres Schnauben in das erste einstimmte. Dann stürmten Mutter und Junges davon, die andere Seite der Schlucht hinauf und geradeswegs auf die fünf Nashörner zu, die wir hatten filmen wollen. Die wurden nun auch vergrämt. Mit viel Geschnaube machten sich alle sieben Nashörner auf die Socken, und mit unserer Hoffnung, einen recht ungewöhnlichen Nashornfilm zu bekommen, war es aus.

Mittlerweile wurde auch die Beleuchtung ungünstiger; der Tag war so gut wie vorüber, soweit die Lichtbildnerei in Frage kam. Wir begaben uns also wieder zum Lastwagen und brachen mit Osa am Steuer zum Lager auf.

Ich saß hinten, packte meine Kamera in die zugehörige Tasche und kramte herum; Osa aber fuhr kreuz und quer durchs Gebüsch und gab gar nicht acht auf das, was vor ihr lag, als sie plötzlich, ohne mir irgendwie Bescheid zu geben, die Bremsen anzog. Die Bremsstrommeln quietschten ganz gefährlich, und der Wagen hielt unvermittelt, während ich zwischen Bildklammern und Filmkassetten, Wascherflaschen und Gewehren herumflog. Ich stieß mir ganz gemein den Schädel, machte mich mit einiger Schwierigkeit frei und fragte verärgert, was denn um Gottes willen los war und warum ich so herumgeworfen wurde.

Die andern zeigten hinaus und redeten ganz aufgeregt, als ich mich aufgerichtet hatte, um zu schauen; und da sah ich schon wieder ein Nashorn zwischen die Büsche hineinpreschen.

„Was war denn eigentlich los?“ fragte ich.

„Wir haben den Kerl beinahe angefahren“, antwortete Osa. „Er kam um den Busch da drüben.“

Und richtig, da waren seine Trittsiegel, nur fünf Meter vor dem Wagen.

Die letzte Wegstrecke zum Lager war Gott sei Dank ereignislos. Mir saß freilich eine Beule am Kopf, die ich abbekommen hatte, als ich zwischen unsere Siebensachen hineinpurzelte; mein Bedarf war ohnedies für den Tag gedeckt. Hatte ich doch erst am selben Morgen Nairobi verlassen, dann buchstäblich Tausende Elefanten gesehen, einen Nashornangriff erlebt, beinahe sieben Nashörner in einer Gruppe aufgenommen und nunmehr auf ein Haar ein anderes Nashorn überfahren; einen so ereignisreichen Tag hatte ich wohl noch nie erlebt. Es war ganz gewiß alles recht spannend gewesen; aber auch Spannendes kann zu rasch aufeinanderfolgen. Für den einen Tag hatte ich jedenfalls genug.

Das Lager war schön in Ordnung, als wir dort eintrafen, und nach unserm unfreiwillig langen Aufenthalt in Agronet schien dies Fleckchen Erde am Kinafluß allen unsern Wünschen gerecht zu werden.

Wir besaßen sieben Zelte für uns außer den vier oder fünf, die wir für die Boys errichtet hatten. Wie sie so längs des Ufers jenes schönen Gewässers unter den langen Zweigen eines ungeheuren alten Feigenbaums in Reih und Glied dastanden, boten sie ein Bild der Behaglichkeit. Osa als eingefleischte Anglerin hatte zudem bereits einen Koll nur ein wenig oberhalb des Lagers ausfindig gemacht, wo sie zur Abendmahlzeit etwa ein Dutzend köstliche Fische fing. Ich habe es schon lange aufgesteckt, die Frage zu lösen, in welchem unserer vielen Lager es uns am besten gefallen hat; wenn dem Kinafluß nicht die erste Stelle gebührt, so steht das Lager dort doch mit obenan. Erst in der Frühe des nächsten Morgens freilich nahmen wir einen seiner herrlichsten Vorzüge wahr.

Wir hatten einen ereignisreichen Tag hinter uns und waren müde, begaben uns also früh zur Ruhe. Ich selbst schlief auch augenblicklich ein und rührte mich nicht bis zum Morgen, doch auf einmal wurde ich wach; das allerschwächste Licht der frühen Morgendämmerung begann gerade, sich durch die Zeltspitze über mir zu zeigen: nie habe ich wohl so viele Vögel zusammen singen gehört. Ich schlich mich geräuschlos aus dem Zelt, um davorzustehen und zu lauschen. Da sah ich denn Hunderte und aber Hunderte von Webervogelnestern den ganzen Bach entlang von den Bäumen herunterhängen, einige an schwanken Zweigen baumelnd, die sie nur ein kleines Stück über dem

Wasser schweben liegen, und überall sangen die Weber, als wollte ihre Kehle platzen. Das war fürwahr ein Wecker, der jeden auf die Beine brachte. Als ich schaute und lauschte, tauchte Osa hinter mir auf. Was hat, so dachten wir, wohl die Kultur zu bieten, das halb so wunderbar ist wie solch ein Morgen in der „Wildnis des dunkelsten Afrika“?

Einige Tage lang war uns kein besonderes Lichtbildnerglück beschieden; da wir immer noch besorgten, die Regenfälle seien auf dem Anmarsch, mochten wir auch nicht allzulange bleiben, so herrlich auch der Lagerplatz war. Bei trockenem Wetter lebte es sich ja ganz schön in dieser Gegend; aber der Regen hätte es uns unmöglich gemacht, die Lastwagen herauszubekommen, und unsere Pläne empfindlich gestört. Wir gaben uns daher dauernd redlichste Mühe, auf die Platte zu bekommen, was nur eben ging, um dann weiterfahren zu können; jeden Tag beobachteten wir die gewaltigen Wolkenzüge, die sich am klaren Himmel ballten und türmten; wir rechneten damit, in aller Eile das Lager abbrechen und schleunigst nach Garbatulla zurückflüchten zu müssen.

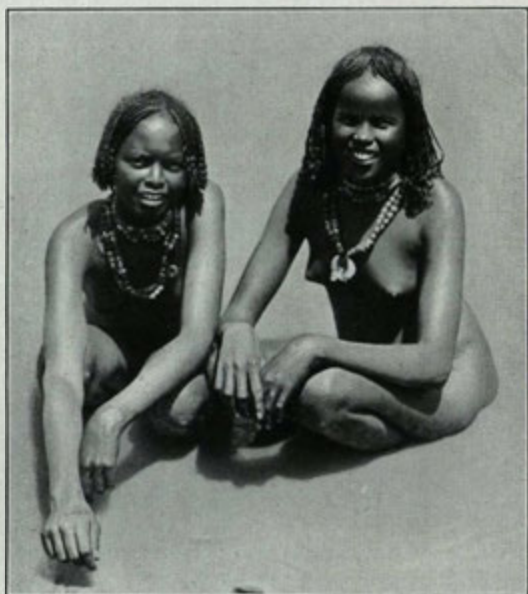
Aber wenn wir auch ein paar Tage lang mit der Lichtbildnererei Pech hatten, so war doch Osa Petriheil beschieden. Fast jeden Tag erübrigte sie Zeit zum Angeln; einmal brachte sie einen Zweipfundbarsch an, ein andermal holte sie einen zehnpfündigen Katzenfisch heraus. Eines Tages brachte sie freilich ihre Angelleidenschaft in eine böse Patsche.

Der Fluß besaß, wie schon erzählt, keine allzu große Breite, aber es war unmöglich, ihm eine größere Strecke zu folgen, ohne daß man um die Bäume und Sträucher herumging, die ihn umsäumten. Das hatte Osa bald spitz, und so hielt sie es denn so, daß sie ein Stückchen stromauf wanderte, bis sie eine Lücke fand, einen Wildwechsel vielleicht, der zum Wasser führte; so kam sie an den Bach heran und fischte eine Zeitlang, ehe sie dann zu einer ähnlichen Stelle höher hinauf weiterzog. Auf einem ihrer Ausflüge hatte sie ihre Angelei in der üblichen Art betrieben und war schließlich zu einem ungewöhnlich schmalen Pfad gekommen, der zum Wasser führte. Sie gab also hübsch auf Rute und Schnur acht, damit sie sich nicht in den Zweigen verhedderten, und schritt zum Ufer hinunter, ohne sich wohl sehr gründlich umzusehen; aber als sie gerade auswerfen wollte, hörte sie ein Rascheln hinter sich. Sie schaute sich geschwind um und sah zu



Bewohner der abessinischen Grenze.

Dies sind Borans, wie sie längs der Südgrenze Abessiniens zu Hause waren, wo sie Hunderte, — ja, vielleicht Tausende — von Jahren andere Stämme bekriegt haben und von ihnen bekriegt worden sind. Da sie so weit ab vom Sitz der abessinischen Negierung wohnen, hat sie diese nur sehr wenig in der Gewalt. Darum leben sie ständig in Unfrieden mit den Briten an der Nordgrenze sowie den Italienern in Somaliland. Viele Stämme der Borans sind in den verfloffenen Jahren nach Kenialand abgewandert, um Nube zu haben. S. 65.



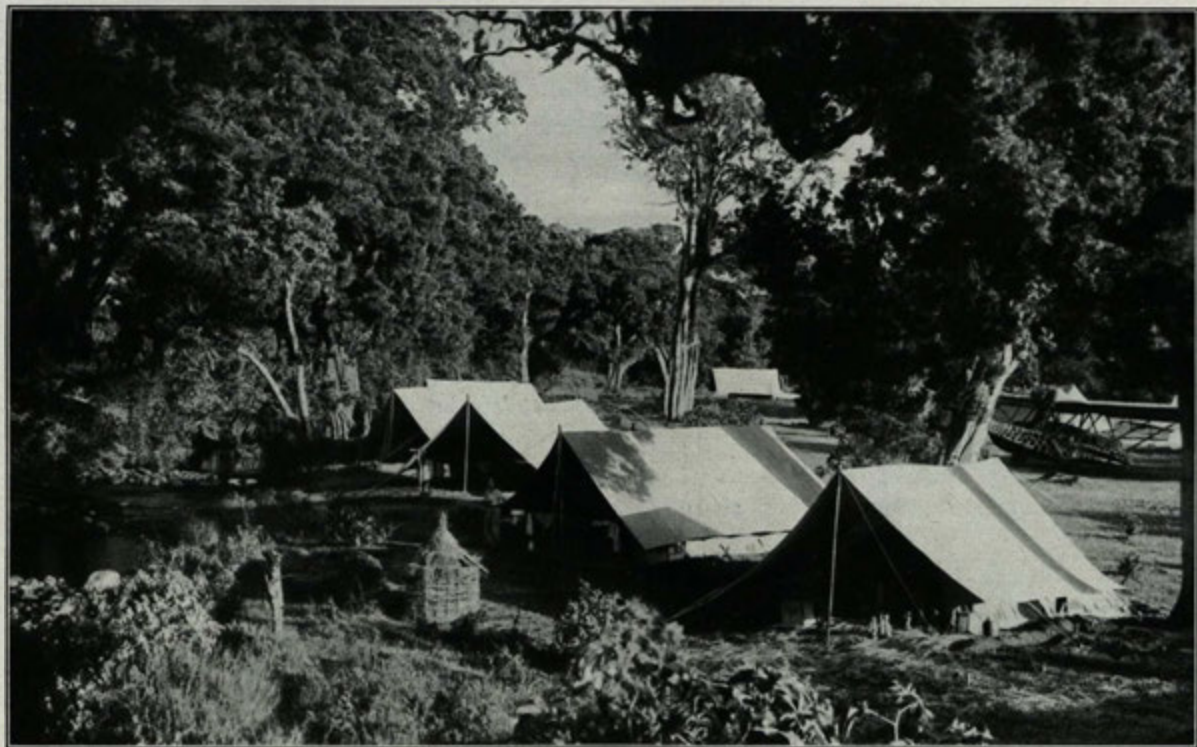
Somalimädchen beim Baden.

Zwei Mädchen überraschten wir beim Baden im Tanasfluß.



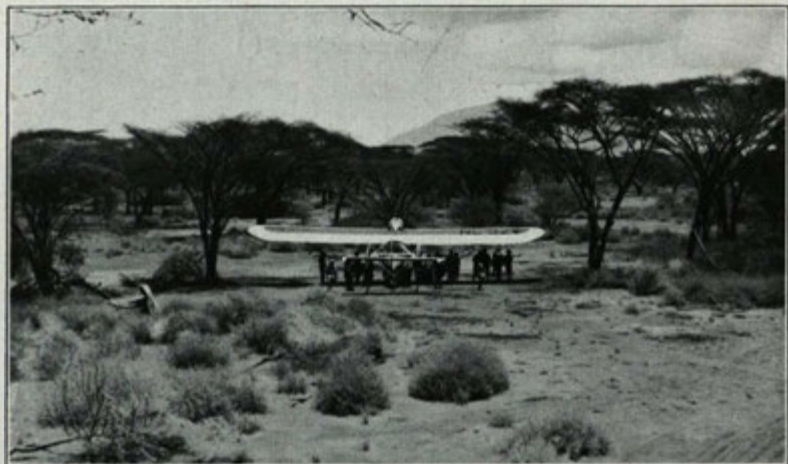
Milliarden von Flamingos am Naivasha-See.

Das Ufer dieses Sees ist etwa 50 Kilometer lang. Da das ganze Gestade Vögel in solchen Scharen beherbergt, wie sie das Bild zeigt, kann man sich eine Vorstellung von den riesigen Mengen machen.



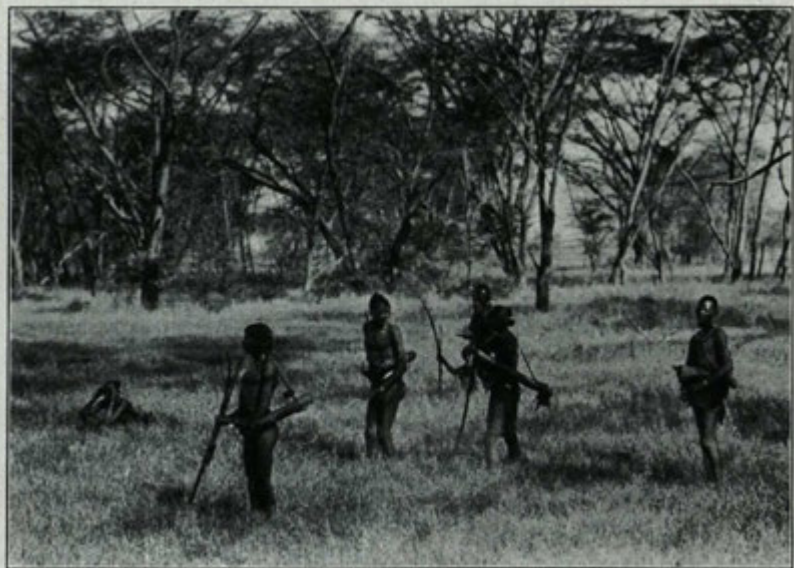
Lagerromantif.

Unser Lager am Kinakuf. S. 68.



Vertäuen des Slugzeugs.

Nach jeder Landung im Land der Elefanten und Nashörner rollten wir die Slugzeuge an eine Stelle, wo wir sie an den Bäumen anbinden konnten.



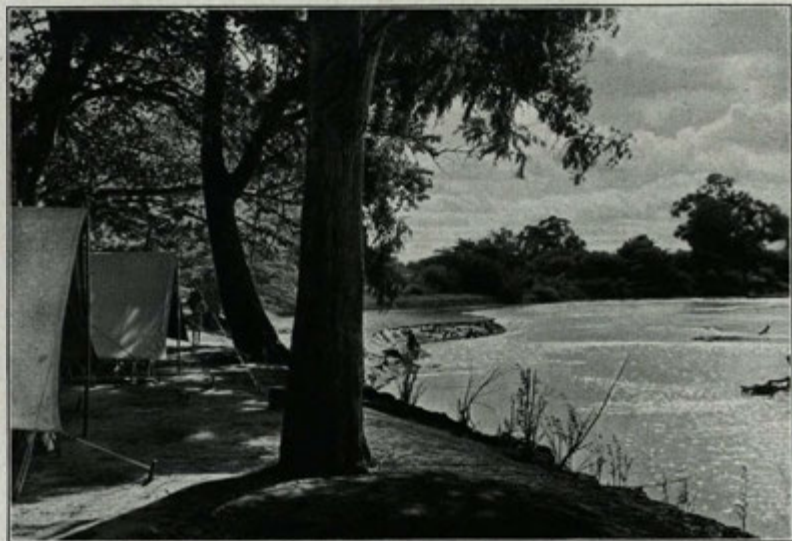
Jagdtrupp.

Maasalkrieger auf der Serengetisteppe. Diese Jagdtruppe verlassen ihre Hundbütten, um wochenlang herumzuziehen; sie suchen Sonig, Häute, Gnuschwänze als Schmuck, Löwenmähen als Kopfpug und eine gewisse Menge gedörrtes Antilopenfleisch heimzubringen.



Wir treffen Freunde.

In Kisumu an den Ufern des Victoria-Nyanza trafen wir Trudce Davison und die Seinen und nahmen sie im Flugzeug nach Nairobi mit. Von links nach rechts: Pete Cusfada, J. Trudce Davison, Vern Carlsons, Frau Davison, Osa, ich und Wab. S. 76.



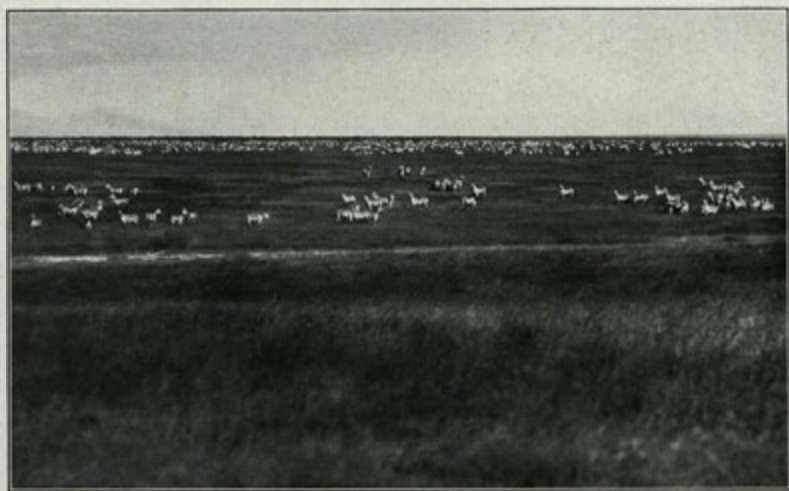
Lager im Elefantenlande.

Unser Lager am Tanakfluß. Stußpferde und Krokodile tummeln sich im Wasser, Elefanten und Büffel in den Wäldern am Nande des Flusses; Löwen brüllten allnächtlich. S. 77.



Elefanten im Busch.

Eine Herde am Tanakfluß. Etwa fünfzehn Tiere gehörten zu der Herde, darunter ganz kleine Kälbchen und ein sehr alter Bulle. Sie erdugten uns und standen in einer Reihe mit gehobenem Rüssel und ausgebreiteten Ohren da. S. 80.



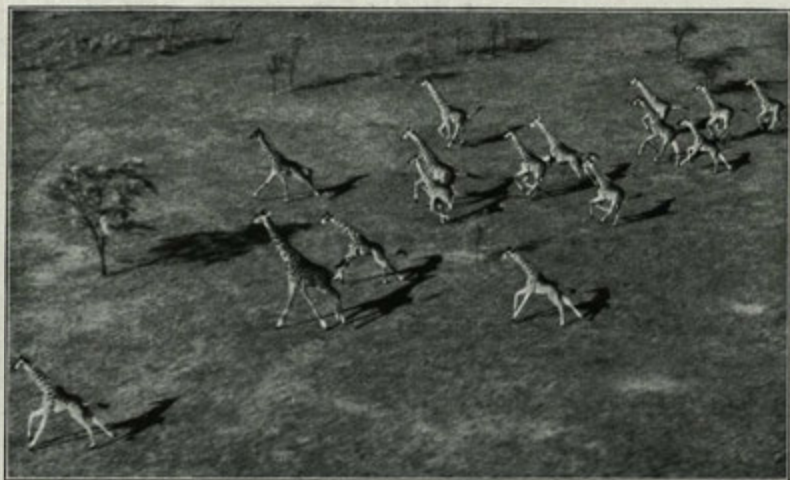
Großes Zebrarudel.

Während der Wanderzeit ist die Steppe in Tanganjika mit Millionen Tieren übersät. S. 85.



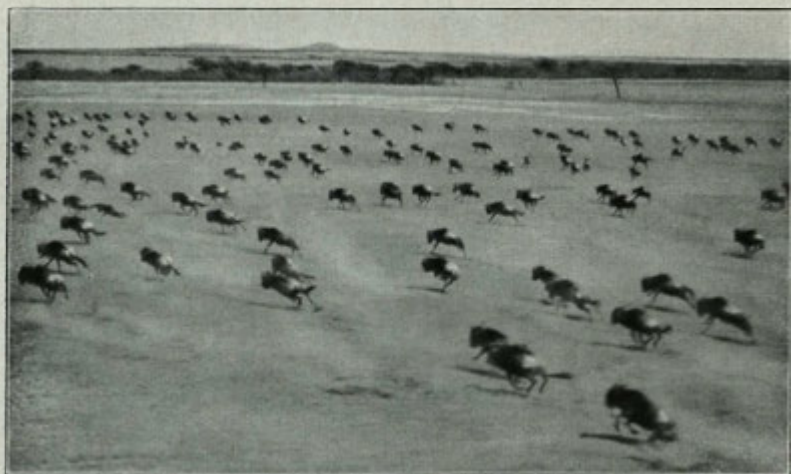
Diese beiden liefen los.

Als Vern und ich zum erstenmal nach Tanganjika flogen, um einen Landungsplatz auszuwählen, wettete ich mit ihm um einen Schilling, daß wir innerhalb fünf Minuten Löwen zu sehen bekämen. In drei Minuten sprangen diese beiden Tiere auf und liefen über die Steppe. S. 85.



Stüchtige Giraffen.

Ein von unsern Flugzeugen aufgeschrecktes Giraffenrudel lief ungeschickt im Kreis umher. Gewöhnlich beachtete das Wild unsere Flugzeuge nicht allzu sehr; aber die Giraffen konnten uns wegen ihrer größeren Größe wohl besser sehen; sie wurden stets hochflüchtig, wenn wir uns näherten. S. 85.



Gnuo.

Gnuo auf der Serengettisteppe in Tanganjika. Diese Aufnahme machte ich, als die Tiere rascher dabinzuströmen begannen, weil wir tiefer heruntergingen. Als wir sie überflogen hatten, blieben sie stehen und äugten herum. S. 85.

ihrem Schreck ein Krokodil den schmalen Weg, den sie eben benutzt hatte, rasch auf sie zu kommen. Wie groß das Tier war, weiß ich nicht; ich vermute, Osa hat in ihrer Überraschung auch nicht erst eine genaue Schätzung seiner Größe vorgenommen. Jedenfalls war es so groß, daß es unter den Umständen eine ernstliche Gefahr bildete, und so sprang Osa denn ins Gebüsch und räumte ihm gern das Wegerecht ein. Es sauste an ihr vorbei und glitt ins Wasser, während Osa für den Tag vom Angeln genug hatte und ins Lager heimkehrte, wo sie mir die Geschichte erzählte.

Es war eigentlich merkwürdig, daß es da Krokodile gab. Für gewöhnlich scheinen sie die wärmeren, morastigeren Flüsse zu bevorzugen, und der Kina war wenigstens in der Zeit, wo wir dort weilten, sowohl kühl wie klar. Indessen ergießt er sich nur 50 oder 60 Kilometer von unserer Lagerstatt entfernt in den Tana, und Osas Krokodil war höchstwahrscheinlich von da gekommen.

Ungefähr in dieser Zeit hatten wir auch ein neues Erlebnis mit einem angreifenden Nashorn. Die ganze Geschichte war beinahe eine Wiederholung des Vorfalles vom ersten Tage dort oben, und wieder einmal brannte Osa los, trotz ihres festen Entschlusses, es nicht zu tun, als der alte Keel auf etwa neun Meter herangestürzt war. Sie traf ihn diesmal aufs Horn, und er machte kehrt und preschte genau so rasch davon, wie er gekommen war; aber Osa war ärgerlich, sogar ohne meine Randglossen.

„Ich habe gar nicht so früh schießen wollen“, versicherte sie immer wieder. „Ich habe es wirklich nicht tun wollen. Aber wenn die Biester so heranbrausen, dann sehen sie ein gut Teil näher aus, als sie in Wirklichkeit sind.“

Dem pflichtete ich durchaus bei. Osas Einbildungskraft verringert die Entfernung ganz gewaltig.

Ich kann mich jetzt nicht mehr entsinnen (und aus meinen Aufzeichnungen geht es nicht hervor), ob es davor oder danach war; jedenfalls bekamen wir eines schönen Tags Besuch von einem Nashorn im Lager; und ein Heidenspektakel war es.

Die Boys hatten eine Art Tisch zurechtgezimmert; sie hatten gegabelte Stöcke in den Boden gesteckt und leichte Stangen darübergelegt; hierauf nun stellten wir unsere verschiedenen Reihen Töpfe und Pfannen. Das ganze Ding stand vielleicht 1,20 Meter über dem Boden und bedeutete eine höchst bequeme Ergänzung des Küchenzelts.

Wir lagen alle eines Nachts in tiefstem Schlaf, als ohne die geringste Vorankündigung ein gewaltiges Töpfe- und Pfannengeklapper vernehmlich wurde; Zweige krachten und splitterten, und wütendes Nashorngepruste tönte herüber. Wir waren mit einem Satz aus den Betten und griffen dabei rasch nach unsern Gewehren. Wir sausten aus den Zelten und kamen gerade rechtzeitig, um das Geschnaube und Getrampel eines geschwind flüchtenden Nashorns zu hören; wie es sich später herausstellte, war es ins Lager gestolpert und merkwürdigerweise stracks unter unser Gestell mit den Töpfen und Pfannen gestapft. Natürlich war die Anlage ein Trümmerhaufen, und unser Kochgeschirr lag zerstreut auf dem Boden. Wir gaben zu, daß wir eigentlich von Glück reden konnten; denn das Tier hatte sicher den wirksamsten Weg gewählt, um jedermann aus dem Schlaf zu wecken.

Nicht weit vom Lager fanden wir einen kleinen Sumpf, und wir merkten bald, daß die Nashörner oft dorthin zur Tränke kamen. Wir setzten ihn also auf unsere Liste und besuchten ihn fast täglich. Gewöhnlich stellten sich die Dickhäuter an diesem Lieblingsplatz spät nachmittags ein; wir richteten nun unsere Besuche so ein, daß wir auf der Lauer lagen, wenn sie ankamen. Auf diese Weise konnten wir von einem sorgfältig ausgewählten Platz im Schutz dreier großer Mimosenbäume Aufnahmen von verschiedenen Nashörnern machen. Eines Tages fanden wir allerdings zu unserer Überraschung, daß ein Nashorn schon im Sumpf stand, als wir ankamen. Überdies hatten wir uns nicht besondere Mühe gegeben, uns lautlos heranzupirschen; der alte Geselle vernahm uns also.

Nun habe ich bereits erklärt, daß sich ein Nashorn viel schneller bewegen kann, als man nach seinem Aussehen annehmen sollte. Trotzdem glaubte ich nicht, daß ein solcher Dickhäuter rasch durch einen derartigen Morast zu waten vermöchte; stak das Tier doch bis zu den Anien in Schlamm und Wasser. Aber kaum hatte es uns vernommen, da wurde es flüchtig und schien genau so geschwind durch Modder und Wasser zu stapfen, wie es ihm auf dem trockenen Lande möglich gewesen wäre. Der Dreck flog in gewaltigen schwarzen Schwaden umher; das Wasser wurde zu Gischt verquirlt, der das flüchtende Ungetüm fast unsern Blicken entzog. Noch ehe ich anfangen konnte zu filmen, war es schon weg, während noch immer der aufgewühlte Morast deutlich die Bahn zeigte, die es gezogen war.

Wir lernten das Land ringsumher wirklich recht gründlich kennen; denn wir holten jeden Tag den Lastwagen heraus und streiften etwa 80 Kilometer ab. Meist mußten wir im ersten Gang fahren; denn das Gelände in der Nähe des Kina ist ganz anders als die Steppe, die ein wenig dahinter liegt. Infolgedessen kochte fast die ganze Zeit, die wir draußen waren, unser Kühler, und die Wagen wurden schrecklich mitgenommen. Aber es lohnte sich; denn das Land wimmelte von Wild. Büffel fanden sich ungemein häufig; mehrmals stießen wir auf kleinere Herden. Nashörner waren wirklich zahlreich; fast jeden Tag sichteten wir 10, 12 oder 15 Tiere, obwohl die Madenbaker — die Vögel, die sie stets begleiten — uns gewöhnlich verrieten, ehe wir die Kameras schußfertig machen konnten. Dort und anderswo fanden sich auch viele Nashornmütter mit ihren Jungen; mit solchen waren wir bislang noch weniger in Berührung gekommen.

Ein- oder zweimal sichteten wir Elefanten; die waren aber nicht zahlreich. Die gewöhnlichen Kudu und Zebras waren indessen häufig vertreten; Kongonis, Buschböcke und Wasserböcke bildeten eine alltägliche Erscheinung. Löwen bekamen wir überhaupt nicht zu Gesicht und nur zwei oder drei Leoparden, obwohl Geparde reichlich vorhanden waren. Paviane fanden sich in Unmengen, andere Affen waren überall vertreten; mehrfach besaßen sie sogar die Frechheit, ins Lager zu kommen.

Hier und da in den dichter bewaldeten Gegenden stießen wir auf Spuren der dortigen Adorobos; denn sie legten sehr oft Hochsitze in den Bäumen an und lauerten dort dem Wild auf, das darunter her wechselte. Auf diese Weise vermögen sie mit dem Speer Tiere zu erlegen, deren sie sonst in dem bewaldeten Gelände nicht habhaft werden könnten.

Wir besorgten, wie bereits erwähnt, ständig, die Regenzeit möchte einsetzen und es uns unmöglich machen, die Lastwagen zurück nach Garbatulla zu fahren; nach allzu kurzem Aufenthalt am Kina ließen wir uns daher von einer ungewöhnlich mächtigen Zusammenballung riesiger Wolken zum Ausbruch bewegen. Angesichts der Drohung brachen wir hastig unsere Zelte ab und beglückwünschten uns zu unserem Entschluß, als sich bei unserer Ankunft in Garbatulla nun tatsächlich die Schleusen des Himmels aufzutun schienen. Jetzt hatte die Regenzeit, so dachten wir, endlich eingesetzt, und wir waren froh, nicht mehr am Kinafluß zu weilen.

Ich weiß noch, wie wir uns an diesem Abend ins Säustchen lachten, als wir behaglich in unsern Zelten neben dem Flugplatz saßen, und ich weiß auch noch, wie ich unser Glück pries, gerade noch rechtzeitig geflüchtet zu sein, als ich in jener Nacht zu Bett ging und dem Trommeln des Regens auf die Zeltbahn lauschte.

Als ich indessen erwachte, war der Himmel klar, und kein weiterer Schauer kam zu uns her. Von Rückkehr zum Kina konnte aber keine Rede sein; denn wir hatten vor, uns mit einer Jagdgesellschaft des Amerikanischen Museums für Naturgeschichte zu treffen; wir wollten unsern Landsleuten helfen, vier Elefanten zu bekommen, die eine Museumsgruppe vervollständigen sollten. Wir packten also unsere Sachen, verabschiedeten uns von unserm Freund Perera und flogen ab. Es sollte wieder nach Nairobi gehen.

Das Amerikanische Museum hatte Trubee Davison, den Leiter dieser Anstalt, seine Frau Dorothy und Pete Quesada, Slieder im amerikanischen Heer, entsandt. Da keiner der drei mit den Verhältnissen in Afrika vertraut war, hatten sie sich Al Klein gesichert, einen der tüchtigsten weißen Jäger in Afrika; er sollte sie begleiten und ihre Safari in die Hand nehmen. Ihre Aufgabe bestand, wie gesagt, darin, eine Elefantengruppe zu vervollständigen, die im Museum in der Mitte des Akeley-Afrikasaals aufgebaut werden sollte; wenn auch Tierjagd mit der Büchse und Tierjagd mit der Kamera nicht gut zusammenpassen, so hatte man doch Osa und mich aufgefordert, mitzumachen, und wir waren gern bereit.

Al Klein hatte alle nötigen Vorbereitungen für die Safari getroffen, die zum Tanafluß führen sollte; aber Osa, Dot Davison und ich beschloßen, Trubee und Al mit den neun Kraftwagen vorausfahren zu lassen, nebst der besonders großen Schar von Trägern, die man für das Unternehmen brauchte, sowie den zehn Abdeckern, die man in Dienst gestellt hatte, um die Elefanten richtig abzuletern. Trubee hätte ja nun warten und ebensogut mit uns reisen können; er wollte das Land aber näher in Augenschein nehmen, als das vom Flugzeug aus ging; so fuhr er denn also mit Al und den Autos los.

Wir ließen die Kraftwagenabteilung drei Tage vor, um die kleine Regierungstation Garissa zu erreichen; dann flogen wir eines schönen Morgens ab und folgten nach. Dot Davison und Pete Quesada nebst einem schwarzen Koch und viel Gepäck befanden sich in unserm kleineren Flugzeug, dem „Geist Afrikas“, während Osa, Vern Carstens

und ich „Osas Arche“ benutzten, worin wir auch noch zwei Eingeborene und die meisten meiner Bildklammern verstauten.

Es war ein schöner Tag, und wir sichteteten zahlreiches Wild von dem Augenblick an, wo wir den Flugplatz in Nairobi hinter uns ließen. Noch ehe wir den Tanafluß erreichten, bekamen wir auch Elefanten auf einer Dornbuschfläche zu Gesicht und ein wenig später mehrere große Herden in den Wäldern längs des Flusses.

Wir fanden die kleine Regierungsstation, wo wir den Kraftwagenstrupp treffen sollten, und sahen auch, daß der Flugplatz, den der Bezirkshauptmann dort hatte anlegen lassen, allen Anforderungen genügte. Wir landeten infolgedessen ohne Verzögerung und stellten fest, daß nicht nur die Kraftwagen nebst Insassen eingetroffen waren, sondern daß ausgerechnet unser alter Freund Kapitän Sharp, den wir vor Jahren in Marsabit an der abessinischen Grenze kennengelernt hatten, der Bezirkshauptmann war. Von der Überlegung ausgehend, daß man bei Mißbelligkeiten mit den wilden Wüstenvölkern der Umgebung diese sonst nur schwer in Schach halten konnte, hatte er den Flugplatz in Garissa anlegen lassen.

Soweit hatte alles schön geklappt. Aber als es nun weiterging, mußten wir den Tanafluß überschreiten, der dummerweise arg geschwollen war. Wir verwandten daher eine Reihe Tage darauf, alle Einbäume der Eingeborenen in der Umgebung zu mieten, sie mit Baumstämmen und Bambus zusammenzubinden und schließlich eine Fähre zusammenzuzimmern, die imstande war, unsere überbeladenen Lastwagen hinüberzuschaffen.

Als wir das hinter uns hatten, war ein Lagerplatz leicht gefunden. Ein paar Kilometer stromauf bezogen wir an einer schönen Stelle bei einer Biegung des Flusses unsere Zelte, und nun bestand unsere tägliche Arbeit darin, nach den vier Elefanten Ausschau zu halten, die das Museum benötigte.

Der Laie könnte meinen, das ließe sich in einer Gegend, wo die Elefanten derart zahlreich vorkommen wie dort am Tanafluß, mühelos bewerkstelligen; aber es war doch nicht so leicht. Das kam daher, daß vor Jahren Carl Akeley den Riesenbullen mitgebracht hatte, der nun die Museumsgruppe beherrschen sollte, nebst einem kleineren Bullen, einer Kuh und einem Kalb. Nun war es notwendig geworden, die Gruppe um weitere vier Tiere zu vermehren, ohne die beherrschende Stellung von Akeleys Bullen zu beeinträchtigen, und dabei sollte die

kleine Herde, die zustande kam, genau der Natur entsprechen. Große Bullen schieden also von vornherein aus. Auch Ruhe mit Jungen durften keinesfalls erlegt werden, und wenn wir auch jeden Tag Elefanten sichtigten, so waren sie doch nur ganz selten von der Größe, die für uns in Frage kam. Die Elefanten, die wir brauchten, mußten um ein geringes kleiner als ausgewachsene Tiere sein, und ganz eigenartigerweise stießen wir zumeist auf stattliche „Tusker“ — Tiere mit ausgebildeten Stoßzähnen.

Wir mußten also jede Herde mit äußerster Sorgfalt prüfen, ehe wir das geringste unternehmen konnten, und wir verbrachten mehrere Tage damit, Elefanten nachzugehen, sie mit dem Glas zu beobachten und uns das richtige Tier auszusuchen, um dann schließlich zu merken, daß es sich wieder um eine Kuh mit Kalb handelte. Auch sonst verloren wir viel wertvolle Zeit. Osa und mir machte das alles nun freilich nicht das mindeste aus; denn uns boten sich buchstäblich Dutzende vorzüglicher Gelegenheiten, schöne Aufnahmen zu machen.

Tag für Tag durchstreiften wir das Gelände und suchten in immer weiterem Umkreis nach den Tieren, die das Museum haben wollte; schließlich entfernten wir uns so weit vom Lager, daß wir draußen neben dem Tanafluß nächtigen mußten.

Wir machten am Rande eines trockenen Flußbetts halt, neben dem die Bäume und Lianen zu einer fast undurchdringlichen Matte verwachsen waren, und fanden eine Reihe von Stellen, wo die Tiere die Schlinggewächse zerrissen und die Erde zertrampelt hatten, bis sie regelrechte Höhlen in dem dichten Unterholz geschaffen hatten. Die Dächer und Wände waren Matten aus lianenumrankten Ästen und Stämmen; sie boten uns ausgezeichneten Schutz für unsere Feldbetten. Davisons wählten sich eine solche Höhle; Osa und ich nahmen uns eine andere etwas weiter vom Flußufer entfernt hinter der kleinen Schlucht, durch die sich das schmale, ausgetrocknete Flußbett hinschlängelte. Wir holten unsere Feldbetten aus dem Lastwagen, stellten sie auf, legten unsere Büchsen fein säuberlich neben uns zurecht und begaben uns zur Ruhe; wir fühlten uns in den dichtumwachsenen Urwaldhöhlen wundervoll behaglich.

Wir waren zudem müde, nachdem wir einen langen Tag auf der Elefantensuche herumgeschuftert waren, und ich wenigstens schief augenblicklich ein, Osa wohl auch. Aber urplötzlich weckte mich Astekrachen, und wie der Blitz richtete ich mich auf. Der Mond schien hell

über mir; ich entsinne mich noch, daß ich überlegte, wie spät es etwa sein mochte, als ob das irgend etwas besagte. Das Zweigesplitttern unterbrach indes meine Überlegungen, und ich konnte im schwachen Mondenlicht, das durch die Pflanzenmatte über mir hindurchsickerte, wahrnehmen, daß auch Osa sich aufgerichtet hatte. Die Büchse hatte ich schon an mich gerissen; ich konnte sehen, daß Osa das ebenfalls getan hatte.

So saßen wir da, ganz mäuschenstill, wie wir es in solchen Fällen zu halten pflegten, die Büchsen in der Hand. Wir sannten nach, was wir nun tun sollten; denn bislang hatten wir nicht die leiseste Ahnung, wodurch eigentlich das Geräusch ausgelöst wurde. Das Krachen kam von neuem; selbst das Rankenwerk über uns bewegte sich. Alles war höchst merkwürdig. Da hörte ich ganz deutlich das Rullern eines Elefantenmagens.

Es ist zwar recht eigenartig, daß der Laut so unverkennbar sein soll; aber so ist es nun einmal. Gleichwohl kann man ihn nicht auf größere Entfernung vernehmen, nur etwa auf 30 Meter oder ein bißchen mehr. Natürlich ist es, wie jeder Elefantenjäger bestätigen wird, ein klares Zeichen, daß der Dickhäuter gut aufgelegt ist, und insofern recht tröstlich; doch auch ein gut aufgelegter Elefant wirkt allzu nah, wenn er keine 30 Meter von der Lagerstatt des Schlafers entfernt ist. Was sollten wir aber nun machen? Ich strengte mich gehörig an, durch das rankenumwobene Gebüsch zu spähen; aber es war so dicht, daß das Mondlicht es schwer hatte, hindurch zu scheinen.

Ab und zu straffte sich eine Liane über uns und riß, wenn ein Ast etwas weiter ab durchbrach; auf einmal ließ ein besonders kräftiges Zerren das ganze Dach unserer Urwaldbehausung hin und her schwanken, so daß Laub und Zweige auf uns niederprasselten. Das ging uns denn doch über die Hutschnur, und so krochen wir beide lautlos aus den Feldbetten, wobei wir natürlich die Büchsen schußgerecht hielten; als wir erst einmal aus dem Urwaldschlafzimmer heraus waren, gaben wir rasch Fersengeld und eilten zu der Stelle hin, wo Davisons ihr Lager bereitet hatten.

Wir fanden sie ebenfalls schlafend, weckten sie aber und berichteten ihnen den Vorfall, worauf wir alle mit der Büchse in der Hand dasaßen und leise miteinander plauderten, bis die weidenden Elefanten weiter ins Dickicht hinein abgezogen waren. Als wir festgestellt hatten, daß sie weit genug waren, begaben wir uns zu unsern Feldbetten

zurück, schüttelten die Streu von Blättern und Zweigen von den Decken und legten uns wieder schlafen. Daß ein Elefant einem die Schlafzimmerrwände abfrisst, war mir denn doch neu gewesen.

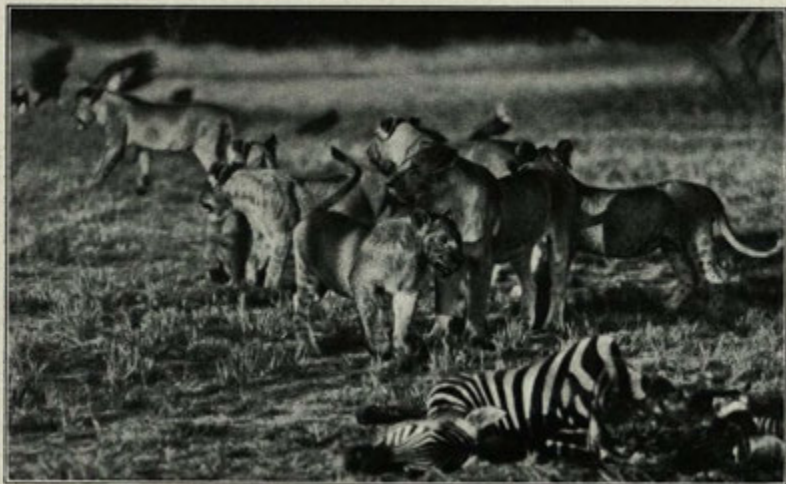
Den ersten Elefanten fürs Museum erlegte Dot Davison. Wir waren zwei Stunden oder mehr einer Elefantenherde nachgegangen, als unsere Elefantensucher, die ein gehöriges Stück vorausgegangen waren, zurückkamen und meldeten, die Elefanten hätten kehrtgemacht und kämen auf uns zu. Wir beschleunigten also unsere Schritte in der Hoffnung, die Tiere auf einigermaßen freiem Gelände zu sehen.

Wir hatten Glück; denn als wir sie sichteten, befanden sie sich zwischen einigen Büschen, über denen sich ihre großen Rücken deutlich zeigten. Wir machten halt und prüften sie etwa 20 Minuten lang, bevor Trubee und Al Klein zu der Überzeugung kamen, daß der eine gerade von der gewünschten Größe war, und gestatteten Dot, daß dieser erste Elefant ihr gehören solle.

Raum war das beschlossene Sache, als das Tier etwa 20 Meter vor uns frei heraustrat. Dot brannte sogleich los, aber der Elefant schien nur angeschweift, und wenn er uns angenommen hätte, wäre es uns schlimm ergangen, weil das Unterholz so dicht war. Infolgedessen gaben auch Al Klein und ich Feuer, aber unser Beistand erübrigte sich. Der Dickhäuter brach zusammen, und seine Genossen stürmten augenblicklich davon, so daß wir uns zu dem verendeten Tier heranzuwagen konnten. Wir fanden, daß Dots Kugel tödlich gewesen war. Al und ich hatten geschossen, weil der Elefant nicht gleich niedergebroschen war, doch bleiben Elefanten oft noch eine halbe Minute lang oder mehr stehen, selbst wenn sie zu Tode getroffen sind.

Später brachte dann Trubee den zweiten Elefanten unter fast genau denselben Umständen zur Strecke, und einen Tag oder zwei darauf steckten sie die Elefantenjagd auf, um Stücke von dem seltenen Hunter-Hartebeest aufzutreiben, die das Museum benötigte. Während sie also solcherweise beschäftigt waren, blieben Osa und ich zurück, um ein paar Aufnahmen zu machen; denn darum geht es uns stets, wenn wir draußen sind.

Die Hartebeeststücke waren trotz der Seltenheit der Tierart rasch beisammen, und als Davisons zurückgekommen waren, fand auch die Elefantenjagd ein schnelles Ende, obwohl beim Abschuß des vierten — eines Jungbullen — ein großer Bulle die Jäger annahm und auch umgelegt werden mußte. Bei aller Aufregung und Gefahr straukelte



Löwen beim Zebrafressmaus.

Diese Löwenfamilie hatte gestessen und gefressen, bis sie nichts mehr herunterbekommen konnte; doch hatten sie keine Lust, die Zebraabfälle liegenzulassen. Kurz danach sammelten sie sich in kleinen Gruppen und leckten einander das Blut aus dem Gesicht. S. 89.



Löwen vor dem Flugzeug.

Es waren insgesamt dreizehn Löwen; doch konnten wir sie nicht alle auf das Bild bekommen, da sie ständig kamen und gingen. Wäre Osa auf den Boden heruntergestiegen, dann wären sie weggerannt oder hätten sie angenommen, — wahrscheinlich das erstere. S. 92.



Simba.

Der König der Tiere fürchtet sich vor nichts; nur selten belästigt er die Menschen, es sei denn, daß man ihn gereizt hat oder daß er sich gestört glaubt. Die Serengetisteppe in Tanganjika beherbergt wahrscheinlich mehr Löwen als irgendein anderer Teil Afrikas. S. 90 f.

obendrein Trubee noch und fiel hintenüber, wobei er Tot ebenfalls umstieß. Ich war nicht dabei und habe den Wirwar nicht gesehen; ein paar Minuten lang muß es aber eine recht kitzlige Sache gewesen sein. Nun hatten wir einen toten Elefanten zuviel; denn das Museum konnte nur vier verwenden.

Da jetzt der Bedarf des Museums überreichlich gedeckt war, flogen wir nach einer Rast von wenigen Tagen, während der die Häute hergerichtet wurden, nach Nairobi zurück. Neue Pläne winkten; und Davisons sollten auf einer Luftsafari zu der Serengettisteppe unsere Gäste sein. Mit der Jagd war es nun aus, bis auf die mit der Kamera; denn es ging ins Land der Löwen — der „freundlichen Löwen von Tanganjika“, wie wir sie getauft hatten. Ohne einen Abstecher zu diesem Wunderland ist kein Besuch der Wildreviere Ostafrikas auch nur halb vollständig.

Die Löwen der Serengettisteppe

Osa und ich haben manches liebe Mal auf der Serengettisteppe unser Lager bezogen; aber sie nimmt eine gewaltige Fläche ein, und um einen guten Lagerplatz ausfindig zu machen, in dessen Nähe wir unsere Flugzeuge bequem und sicher landen konnten, hielt ich es für ratsam, erst einen Erkundungsflug zu unternehmen, damit der spätere eigentliche Flug tadellos klappte.

Eines schönen Morgens bei Zellwerden rollten also Vern Carstens und ich im „Geist Afrikas“, der kleineren unserer beiden Maschinen, vom Flughafen Nairobi los und nahmen Kurs nach Süden.

Der Tag war wundervoll klar; vom Flugzeug konnten wir nach allen Richtungen bis zum fernen Himmelrand schauen. Es schien kaum glaublich, daß wir mit 100 Stundenkilometern flogen, so groß waren die Entfernungen. Es kam uns vielmehr so vor, als schwebten wir bloß durch die klare Luft unter dem blauen Himmel und über der endlosen, friedlichen Steppe. Wir schienen über den Magadisee nur dahinzugleiten — die große Sodapfanne, die vom Flugzeug aus dem Land um den Großen Salzsee in Utah so ähnlich sieht. Schneeweiß glitzerten Dutzende Geviertkilometer im Sonnenglanz; spiegelartig lagen Tümpel offenen Wassers hier und dort dazwischen verstreut. Weiter nach Süden ging unser Flug, über die gerundeten Schultern eines Berges. Dahinter lag ein zerklüfteter Strich felsiger Ebenen, und schließlich erkannten wir den schönen kleinen Park von Mimosenbäumen, die sich um gewaltige Felsklötze und aus ihnen heraus drängen; dort hatten Osa und ich viele Male gelagert, während wir in dieser felsenden Gegend Aufnahmen und Streifzüge machten.

Rings um diesen Ort dehnt sich die scheinbar endlose Serengettisteppe — Hunderte von Quadratkilometern sanft gewellten Landes, das hier und da ein träge dahinfließendes, baumumsäumtes Gewässer durchschneidet. Die Prärien von Kansas und Nebraska müssen diesem Teil Afrikas sehr ähnlich gesehen haben, als sie vor der Ankunft der An-

siedler nur zerstreute Trupps wandernder Indianer und Wildherden beherbergten.

Aber hier auf der Serengettisteppe gibt es heute noch reichlich Wild; nach allen Richtungen hin, so weit das Auge reicht, kann man es schauen. Da sind große Gnus, Zebra's und Kongoniherden, zahllose Topis, Palas (Schwarzfersenantilopen) und Giraffen. Auch Elens kamen überall vor, in Gesellschaft von Zwerg- und Riesengazellen, Straußen, Warzenschweinen, Wasserböden, Pavianen, andern Affen und Duzenden sonstiger Tiere. Aus langer Erfahrung in dieser Gegend wußte ich, daß sich in den buschbestandenen Schluchten Löwen, Leoparden und Geparde aufhielten, während Büffelherden irgendwo in der Nähe sein mußten und ein Duzend Arten Böcke und Antilopen sicher an den Stellen standen, wo hohes Schilf wuchs.

Es dürfte wohl jemandem, der das Land nicht mit Augen gesehen hat, so gut wie unmöglich sein, es sich vorzustellen. Selbst ich, der ich doch Monate damit zugebracht hatte, daß ich zwischen diesen allgegenwärtigen Herden herumwanderte, staunte über die zahllosen Tiere, die wir sichteten, als wir aus dem Flugzeug blickten. Jahrelang bin ich auf der Serengettisteppe häufig zu Besuch gewesen und war mit unsern Kraftwagen auf ihrer riesigen Fläche fast überall hin gefahren. Aber an jenem Tage sah ich von der Luft aus mehr Wild, als ich je zuvor erblickt hatte.

Vern war natürlich ganz aus dem Häuschen. Warum sollte er auch nicht? Ich hatte ihm schon von dem Wild in dieser so begünstigten Gegend erzählt und dabei keineswegs übertrieben. Ich hatte ihm indessen versprochen, ihm Löwen zu zeigen, und er erinnerte mich nun daran.

„Schön“, stimmte ich zu. „Fliegen Sie herunter über die kleine buschbestandene Schlucht da.“

Er tat, wie ich wollte, und keine zwei Minuten nach der Zeit, wo ich gesprochen hatte, sprangen zwei Löwen hervor und eilten hinweg.

Wir flogen weiter und sahen alsbald andere, die sich im freien Gelände sonnten. Es waren zehn bis zwölf Stück — ein großes Männchen, ein paar Löwinnen und verschiedene Junge. Ein Kilometer weiter voraus trabte ein großes Rudel zierlicher Kappenantilopen leicht den Abhang eines kleinen Hügels entlang. Hier war ganz gewiß Afrika, so wie es Gott geschaffen hatte — für mich jedenfalls das fesselndste, reizvollste Land auf Erden.

Überall, wohin wir flogen, sahen wir weitere Tiere; wir beide wären wohl gern den ganzen Tag so weitergeflogen und des Anblicks nicht müde geworden. Aber die Benzinuhr, die mahrende Gebieterin auf jedem Flug, meldete uns, daß außer der zum Rückflug benötigten Menge nur noch wenig Brennstoff übrig war. So ging's also im Tiefenflug über die Steppe in die Nähe unseres alten Lagerplatzes; Vern prüfte angespannt den Boden, bis er einen Ort fand, der frei von Ameisenhöfen und Schweinefesseln schien. Dann sah er sich sorgsam um und landete — sauber natürlich, wie das bei Vern eine Selbstverständlichkeit zu sein scheint. Er hatte auch einen ganz glänzenden Platz gewählt, und gleich gingen wir daran, die Grenzen des neuen Landungsfeldes abzustecken. Wir hatten viele Meter weißen Kattuns mitgebracht, den wir nun zu Streifen zerrissen; dann schnitzelten wir zwei geschlagene Stunden lang Stöcke zurecht, steckten sie in die Erde, banden unsern Kattun daran und grenzten so einen brauchbaren, sicheren Flugplatz ab.

Allmählich wurden wir müde. Wir suchten uns also im Schatten eines Baums das gemütlichste Plätzchen aus, das wir finden konnten, holten das köstliche Mittagessen heraus, das uns Osa eingepackt hatte, speisten nach Herzenslust, jeder machte ein Schläfchen, und gegen 4 Uhr rollten wir wieder los, zurück nach Nairobi.

Es kommt mir auch hinterher noch merkwürdig vor, daß man ins Flugzeug steigen, abfliegen und in aller Gemächlichkeit viele hundert Kilometer zurücklegen kann, daß man dabei noch Zeit findet, den Flug zu unterbrechen, allerhand Arbeiten zu verrichten, einen gemütlichen Mittagesschlaf zu halten, und dann doch rechtzeitig zum Abendbrot zurück ist. Afrika ist so erstaunlich groß, und die Entfernungen sind so außerordentlich riesig, daß es fast unmöglich scheinen möchte, vielerlei von dem zu tun, was auf unserer letzten Reise für uns Selbstverständlichkeit war. Als wir nach ein paar Tagen Fritz Malewsky, Bob Moreno und Hugh Davis mit den Kraftwagen zum „Flugplatz“ los schickten, den Vern und ich abgesteckt hatten, wußten wir, daß sie mindestens fünf Tage benötigten, um dorthin zu gelangen. Tatsächlich räumten wir ihnen sieben ein, ehe wir uns wieder mit dem Flugzeug dorthin aufmachten. Dabei hatten Vern und ich hin und zurück keine sieben Stunden gebraucht. Sicher hat sich die Welt recht verändert — selbst in Afrika.

Aber nun starteten eine Woche, nachdem Fritz, Bob, Hugh und

ihr Trupp Boys sich zu dem vorgesehenen Lagerplatz begeben hatten, Dot und Trubee Davison, Pete Quesada, Osa, Vern und ich in „Osa Arche“, unserer großen Maschine, und folgten nach. Die ganze Strecke schauten wir nach Wild aus, und unsere Freunde waren ganz natürlich völlig aus Rand und Band. Selbst Osa tanzte aufgeregt auf und nieder und zeigte auf dies und jenes, als ob sie noch nie in ihrem Leben Wild gesehen hätte.

Das Lager war für uns tadellos gerüstet, als wir landeten. Wir brauchten lediglich einzuziehen. Beim Nachtmahl an jenem Abend hielten wir dauernd inne und lauschten, wie die Stimmen des Wildes auf den Ebenen ringsum zu unsern Ohren herüberdrangen. Unsere Mahlzeit war köstlich, wie immer im Lager, und wir schliefen ganz prächtig in jener Nacht mit den unzähligen Tieren da draußen um uns herum. Ja, wenn man nur den Irrungen und Wirrungen der Wirtschaft und Kultur entfliehen kann, ist die Welt auch heute noch schön!

Wir konnten es natürlich kaum erwarten, aufzubrechen — Osa und ich, weil uns die Gegend so vertraut war, die andern, weil sie ihnen so neu war. In unserm besten Kamerawagen fuhren wir daher unmittelbar nach dem Frühstück am andern Morgen los. Osa saß am Steuer und hatte Dot und Trubee vorn bei sich, während Pete Quesada und ich hinten standen, Kopf und Schultern über der Öffnung im Dach des Wagens, und unsere Kameras schußbereit hielten.

Osa brauchte natürlich keinen Wegweiser. Wir hatten schon lange die besten Löwenstellen in jener Gegend ausgekundschaftet. Sie fuhr uns also über die Steppe hinaus, die Seiten eines Tälchens hinab, durch einen flachen Bach und am andern Ufer wieder hinauf zu den Ebenen. Ihr Ziel war eine schilfbewachsene Schlucht, die wir oft aufgesucht hatten, und bald fuhr sie hinein, schuckelte etwa drei Kilometer darin entlang und stieß — ganz, als ob wir uns mit ihnen verabredet hätten — mitten auf zwei schöne, glatte Löwinnen. Sie standen aus dem Gras auf, äugten gleichgültig zu uns herüber, reckten sich, gähnten und taten sich auf die Keulen nieder, um uns zu beobachten; sie schauten ganz freundlich drein, nur leise Neugier sprach aus ihrem Gebaren. Gelegentlich gähnten sie; wir machten so wenig Eindruck auf sie, daß sie beinahe gelangweilt schienen. Unsere Gäste waren natürlich alle in heller Aufregung. Wer wäre das auch nicht, wenn er die ersten wilden Löwen in Afrika sieht? Aber die Löwen waren nicht im mindesten

aufgeregt, und alsbald zogen sie durch das Röhricht ab, wo sie sich wieder hinlegten, daß wir nur die Spitzen ihrer Lauscher sehen konnten.

Eigentlich verhalten sich die Löwen in Tanganjika recht seltsam. Sie schenken einem Kraftwagen und auch, wie wir später erfuhren, einem Flugzeug nur wenig Aufmerksamkeit. Die Insassen eines Autos sehen sie anscheinend nicht als davon getrennte Wesen an. Manchmal habe ich oben auf meinem Kamerawagen mit meinen großen Berufskameras gefessen, habe mich hin und her bewegt und eine Aufnahme nach der andern von Löwen gemacht, die nur ein kurzes Stückchen entfernt waren. Ich habe Filmstreifen gewechselt und mit Osa gesprochen und alles mögliche getan, was es so zu tun gab, ohne daß sie mir oder unsern Stimmen besondere Aufmerksamkeit schenkten. Wenn jemand indessen aussteigt und deutlich vom Wagen getrennt erscheint, stieben dieselben Löwen wie der Blitz davon oder nehmen mit dem ganzen Ungestüm, dessen sie fähig sind, an. Gewöhnlich werden sie natürlich flüchtig; denn sie hausen in einem von Wild wimmelnden Land, in dem sie sich nicht übermäßig anstrengen müssen, um Fraß zu bekommen. Man wird von ihnen also im allgemeinen nicht behelligt. Sie sind gewöhnlich wohlgenährt, glattleibig und träge. Oft sind sie zweifellos muskelsteif; denn nur selten machen sie sich viel körperliche Bewegung. Und natürlich schlafen sie sehr viel; die meiste Zeit verbringen sie ja im Schatten herumsitzend. Hierin unterscheiden sie sich von den Leoparden und wohl auch von den Tigern.

Nun möchte ich aber ja nicht den Eindruck erwecken, als ob die Löwen nicht gefährlich seien, denn das sind sie ganz bestimmt. Der Löwe ist ein wehrhaftes Tier. Seine Stärke ist gewaltig. Aber mehrmals nahmen mich sowohl Löwen wie Leoparden an, und da zeigte sich der Unterschied. Ein Leopard rennt blitzschnell an und läßt sich kaum aufhalten. Er ist natürlich klein und infolgedessen nicht leicht zu treffen, aber er kann voller Blei sein und rennt manchmal trotzdem noch weiter. Er schmiegt sich an den Boden an; dabei arbeiten seine Muskeln so tadellos zusammen, und so geschwind bewegt er sich, daß er mehr zu gleiten als zu laufen scheint.

Der Löwe anderseits steht auf allen vier Beinen, wenn er anrennt, und obwohl auch er gewandt und schnell ist, so besitzt er doch weder die Slinkheit noch die Geschmeidigkeit des Leoparden. Wenn er den Gegenstand seines Angriffs aber erreicht und umwirft, dann ist es um den

geschehen, während ich viele Leute kenne, die sich mit bloßen Händen gegen Leoparden gewehrt haben und noch am Leben sind, um sich damit brüsten zu können.

Man hat mich oft gefragt, ob der Löwe oder der Tiger in einem gegenseitigen Kampf obsiegen würde. Das weiß ich natürlich nicht; einen solchen Zusammenstoß dürfte man auch nicht allzuoft zu sehen bekommen oder sich auch nur davon berichten lassen können; denn in Afrika gibt es keine Tiger und in Indien keine Löwen, abgesehen von einigen wenigen auf einem beschränkten Gebiet, wo sie geschützt und die Tiger fast, wenn nicht ganz, unbekannt sind. Meine persönliche Meinung ist indes, daß bei einem solchen Kampf der Tiger im Vorteil wäre, ja, daß er den Löwen unterkriegen und überwältigen würde. Ich glaube, das ist auch manchmal vorgekommen, wenn sich die beiden in Tierbuden in die Haare geraten sind.

Aber dort auf der Serengetisteppe dachten wir nicht an Tiger. Löwen wollten wir sehen, und Löwen bekamen wir auch zu Gesicht; denn Osa fuhr die Schlucht, in der wir uns befanden, weiter hinunter, bis wir drei bis fünf Kilometer später auf zwei große braungemähnte Tiere in der Vollkraft des Lebens stießen — große, mächtige, schöne Löwen, dazu eine junge, schmutze Löwin.

Unsere Bildklammern waren natürlich im Nu heraus, und wir filmten los, sobald Osa den Wagen etwa 45 Meter vor ihnen zum Halten gebracht hatte. Die Löwen beachteten uns indessen kaum, und ich sagte Osa, sie möchte näher heranzufahren, was sie tat; wir kamen noch etwa 15 Meter weiter heran. Noch immer achteten sie nicht übermäßig auf uns, und ich schlug vor, ihnen noch näher auf den Pelz zu rücken; diesmal hielten wir ungefähr 20 Meter vor ihnen. Noch immer geschah nichts. Ich wollte ihnen natürlich nichts weiter anhaben; aber es waren wirklich stattliche Tiere; sie sollten nur nicht so gelangweilt tun und irgend etwas anstellen, mochte es auch noch so harmlos sein, damit die Aufnahmen, die ich machte, wenigstens ein bißchen Bewegung bekamen.

Nun hatten es Osa und ich schon dutzendmal so gehalten; viele Male waren wir an Löwen auf einen Bruchteil der Entfernung herangekommen, in der sie jetzt den Wagen zum Halten gebracht hatte. Ohne also zu bedenken, daß unsere drei Freunde, unsere Begleiter, noch nicht Bescheid wußten und vielleicht die drei recht ungemütlich wirkenden Löwen mit einer gewissen Besorgnis ansahen, die mir fremd war,

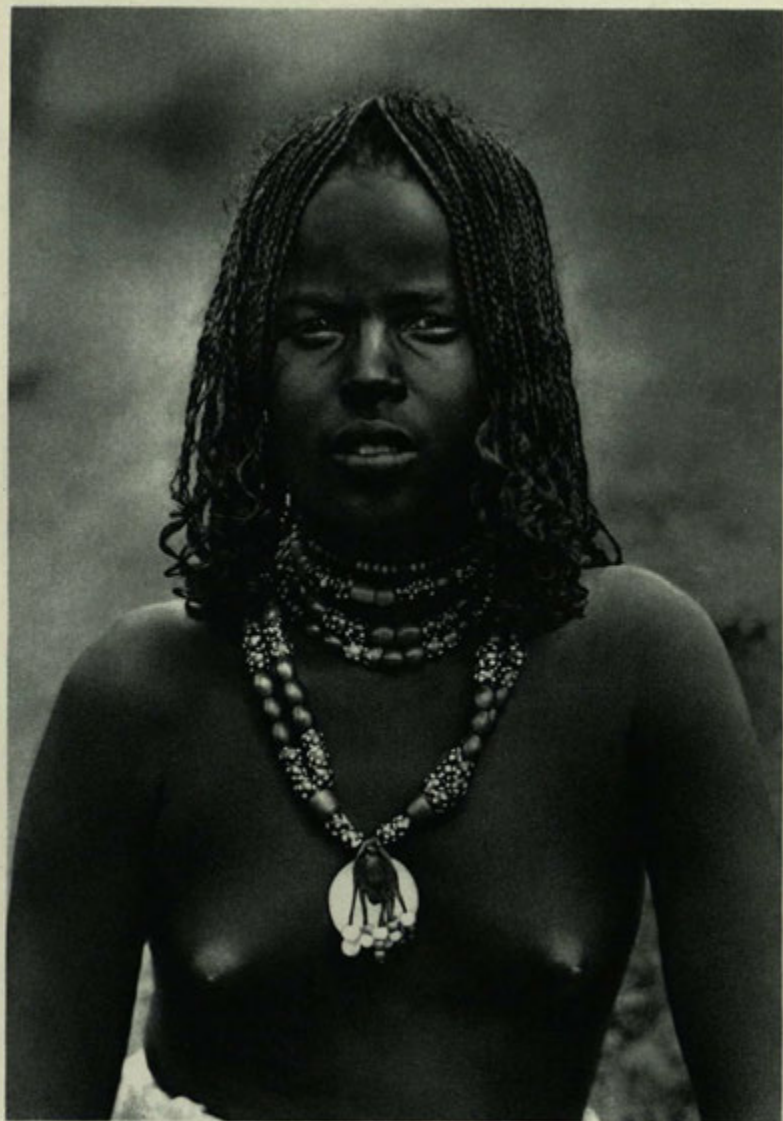
sagte ich Osa, sie sollte noch mehr vorfahren. Trubee indes, möchte ich fast annehmen, glaubte wohl, ich wollte den mutigen Mann spieleslen, und legte Verwahrung ein.

Er lehnte sich zurück und sagte festen Tones: „Das ist aber jetzt dicht genug, Martin.“ Der halbbürgerliche Ausdruck auf seinem Gesicht zeigte auch, daß es ihm Ernst war.

Aber die Geschichte geht noch weiter, wenn wir auch nicht näher führen und uns statt dessen damit begnügten, die Tiere eine Zeitlang zu beobachten, ehe wir schließlich lehrtmachten und uns wieder zum Lager begaben. Was nämlich nicht verschwiegen werden darf, ist dies: kaum hatten wir zwei Wochen auf der Serengettisteppe gewelt, da fuhren Dot und Trubee eines Morgens im Wagen los; wir hatten ausgemacht, daß in etwa einer Stunde Osa und ich in einem andern Auto nachfolgen wollten; wie staunten wir aber, als wir hinkamen und die beiden eifrig damit beschäftigt fanden, einen Trupp von 13 Löwen im Bilde festzuhalten, von denen einige keine fünf, sechs Meter von Davisons Wagen entfernt waren!

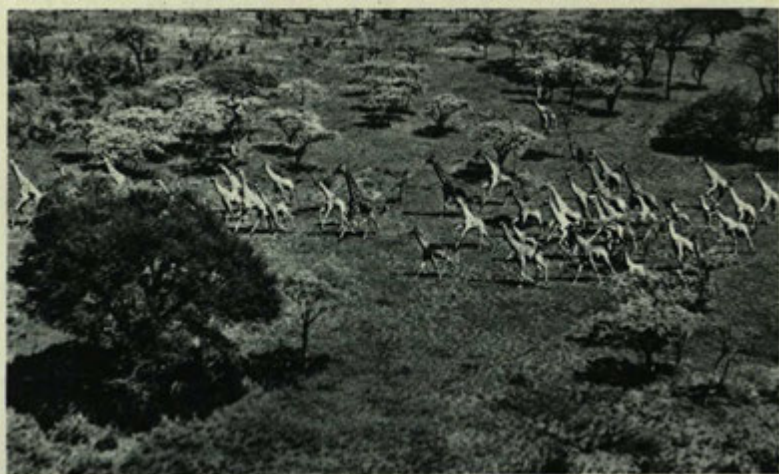
Da dies sich nun auf der Serengettisteppe abspielte und uns ein Flugzeug zur Verfügung stand, ließ es Osa und mir keine Ruhe, und für den andern Tag verabredeten wir einen Aufklärungsflug. Gewiß befand sich der Lagerplatz, den wir uns ausgesucht hatten, in gutem Wildrevier; aber wir meinten, eine kleine Lustreise möchte uns vielleicht noch einen besseren aufweisen. Infolgedessen starteten wir am zweiten Morgen nach unserer Ankunft, und keine halbe Stunde danach flogen wir schon über den Dumafluß, 30 Kilometer vom Lager. Ganz, wie wir gehofft hatten, fand sich hier viel reichlicheres Wild; eine große Büffelherde, die wir sichteten, bot ganz besonderen Reiz.

Die durften wir uns nicht entgehen lassen; als wir also nach ein paar Stunden in der Luft wieder zurückgeflogen waren, gaben wir Anweisung, das Lager am andern Morgen an eine prächtige Stelle an einer Biegung des Mblanketiflusses, nur wenige Kilometer vom Duma entfernt, zu verlegen. Hier fand sich Wasser, das die Boys und wir trinken konnten, wenn wir es in unsern kupfernen Destillierapparaten abgedampft hatten, während rings um das Lager herum die Steppe von Zehntausenden von Tieren wimmelte; mehr als 20 Gattungen waren vertreten. Fast am Rande des Lagers gab es Paviane und andere Affen in Unmengen, und bald hatten wir heraus, daß kein Kilometer entfernt ein gewaltiger schwarzgemählter Löwe nebst seiner



Junges Somalimädchen.

Die Somal gehören zu den flügsten Schwarzen in Afrika; selten haben sie eine ständige Heimat; gewöhnlich ziehen sie in dem wüstenhaften Steppenland mit ihren großen Rinder-, Schaf- und Ziegenherden umher. Ihr Haar ist von Natur kraus und leicht gewellt, doch verdrehen und verflechten die Mädchen es zu Strähnen.



Großes Giraffenrudel.

Ganz ohne Zweifel beherbergt die Serengetti-Steppe mehr Giraffen als sonst ein Ort in Afrika. Ihre Färbung schwankt zwischen einem matten Gelb und einem sehr dunklen Sabelbraun. S. 83.



Gnu auf der Serengetti-Steppe.

Dies war nur der Vortrupp der großen Wanderung, die ein paar Tage später des Weges kam, wo die Steppe mit Millionen Tieren übersät war — ja, wirklich Millionen! S. 83.



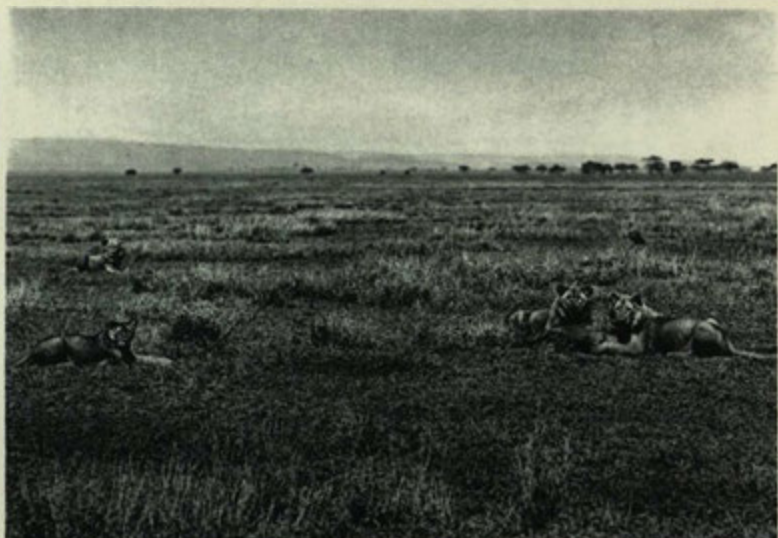
Der König der Tiere.

Dieser stattliche Löwe war der größte und schönste, den ich je zu Gesicht bekommen habe, sowohl hinsichtlich der Größe als auch der Mähne. Er und die Löwin beobachteten jede Bewegung, die ich machte — sie gerubten sogar, ein bißchen zu knurren, so daß es einen prächtigen Tonfilmstreifen gab. S. 87.



Eine prächtige Jagdbeute.

Ein stattlicher Löwe und mehrere Löwinnen schliefen im Schatten des Baums, als wir herankamen. Die Löwinnen beachteten uns kaum; aber der große Löwe war unruhig, als ob er wußte, daß er eine schöne Jagdbeute für den Weidmann darstellte. S. 88 f.



Löwen am Morgen.

Ein alltägliches Morgenbild auf der Serengetti-Steppe. Die drei Junglöwen sind in der Vollkraft des Lebens; auch die Löwin ist noch jung.



Eine Löwenfamilie.

Eine Familiengruppe, eine alte Großmutter, zwei ausgewachsene Weibchen und zehn halbwüchsige Junge. Einige davon befanden sich im Busch im Hintergrund, als diese Aufnahme gemacht wurde. S. 88.

Familie von vier jungen Löwinnen, einer alten Großmutter und sieben halbwüchsigem Jungen hauste.

Wir entdeckten diese Gruppe am Tage nach unserer Ankunft, und man kann sich denken, daß Osa und ich hocherfreut waren; denn ohne jeden Zweifel war das große, schwarzgemähnte Männchen das allergrößte, das wir in allen unsern Jahren in Afrika zu sehen bekommen haben; zudem war es eins der schönsten.

Wie ich bereits erzählte, fanden wir sie am Tage nach unserer Ankunft; um uns anzubiedern, schossen wir ein Zebra, schleppten es dicht an unsere neuen Bekannten heran, durchschnitten das Tau und fuhren weg, indem wir es bei dieser ersten Freundschaftsbezeugung bewenden ließen. Hierauf taten wir jeden Tag das gleiche, und schließlich wartete man geradezu darauf, daß wir eine gute Löwenmahlzeit in Gestalt eines an den Wagen angebundnen Zebras aufstischten.

Jemand möchte uns vielleicht entgegenhalten, ein solches Verhalten sei nicht zu rechtfertigen; wir denken aber anders darüber. Hätten wir die Löwen nicht mit Fraß versorgt, dann hätten sie sich ihn wahrscheinlich selber beschafft. Ueberdies töteten wir die Tiere augenblicklich und schmerzlos, während wir manchmal sehen mußten, wie Löwen Tiere niederrissen und zu fressen begannen, ehe sie verendet waren. Tatsächlich bringen alle Sportjäger in Afrika zusammen in einem Jahre weniger Tiere zur Strecke, als die Löwen des Erdteils um der Nahrung willen in einer einzigen Nacht erjagen.

Da diese Löwen nun in solcher Nähe des Lagers hausten und wir es so klug anzustellen wußten, lernten wir sie gut kennen. Aber der große Bursche hatte, als ob er merkte, daß er eine gar zu prächtige Jagdbeute für einen Jäger darstellte, nicht recht Lust, sich zu zeigen. Die andern ließen sich fast immer blicken, und wir konnten im allgemeinen angeben, wo der große steckte — konnten oft, wenn er sich im Hintergrund hielt, seine Lauscher oder ein Büschel seiner schwarzen Mähne sehen —, aber nur selten nahmen wir ihn so deutlich wahr, wie fast stets die andern.

Das Lieblingsplätzchen dieser Löwen war eine Art Insel, an der sich der Mblanketifluß in zwei halbtrockene Betten gabelte. Als wir dort weilten, stellte der Fluß kein fließendes Gewässer dar. Statt dessen war sein Bett zumeist trocken; nur einige Tümpel zeigten sich hier und dort verstreut. Unsere Kraftwagen oder die Löwen konnten also mit Leichtigkeit ungehindert über den Fluß gehen und kommen. Die

Insel selbst (wenn solch ein Landstrich Insel heißen darf) war ein schöner, parkähnlicher Ort, den über ein Fuß hohes, im Winde schwankendes Gras bedeckte und längs der Flußbetten große weitausladende Bäume umsäumten; ein Stückchen vom Ufer ab standen hier und da vereinzelt Palmen, während Gruppen davon hier und da über die ganze Insel verstreut waren. Dazu fiel das Gelände an einem Ende noch zu einem kleinen, fast trockenen Sumpf ab.

Es war ein wundervoller Anblick, dies schöne Rudel Löwen zu schauen, wenn wir fast jeden Morgen in der Frühe unsern Besuch abstatteten. Wenn sie uns kommen sahen, standen sie auf, gähnten, reckten sich und schritten langsam auf uns zu. Wenn wir Wildbret für sie hatten, warteten sie höflich, bis wir es für sie zurückgelassen hatten, dann ließen sie sich zum Frühstück nieder. Wenn wir ihnen aber einmal nichts mitbrachten, gingen sie umher, schnupperten und schauten uns dann an, als wollten sie sagen: „Wie? Kein Zebra?“

Natürlich brachten wir ihnen die Mahlzeit nicht etwa deshalb mit, weil es uns Spaß machte, sie zu füttern. Wir wollten Bilder. Aber oft, wenn die Sonne heiß herniederbrannte, schleppten sie die Beute in den Schatten, was unsern Bildkammern nicht recht war. Bei einem unserer Besuche erlegten wir daher ein Topi, schleppten es hin zu ihnen, stoppten an einer Stelle, wo sie noch genügend weit entfernt waren, und banden ihren Schmaus an einen abgestorbenen Baum, der ganz ohne Blätter oder Äste war und daher überhaupt keinen Schatten spendete.

Es war an jenem Tage besonders heiß, und die Löwen — es waren ganze zwölf an der Zahl — hatten keine Lust, dort in der glühenden Sonne zu fressen. Sie gaben sich redliche Mühe, den Braten wegzuzerren; aber wir hatten ihn fest angebunden, und das Tau war stark. Da kam, ganz, als habe ihn jemand zu Hilfe geholt, der alte Kämpfe feierlich aus dem Sumpf geschritten, wo wir ihn nicht hatten wahrnehmen können, packte das Topi mit seinen mächtigen Kinnladen am Genick, zerrte ein paarmal kräftig, daß das Tau riß, und schleppte das Tier in den Schatten, wo die andern sogleich ihre Mahlzeit begannen. Der große Löwe aber rührte, als er seine Arbeit geleistet hatte, auch nicht einen einzigen Bissen der Speise an, machte vielmehr lehrte und schritt wieder in den Sumpf; ehe er verschwand, hielt er eben einen Augenblick inne und äugte zurück. Nie werde ich wohl die stolze Haltung vergessen, das Bild der Kraft, Erhabenheit und Gelassenheit,

das Simba, der König der Tiere, bot. Wieder einmal erschien er mir als das prächtigste Raubtier, das ich je gesehen hatte.

An einem andern Tag erreichten wir die Insel mit Verspätung; die Löwen hatten sich schon in das dichte, schattige Gebüsch in der Nähe des Sumpfs zurückgezogen. Kein einziger ließ sich blicken. Wir fuhrten kreuz und quer und hielten Ausschau; dann stoppten wir unter den dürren, abgestorbenen Blättern eines gewaltigen umgestürzten Baums. Ich suchte die ganze Umgebung mit dem Glase ab, konnte aber nichts sehen, als Vern Carstens, der neben mir stand, mich mit dem Ellenbogen anstieß und nach oben wies.

Da saß auf einem großen, kahlen Ast über uns, kaum mehr als $2\frac{1}{2}$ Meter entfernt, einer der halbwüchsigen Löwen und beobachtete uns mit ernster Miene. Sein Haupt ging von einer Seite zur andern, als er unsern Bewegungen folgte, und wenn er sich auch nicht ruckte, so war er doch offenbar mächtig gespannt.

Natürlich bekam ich keinen schlechten Schrecken; aber er blickte ganz wohlwollend und gutmütig; als ich mich gefaßt hatte, wurde ich das Gefühl nicht los, das Tier hätte mich hinauslangen und sich streicheln lassen. So groß war mein Verlangen, dies zu tun, nun freilich doch nicht, daß ich es versucht hätte!

Es war uns schon lange klar, daß die Löwen keine Angst vor einem Kraftwagen haben. Wir wollten aber herausbekommen, wie sie sich in der Nähe eines Flugzeugs gebärdeten. Daher rollte Vern „Osas Arche“ in eine kleine buschbestandene Schlucht hinunter, unweit der „Insel“, auf der diese Löwen hausten. Als wir ihnen nun das nächste Zebra brachten, schleppten wir es lediglich in ihre Nähe, ohne es liegenzulassen, machten lehrte und schleiften es über das trockene Flußbett und in die Schlucht bei dem Flugzeug zurück. Mittlerweile hatten sie natürlich keine Furcht mehr vor uns, und wenn wir das Zebra auch nicht hatten liegenlassen wie den sonstigen Fraß, so schienen sie doch zu wissen, daß es ihnen gehörte. Daß es sich freilich weiterbewegte, war ihnen rätselhaft, und es machte uns viel Spaß, zuzusehen, wie sie sich abmühten, es anzuhalten.

Da hing also das Zebra am Ende eines Taus etwa zehn Meter hinter unserm Wagen, und die Löwen ringsherum versuchten, es am Weiterücken zu verhindern. Sie zerrten und zogen; aber es nützte alles nichts. Ein junger Löwe sprang auf den gestreiften Kadaver und wurde zwei, drei Meter mitgeschleift; halb hüpfte, halb fiel er dann

herunter. Einem andern ging es genau so, und ein dritter sprang darauf, bevor der zweite herunterfiel; aber sie verrieten darum keinerlei Ärger. Sie fühlten sich anscheinend ganz wohl dabei; selbst ihr grollendes Purren schien nicht zorneswütiger zu sein als das behagliche Geknurr eines Hundes, der mit seinem Herrn spielt.

Wir schleppten den Fraß bis etwa 20 Meter an das Flugzeug heran, ließen dann das eine Ende des Taus los, so daß es vom Hals des Zebras glitt, und fuhren ein beträchtliches Stück weiter, um dann den schmausenden Löwen eine Zeitlang zuzusehen. Sie schenken dem Flugzeug keine Beachtung, und wir beschloßen, es am andern Tag genau so zu halten, nur ließen wir den Fraß ein bißchen näher am Flugzeug liegen. So verringerten wir die Entfernung immer mehr, und bereits am vierten oder fünften Tag hatten wir die Löwen so weit, daß sie unbedenklich wenig mehr als fünf Meter vom Flugzeug entfernt tafelten.

Das war uns nun dicht genug, und Osa stieg jetzt oft ins Flugzeug, ehe wir den Schmaus heranbrachten, und öffnete oben die Luke; da stand sie dann, Kopf und Schultern frei, und sprach mitunter zu den Löwen, die manchmal dicht an den Kumpf der Maschine herankamen und oft unter den Tragdecks hin und zurück wanderten.

Von dem Kamerawagen aus, der ein Stückchen entfernt stand, beschlichtete ich dann Hunderte von Metern Filmstreifen; aber die Löwen waren so zahlreich, daß wir keine Lust hatten, noch weiterzugehen und sie gar zu sehr zu reizen. Es war recht nett, so mit den Löwen zu spielen, wie wir es mit ihnen taten; aber man tut gut daran, sich immer zu vergegenwärtigen, daß genau so viel Zerstörungskraft in ihnen schlummert wie in einer Dynamitpatrone. Wie der Blitz konnte jeder einzelne sich aus einem großen, reizenden Spiellätzchen in ein grimmiges, todbringendes Raubtier verwandeln, und wir wußten es. So sehr ich also auch Bewegung schätzte — unnötig begab ich mich nicht in Gefahr und sah von törichten Wagnissen ab.

An einem schönen Sonnentage nun, als Osa wieder im Flugzeug stand, Bob Moreno und ich im Kamerawagen saßen und die Löwen herumfahen und gähnten, merkte ich auf einmal, daß sich ein neuer Löwe unter unsern alten Freunden befand. Es war ein ausgewachsener, braungemählter Gefelle, glattleibig und muskelschön; bestimmt hatten wir ihn noch nicht gesehen. Daß es ein Neuling war, wurde mir noch vor Osa klar, und ich fragte mich, was geschehen würde, wenn ich

auch zugeben muß, daß ich auf das nun sich Abspielende nicht gefaßt war.

Osa befand sich, wie geschildert, im Flugzeug; da sie aber wußte, daß ich etwas Zeit brauchte, um meine Bildkammer aufzubauen, hatte sie die Luke noch nicht aufgemacht. Aber als sie nun durch ein Fenster sah, daß meine Kamera aufgestellt war, schob sie die Luke zurück, steckte Kopf und Schultern hindurch und fing an, so wie sie es schon mehrmals getan hatte, mit den Löwen draußen zu plaudern.

Aber kaum war ihr Kopf aufgetaucht, als dieser neue Gast sich straffte und murrte. Und kaum hatte er ihre Stimme vernommen, da nahm er auch schon an. Er war keine fünf Meter ab, als er losprang, und zum Glück sah ihn meine Frau gleich. Sie fuhr herunter und warf die Luke über ihrem Kopfe zu; aber Osa war durch das schwere Sicherheitsglas an der Seite des Flugzeugs deutlich zu erkennen. Im nächsten Augenblick prallte der Löwe schwer gegen die Scheibe an, auf die er glücklicherweise schräg aufschlug. Es traf sich auch gut, daß die Scheibe nicht aus gewöhnlichem Fensterglas war, sonst hätte der Löwe leicht hineinklettern und in den nächsten zehn Sekunden Osa erledigen können. So aber hielten der seitliche Aufprall und das schwere splitterfreie Glas das Tier ab, und Osa blieb unbehelligt. Ich bekam einen schönen Schrecken, das kann ich versichern, und wünschte, wir wären weit weg von da. Natürlich glaubte ich, auch Osa sei angst und bange. Aber wer beschreibt meine Überraschung, als ich nun, während der Löwe noch immer unmittelbar neben dem Rumpf grollte, wahrnahm, wie die Luke langsam zurückglitt, Osa vorsichtig den Kopf heraussteckte und die Hand hob, in der sie irgendein Wurfgeschöß hielt; im nächsten Augenblick flog das, was sie nun haben mochte, über die Seite des Flugzeugs dem Missetäter an den Kopf. Als das Geschöß auftraf, sah ich, was sie getan hatte.

Wohl eingeschüchtert, aber auch verärgert, hatte Osa kaum den Löwen gegen das Fenster des Flugzeugs aufprallen sehen, als sie sich vornahm, ihm bessere Sitten anzuerziehen. Infolgedessen griff sie das erste Beste, dessen sie habhaft werden konnte — es war ausgerechnet ein Pappkarton mit präpariertem Zwiebackmehl. Sie machte die Luke auf und warf dies tödliche Wurfgeschöß auf den Bösewicht. Zum Glück für mich bekam meine Kamera jede Einzelheit der Geschehnisse ab, sogar den Mehlsprühregen, der die gelbe Mähne des eilig flüchtenden Tieres weiß färbte.

Der Löwe war natürlich nicht erschrocken, aber er war doch verblüfft; er entfernte sich etwa 30 Meter, tat sich nieder, leckte Mehl von seinem Pelz, bis es ihm schier das Maul verkleisterte, worauf er dann versuchte, sich das Zeug mit der Pranke von der Schnauze abzuwischen, und sich schließlich im Gras herumwälzte.

Aber das Mehlpäckchen hatte Osa auf einen Gedanken gebracht. Nachdem sie sich also wieder ins Flugzeug zurückgezogen hatte, tauchte sie erneut auf, diesmal mit einer kleinen Bratpfanne. Ehe ich wußte, was sie vorhatte, schleuderte sie die weg und traf einen jungen Löwen unerwartet in die Rippen. Er stieß ein Geknurr aus und sprang zur Seite, während Osa, die Gift und Galle spuckte, die Tiere anschrte, sie sollten sich ja nicht unterstehen, sie noch einmal anzugreifen — bis die ganze Gruppe doch in Aufregung geriet. Sie äugten nun umher, murrten ein wenig und peitschten mit dem Schweif, und die ganze Zeit über war Bob Moreno, der mit seinem Tonfilmgerät herumhantierte, vor Wonne ganz außer Rand und Band.

„Mann!“ rief er. „Ist ja großartig! Lassen Sie die Kamera ja weiterlaufen!“ Aber nun rannten zu viele wütende Löwen herum, und bei einem neuen Angriff hätte leicht ein Fenster im Flugzeug zerbrechen können. Die Gefahr war viel zu groß. Infolgedessen — Tonfilm hin, Tonfilm her — rief ich Osa zu, sie solle die Luke zumachen und drinnen bleiben, bis ich käme und sie holte. Aber es dauerte über eine Stunde, ehe sich die Löwen verzogen und ich es wagen konnte.

Es gab natürlich noch manches andere dort auf der Serengettisteppe zu tun, als mit unserm Lieblingsrudel Löwen zu tändeln. Wir machten Aufnahmen von wilden Geparden im Freileben — das erstemal, daß mir solches gelang. Wir sichteten einen andern Trupp Löwen, zwanzig an der Zahl; eine Löwenmutter hatte zwei winzige Jungen, die überall auf ihr herumkletterten und an ihrer Rute herumknabberten, ganz genau so wie spielende Käzchen. Bei jener Gruppe fand sich auch eine Löwin ohne Schwanz, und wir überlegten, ob sie nicht zufälligerweise ein herangereiftes Löwenjunges war, das wir etwa in derselben Gegend vor fünf Jahren gesehen hatten.

Ein andermal fuhren Osa und ich unsern Wagen unter die Äste eines weitausladenden Mimosenbaums; da hörten wir über uns ein Geraschel; wir schauten gerade noch rechtzeitig in die Höhe, um einen stattlichen Leopard aus dem Laubwerk herauspringen zu sehen; er

streifte leicht das Wagendach und suchte schnell das Weite. Als wir genauer hinschauten, sahen wir auch, daß etwa fünf Meter über dem Boden da oben im Baum, in eine Astgabel eingekleimt, ein ausgewachsenes verendetes Pala hing. Wir stiegen aus und untersuchten den Baum sorgfältig. Der niedrigste Ast war gute $2\frac{1}{2}$ Meter über dem Boden, und es schien ganz unmöglich, daß ein Leopard den Stamm mit einem so verhältnismäßig großen Tier wie einem Pala hinaufgeklettert war. Aber da hing das tote Tier; und nur ein Leopard konnte es dorthin gebracht haben.

Etwa eine Stunde mochte verflossen sein, nachdem wir das Pala im Baum gefunden hatten, als ich Gelegenheit fand, etwas ganz Andersartiges zu unternehmen.

In den Bäumen um das Lager herum waren Orchideen eine ganz gewöhnliche Erscheinung; aber an jenem Tage bemerkte ich auf der Rückfahrt einen ganz besonders schönen Strauß, der mich auf einen Gedanken brachte. Ohne etwas zu sagen, parkte ich den Wagen, rief ein paar schwarze Boys und führte sie zu der Stelle, wo mein Orchideenzweig hoch in den Ästen hing. Als ich ihn wieder entdeckt hatte, sagte ich einem der Boys, er solle hinaufklettern und ihn holen; unter Androhung der fürchterlichsten Strafen bekam er Weisung, die Blumen ja nicht zu beschädigen. Er tat wie befohlen, und in einigen Minuten hielt ich den herrlichsten Orchideenstrauß in Händen, den man sich nur denken kann. Ich zählte die Blumen auch und stellte fest, daß 27 voll-erblühte Orchideen an jenem einen Zweig saßen. Dann brachte ich ihn zurück zum Lager und überreichte ihn Dot Davison — den größten Orchideenstrauß, den meines Wissens eine Dame jemals bekommen hat. Freilich muß ich hinzufügen, daß wohl nie Orchideen weniger festlich getragen worden sind; denn Dot heftete sie sogleich an ihren khakifarbenen Jagdanzug, der arg abgetragen und dornenzerrissen war.

Wir hatten auf unserm ersten Erkundungsflug über den Dumafluß eine Büffelherde gesichtet und brachen eines Morgens früh auf, um Aufnahmen von den Tieren zu bekommen. Wir hatten schon ein paarmal einen schüchternen Versuch gemacht, aber immer standen sie auf freiem Gelände, und wir hatten nicht herankommen können. Diesmal aber hatten uns unsere Boys berichtet, wir könnten uns in Deckung heranpirschen; also gingen wir an die Arbeit.

Die Tierherden waren an jenem Tage fast noch zahlreicher. Wir kamen durch scheinbar endlose Gnu-, Kongoni- und Zebrarudel. Palas

und Wasserböcke umgaben uns ständig; nach fast allen Richtungen hin zeigten sich Giraffenherden. Warzenschweine, die Wedel hochgesteckt wie die Fahnenstangen, liefen dann und wann neben uns her. Riesen- und Zwerggazellen starrten uns mit ihren großen feurigen Lichtern an. Strauße tauchten dann und wann auf; Mangusten, die im Grase ganz wie Prärie Hunde wirkten, huschten hierhin und dort hin. Ab und zu äugte ein feierlich dreinschauender Kranichgeier weise zu uns her; größere und kleinere Trappen liefen lange Strecken über die Ebene, bevor sie schwerfällig aufgingen; fast um jede Baumgruppe spielten die Erdaffen oder bellten und schnatterten die Paviane.

Es war ein echter Serengetistieppentag. Und wer einmal recht spüren will, wie schal, kümmerlich und gänzlich unnatürlich doch eine Tierbudenschau eigentlich ist, der besuche nur einmal dies Wildparadies an einem solchen Tage.

Ein paar Kilometer hinter dem Lager sprang ein einsamer Gepard vor uns vorbei. Etwas weiter zankten sich einige gefleckte Lachhyänen um die Knochen irgendeiner Antilope, die am Tage vorher niedergewürgt worden war. Eine Giraffenmutter stieß ihr Kleines an; vorsichtshalber schob sie es von uns weg, als wir ihr allzu nahe zu kommen schienen.

Kilometerlang fuhren wir durch Wildrudel hindurch; keins der Tiere verriet allzu große Furcht. Sie traten zur Seite, um uns vorbeizulassen; in einer Entfernung von ein paar hundert Metern fauchten und stampften sie, um ihre Mißbilligung zu zeigen, oder sie standen da und äugten uns gleichgültig nach, wenn wir weiter fuhren.

Die Büffel hatte man uns längs des Dumaflusses gemeldet; als wir uns diesem näherten, fuhren wir sorgfältiger; aber obwohl wir stundenlang suchten, konnten wir die Herde nicht finden und begaben uns daher in den Schatten eines prächtigen Mimosenbaums, um uns auszuruhen und zu Mittag zu essen. Die Büffel, so vermuteten wir, hatten sich in unbekannte Gegenden zurückgezogen, und der Tag war schrecklich heiß. Nach unserer Mahlzeit — Butterbrote mit Kienfleisch, Rebhuhnbrust und Osas Dörrapfeltorte, dazu warmen Tee aus unsern Thermosflaschen — schlofen wir bis etwa 3 Uhr und fuhren dann zum Lager zurück.

Das Wild hatte sich schon lange vor dieser Zeit in den Schatten der Bäume zurückgezogen, um während der größten Hitze des Tages zu duseln, aber halbwegs zurück zum Lager sichteten wir eine Wolke



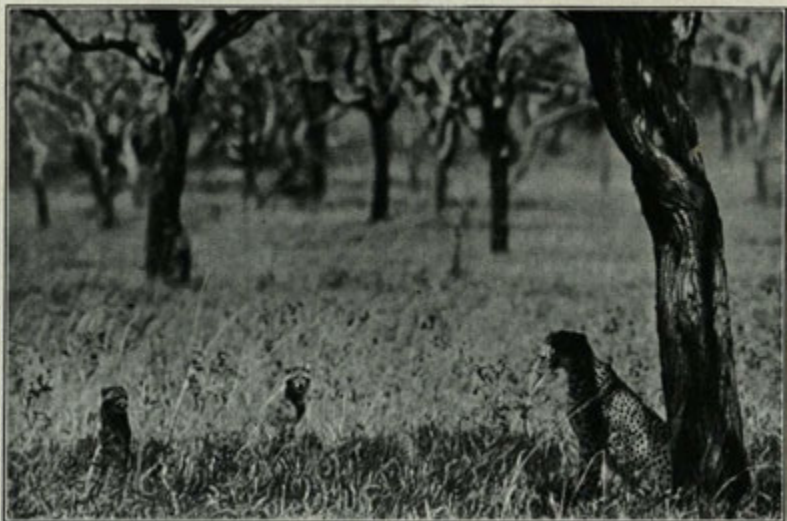
Der Löwe starrt Osa an.

Zwei Vergrößerungen von Laufbildnegativen. Dies war ein fast alltäglicher Vorfall, als sich die Löwen an das Flugzeug gewöhnt hatten. S. 92.



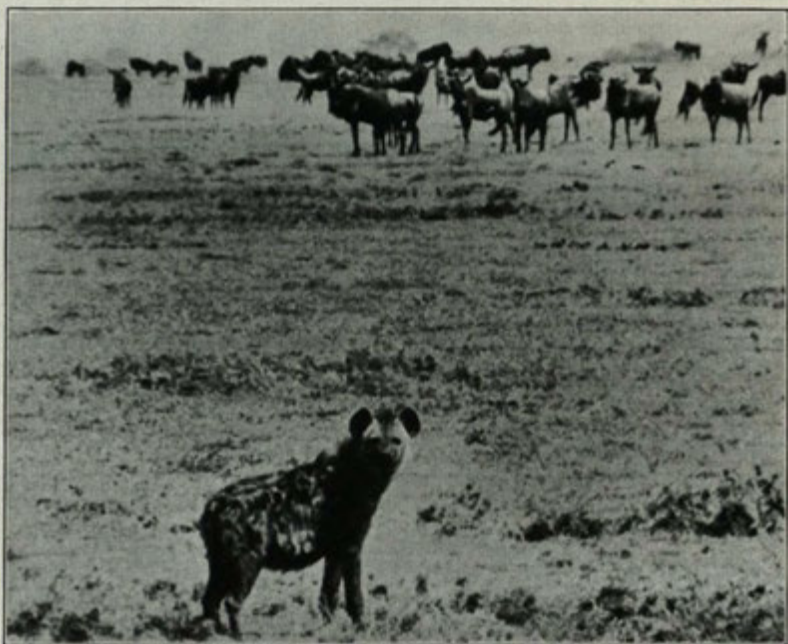
Der Löwe zieht ab.

Wir haben immer die Erfahrung gemacht, daß wilde Löwen sehr neugierig sind und nach einigen Tagen ihre Furcht vor Ungewohntem überwinden. Eines Tages legte eine halbwüchsige Löwin ihre Vorderpranken an die Seite des Flugzeugs, drückte ihr Gesicht gegen die Scheibe und schaute zu Osa herein. S. 92.



Tschitamutter mit Jungen.

Nach sechzehn Jahren Afrika war dies das erstmal, wo ich zwei oder drei Stunden lang Nabaufrnahmen von Geparden machen konnte, während sie meine Anwesenheit gewahrten. S. 94.



Lachbyäne mit Gnus.

Lausbildvergrößerung. Gefleckte Lachbyäne mit Gnus im Sintergrund. Steppenwild beachtet die Byäne kaum. Die Byäne fällt gewöhnlich eben geworfene Jungtiere an oder räumt die Knochen von Aas auf, die Löwen oder Leoparden haben liegenlassen. S. 96.

Geier, die ein Stück abseits unseres Weges langsam uns zu Häupten kreisten. Wir wußten aus langer Erfahrung, daß sie wahrscheinlich darauf warteten, bis ein Löwe sein Mahl beendete, um dann den Abfall in Empfang nehmen zu dürfen. So war es denn auch.

Aber der Löwe war ein alter Herr — das verriet uns seine dunkle, zottige Mähne. Außerdem war er mager und nicht mehr das mächtige Raubtier von einst. Da fraß er nun in der glutenden Sonne recht bedächtig, das Auge auf die Hunderte lauender Aasjäger gerichtet. Den Spuren im Boden konnten wir entnehmen, daß er das von ihm geschlagene Topi zum Schatten einer Baumgruppe hatte zerren wollen. Aber der Kadaver hatte sich zwischen dem niedrigen Dornestrüpp in einer kleinen Vertiefung festgeklemmt, und er konnte ihn nicht weiter bekommen.

Noch aus beträchtlicher Entfernung schaltete ich die Kamera ein, dann fuhren wir näher. Er äugte zu uns herüber, tat aber sonst nichts, bis wir zum zweitenmal vorfuhren. Das schien er nun nicht zu billigen. Er stand auf und knurrte, den Schweif hin und her peitschend, als wolle er annehmen. Er überlegte es sich indessen besser, verließ das tote Topi und zog sich etwa 20 Meter in den Schatten zurück. Kaum hatte er aber seinen Fraß verlassen, als die Geier auf das Aas herunterfielen. In ein paar Sätzen stand der alte Löwe knurrend wieder über dem Topi, fest entschlossen, seinen Schmaus zu verteidigen.

Die Geier strichen natürlich ab, um ihr endloses Kreisen wieder aufzunehmen oder auf die Äste der herumstehenden Bäume aufzuhaken oder endlich auf dem Boden in sicherer Entfernung von dem wütenden Löwen widerlich herumzustehen. So machen es die Geier immer. Sie lauern von morgens früh bis abends spät, um ihren unersättlichen Hunger zu stillen, obschon sie bei Dunkelwerden stets wegfliegen. Aber auch dann kommen sie bei Tagesanbruch wieder, um Nachsuche nach einem Bissen Fleisch zu halten.

Diese häßlichen Viecher sind wohl die allergierigsten Tiere, die man sich nur denken kann. Osa und ich haben oft gesehen, wie sie sich so mit Aas vollgestopft hatten, daß sie nicht zu fliegen vermochten. Das kommt öfters vor, und es sieht lächerlich und zugleich abstoßend aus, wie sie dann ungeschickt mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Boden entlang rennen und abzufliegen suchen, was ihnen aber ein ums andere Mal mißlingt. Schließlich werden sie es leid; es sieht scheußlich aus,

wie sie dann dasitzen und warten, bis sie ihren Fraß verdaut haben und endlich wieder aufgehen können.

Wir schauten eine Zeitlang dem Schachspiel zwischen den Aasjägern und dem alten Löwen zu. Aber das Bild war wenig schön, und so fuhren wir schließlich weiter. Selbst auf der Serengettisteppe kommen Dinge vor, die nicht gerade erfreulich sind.

Einige Tage später berichtete Osa, sie habe ein paar Kilometer vor dem Lager eine Löwin und zwei ganz kleine Jungen gesichtet, und am andern Morgen begaben wir beide uns hin, um sie im Bilde festzuhalten. Wir fanden sie gleich; denn sie hatten sich nicht von dem Ort entfernt, wo Osa auf sie gestoßen war; wir sahen sofort, daß die schöne junge Mutter ihre Jungen höchstens drei, vier Tage zuvor zur Welt gebracht hatte. Sie waren so klein, daß sie beim Gehen auf ihren drolligen Beinchen wankten. Wir hielten ein Stück entfernt, damit sie uns mustern konnten. Wenn wir aber weiter heran fuhren, was mehrmals der Fall war, äugte die Mutter argwöhnisch zu uns herüber. Als wir uns schließlich bis auf fast fünf Meter genähert hatten, wurde sie offensichtlich rege. Sie wich freilich keinen Zentimeter zurück, stieß aber ein leises Murren aus, das die plumpen Kerlchen sogleich in die buschbestandene Schlucht, an deren Rand die Löwin stand, laufen ließ.

Eine Zeitlang sahen wir zu und machten unsere Aufnahmen; da wir eine verendete Hyäne ganz in der Nähe sahen, begannen wir zu überlegen, ob hier nicht mehr vorging, als oberflächlich zutage trat.

Hier saß also diese Löwenmutter, gute acht Kilometer vom Wasser weg, mit zwei Kleinen, die bis jetzt noch nicht eine Reise von solcher Entfernung machen konnten. Die Mutter aber, das konnte man deutlich sehen, hatte sowohl Hunger wie Durst. Sie war wohl noch recht glatt, aber doch ein bißchen gering bei Leib. Wir kamen zu dem Schluß, daß sie wahrscheinlich weder Fraß noch Wasser gehabt hatte, seitdem sie diese Schlucht aufsuchte, wo sie ihre Jungen zur Welt brachte. Sie durfte sie ja nicht verlassen; denn Hyänen — das bezeugte die eine, die sie gerissen hatte — konnten während ihrer Abwesenheit leicht die schutzlosen kleinen Kerle überfallen.

Wir hatten uns das kaum klargemacht, als Osa auf einen Gedanken kam, und wir fuhren weg, um ihren Plan auszuführen. Wir eilten zum Lager zurück, schnitten von einem 20 Liter fassenden Benzinkanister den Deckel ab, nahmen einen andern, den wir mit Wasser füllten, und fuhren zurück. Als wir uns der Schlucht näherten, schoß Osa

ein Zebra, das ich mit einer gleitenden Schleife hinten am Wagen anband. Nun fuhren wir bis auf sichere Entfernung von der Löwin heran, und während Osa mit der Büchse Wache stand, stieg ich aus, grub ein Loch, stellte den oben offenen Benzinkanister hinein, trat die Erde ringsherum an und goß aus dem andern Kanister Wasser hinein. Dann nahm ich das Tau von dem toten Zebra ab, und wir fuhren den Wagen 100 Meter weiter, wo wir hielten und mit dem Glas beobachteten, was nun geschah.

Raum waren wir weggefahren, als die Löwin aufstand, windete und umheräugte. Gewiß hatte sie das Wasser und das Wildbret gewittert, und im nächsten Augenblick schritt sie festen Fußes darauf zu. Sie verhoffte zwischen dem Zebra und dem Wasser — äugte erst nach der einen Richtung und dann nach der andern. Es schien beinahe so, als könne sie sich nicht entschließen, was sie mehr begehrte. Aber schließlich siegte das Wasser. Sie ging zum Benzinkanister und löschte ihren Durst. Sie schien damit gar nicht aufhören zu wollen und muß fast die Hälfte der 20 Liter aufgeschleckt haben, ehe sie sich ihrem Schmaus zuwandte. Selbst jetzt aber begann sie nicht sofort zu fressen. Vielmehr grub sie ihre Zähne in das Zebra genick ein und zog, den Straß mitschleifend, in die Schlucht ab.

Das letzte, was wir von ihr sahen, war ihr Verschwinden im Gebüsch bei den zwei kleinen Jungen, die herausgetänzelt waren und tollpatschig die Mutter umhüpften, als sich die Blätter wieder um sie schlossen.

Ich schaute mich um und blickte Osa an, die übers ganze Gesicht strahlte. Sie hatte für den Tag ihre gute Tat getan und war überglücklich. Ich füllte nun den Benzinkanister nochmals aus unsern Wasserflaschen, und wir fuhren ins Lager zurück.

Die beiden Jungen müssen jetzt bald halbwüchsige Löwen sein. Erlebnisse wie dieses verleihen einem Abstecker zu der Serengettisteppe solchen Reiz. Man sagt mir immer, die Leute wollen Geschichten lesen, die von schrecklichen Gefahren, von grimmigen, todbringenden Tieren, von Kampf, Mord und plötzlichem Ende handeln. Vielleicht ist das so, aber ich bezweifle es. Ich habe spannende Abenteuer in der afrikanischen Wildnis erlebt. Ich bin um Haaresbreite dem Tode entronnen, und genau so ist es Osa ergangen. Aber warum sollten in einer Welt, die Leid und Qual schon zur Genüge kennt, die Leute Verlangen tragen, noch mehr davon zu hören? Ich glaube nicht, daß sie es ernstlich wün-

schen, und bin sicher, auch sie ziehen letztlich — wie wir selbst — die Schönheit der großen Wildgebiete, wie sie in Wirklichkeit sind, den so oft erzählten übertriebenen Geschichten von raubgierigen, mordlüsternen Tieren vor, jenen Erzählungen von mächtigen Jägern, die ständig mit knapper Not einem plötzlichen, gräßlichen Tode entgehen.

Gewiß gibt es in Afrika Gefahren, und jeder, der lange genug inmitten der Tierwelt lebt, wird ihnen begegnen. Aber die Tiere sind alles in allem rücksichtsvoll. Nur der Mensch läßt in dieser Hinsicht zu wünschen übrig.

An den Sängen des Kenia

Seit unserer Rückkehr nach Amerika von dieser Reihe Flugzeug-Safaris hat man uns eine Frage wohl mehr als jede andere vorgelegt, nämlich die: „Wie können Sie eigentlich in Ihrem Flugzeug wohnen, wenn Sie lange vom Standquartier wegbleiben?“

Wir selbst überlegten uns, wie das wohl ginge, und ehe wir den Erbauern die Maschinen abnahmen, sorgten wir dafür, daß allerlei berücksichtigt wurde, was unserer Meinung nach bei der geplanten Verwendung von Nutzen sein konnte. „Ofas Arche“, das größte der beiden Flugzeuge (die Maschine, die wir mit Zebrastreifen angestrichen hatten), war ursprünglich für zehn Personen vorgesehen und mit zwei Wasp-Motoren mit Vorverdichtung ausgestattet. Wir hatten natürlich niemals die Absicht, so viele Menschen auf einmal mitzunehmen; als wir also das geräumige Innere neu aufteilten, ließen wir einige Stühle entfernen und dafür eine weiche Liege mit Lederbezug auf der einen Seite aufstellen, während wir gegenüber zwei Stühle anbrachten, die so gebaut waren, daß sie beim Zusammenklappen eine weitere Liege ergaben.

Damit besaßen wir Betten für zwei Personen, aber dazu kam nun noch jede Art Gestell, das wir für unsere Sachen ersinnen konnten. So gab es Verstaumöglichkeiten unter der Liege und unter den Stühlen; es gab Gepäckräume vor dem Führersitz, und an sechs Stellen drinnen und draußen waren ständig Säulenstative aufgebaut, auf die im Bedarfsfall Bildklammern aufgeschraubt werden konnten. Das Flugzeug war auch mit einer Toilette versehen, und nach langem Herumsuchen fanden wir einen ganz glänzenden kleinen Gasolinherd (zwei Brenner nebst Ofen), der uns zusammen mit einer raumsparenden Topf- und Pfannensammlung großartige Dienste leistete, wenn wir sie gerade brauchten. Ein weiteres raumsparendes Eckchen enthielt Teller und Tschgeschirr, während allerhand Nahrungsmittel in wieder andern

Räumen verstaubt waren. Da Fische, Vögel und Wild immer leicht zu bekommen waren, brauchten wir nur verhältnismäßig geringe Vorräte anderer Lebensmittel mitzuführen, in erster Linie präpariertes Mehl und Büchsen Speisen.

Infolge dieser Einrichtungen konnten wir mit den Vorräten, die sich bequem mitführen ließen, ganz unbekümmert kommen und gehen oder, wenn es uns einfiel (und das geschah mehrmals), auf fernen Flüssen, Seen oder Sümpfen, ja, auf der Steppe zwischen den Wildtieren landen, um dort tagelang zu bleiben. Oft waren wir so außerordentlich weit von unsern Versorgungsmöglichkeiten entfernt oder in Gegenden, die ohne Flugzeug nur nach langen, mühsamen Tagereisen erreichbar waren, wie wir sie uns kaum leisten konnten.

Zwar gestalteten Flußpferde und Krokodile das Wassern etwas gefährlich, und Ameisenhaufen, Schweinekeßel, Felsen und weiche Erde machten auch die Landung auf der Steppe nicht immer zu einem Vergnügen. Außerdem mußten oft die Wildtiere ausgerechnet unter uns in voller Fahrt dahinschlüchten, wenn wir gerade niedergehen wollten. Einmal waren Vern und ich genötigt, über einem unserer selbstgemachten Flugplätze eine geraume Zeit umherzufliegen, ehe wir landen konnten, weil dummerweise eine Zebraherde das Landungsfeld beschlagnahmt hatte.

Wenn Osa, Vern Carstens, Bob Moreno und ich ohne andere Begleitung als das große Flugzeug „ins Blaue“ flogen, schliefen Osa und ich gewöhnlich in der Kabine, Bob und Vern unter dem Tragdeck. Manchmal indessen fügten wir ein kleines Zelt zu unserm Gepäck hinzu; dann benutzten es Osa und ich, und das Innere des Flugzeugs wurde an Vern und Bob abgetreten.

So war es recht einfach (und ganz gewiß auch recht bequem), uns mehr oder weniger nach unserm Belieben zu bewegen; die Beschaffung von Brennstoff und das Landen auf unebenem Gelände waren unsere einzigen Sorgen. Beides machte uns natürlich Kopfschmerzen genug, und nur allersorgfältigste Überlegung ermöglichte uns, die unzähligen Flüge auszuführen, die wir unternahmen. Schon Wochen vor unserer Abreise aus Amerika verfrachteten wir an die 5000 Liter Leichtbenzin (die unsere Wasp-Motoren mit Vorverdichtung benötigten) nach Nairobi. Es verließ Newyork in 225-Liter-Behältern; nach dem Eintreffen in Nairobi wurde aber ein großer Teil davon in 20-Liter-Kanister umgegossen, damit es sich leichter befördern ließ. Dann

verteilten wir es durch Kraftwagen und Träger ringsum im ganzen Land an Stellen, in deren Umgebung wir zu fliegen gedachten; etwas kam in die Nähe des Rudolfsees, etwas nach Belgisch-Kongo, etwas hinunter nach Tanganjika. Natürlich behielten wir auch eine gewisse Menge in Nairobi, damit wir es dort bei Bedarf abholen oder an andere Stellen nachkommen lassen konnten. Diese Benzinverteilung bildete bei weitem die verdrießlichste Seite unserer ganzen Reihe von Luftsafaris.

Mechanische Schwierigkeiten mit unsern Flugzeugen hatten wir eigentlich überhaupt keine. Der Grund dafür lag auf der Hand. Einmal waren Maschinen und Motoren so vollkommen, wie derartig verzwickte Erzeugnisse nur eben sein können, und dann besaßen wir in Vern Carstens einen Flugzeugführer und Monteur mit einer geradezu unheimlichen Fähigkeit, seine Pfleglinge zu verstehen, zu warten und auszubessern. Bei solchem glücklichen Zusammentreffen hatten wir daher weit weniger Schererei als mit dem allerbesten Kraftwagen; Autos werden auf Safari ja immer arg mitgenommen und zuschanden gefahren.

Aber nun lagen Garbatulla, der Tanafluß und die Serengetti-steppe hinter uns; unsere Luftsafari führte uns jetzt zu einem Lagerplatz an den Hängen des Kenia.

Dieser prächtige Gebirgsstock, der sich 5195 Meter über Seehöhe erhebt, steht fast am Äquator. Er wirkt um so überwältigender und schöner, als es sich um eine einsame Erhebung in einer sonst berglosen Gegend handelt. Der mächtige, sanft ansteigende Sockel bedeckt eine riesige Fläche, und die jäh abfallende, schneegekrönte Kuppe schaut auf so prächtige, waldbedeckte Hänge hernieder, wie sie sich sonst wohl kaum noch ein zweites Mal auf der Erde finden.

Der Kenia ist natürlich ein erloschener Vulkan; der sich aufstürmende Mittelkegel ist bis auf die daran haftenden Schneefelder und Gletscher entblößt und kahl. So lange schon sind freilich seine Feuer von einst verglommen, daß jedes Überbleibsel des früheren Kraters verschwunden ist — im Lauf der zahllosen Jahrhunderte vom Wind, vom Frost und vom Regen, die unablässig an der Arbeit waren, verwittert und zerstört. Es gab eine Zeit, wo sein klotziger Gipfel noch höher als jetzt in den afrikanischen Himmel aufragte; er reckte sich vielleicht noch weitere 600 Meter über die verschiedenen steilen, kahlen Spitzbauten schneegefegten Felsens empor, die jetzt eine so eindrucksvolle Landmarke auf dem alten Kamm bilden.

Von diesem zackigen Scheitel abgesehen, ist der Berg aber mit einem ungemein großartigen Pflanzenwuchs bedeckt. Unterhalb einer Höhe von etwa 3150 Meter liegen die ausgedehnten Wälder; sie wimmeln von vielen der reizvollsten Tiere Afrikas. Elefanten, Büffel, Schwarznashörner, Löwen, Leoparden, die meisten kleineren Raubthiere, viele Arten Waldantilopen, Affen zu Tausenden, riesige Buschschweine, alle finden sich auf diesem walddreichen Gehänge, und in den Wasserläufen stehen solche Mengen Bach- und Regenbogenforellen, daß es ein wahres Anglerparadies ist.

Nun wohnt auch Raymond Hook auf den Hängen dieses erhabenen Berges, und da Raymond ein uralter Freund von uns ist, der die Gegend kennt, wie niemand sonst sie wohl je gekannt hat, wandten wir uns natürlich an ihn und baten ihn um seinen Beistand. Er versprach auch gleich, unser Vorhaben nach Kräften zu fördern, wenn wir unser Lager in der Nähe seines Heims aufschlugen, das im Tanyukibezirk liegt. Wir griffen natürlich mit beiden Händen zu; denn nicht nur Raymond selbst konnte uns unschätzbare, wertvollste Dienste leisten, sondern auch seine liebenswürdige Gattin. Sie ist mit der Gegend und der Tierwelt wohlvertraut, hat sie doch den größten Teil ihres Lebens in Afrika zugebracht und dieses schöne Stückchen Erde liebgewonnen. Wir rechnen Hooks zu unsern allerbesten Freunden, und Osa wußte, in Frau Hook würde sie eine hilfsbereite, stets verständnisvolle Gefährtin haben.

Eines schönen Tags flogen also Vern, Osa und ich hin nach Tanyuki und landeten auf einer Lichtung nahe dem Gras- und Holzhaus, das Hooks bewohnen. Man hieß uns natürlich überaus herzlich willkommen, und mit Hooks als Führer nahmen wir nun das umliegende Gelände in Augenschein; wir suchten nach einem Lagerplatz, von dem aus wir unsere Arbeiten möglichst vorteilhaft in Angriff nehmen konnten. Unter ihrer erfahrenen Führung fanden wir auch bald einen ganz vortrefflichen Ort an den Ufern des kleinen Tanyukiflusses, unweit der Behausung unserer Freunde.

Als wir unsere Wahl getroffen hatten, flogen wir nochmals nach Nairobi und gingen daran, unsere Kraftwagen mit all den endlosen Vorräten und Ausrüstungsgegenständen zu beladen, die ein langer Aufenthalt in einem halbständigen Lager erforderte. Als wir diese verzwickte Arbeit hinter uns hatten, schickten wir die Wagen unter Fritz Malewskys Obhut los, der sich uns in Agronet wieder ange-



Lachhyäne.

Nicht alle Hyänen lachen, — nur diese getüpfelte Art. Dies Tier hat nicht etwa das Blatt im Maul, wie es den Eindruck macht. Es wanderte durch das Gebüsch, als es mich eräugte und verhoffte, das Kinn gerade über dem absteigenden Blatt.



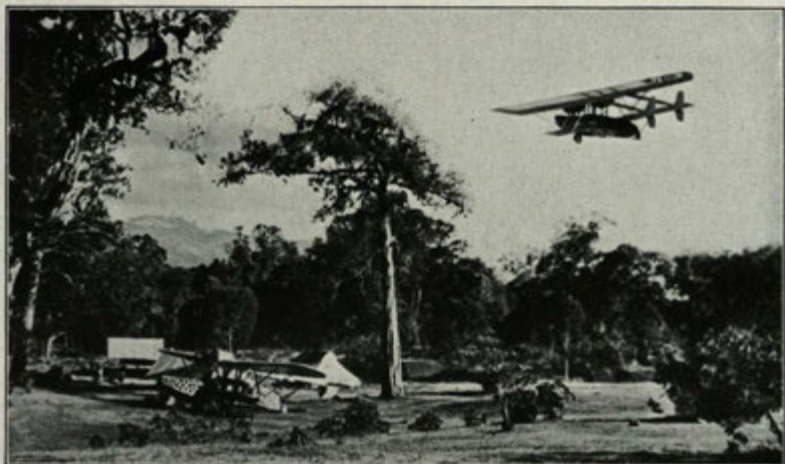
Wir vier.

Wir vier, die wir die Safari zu Ende führten: Ofa und ich schliefen in der Kabine, während Vern und Bob sich zu diesem Zweck unter die Tragdecke begaben. S. 102.



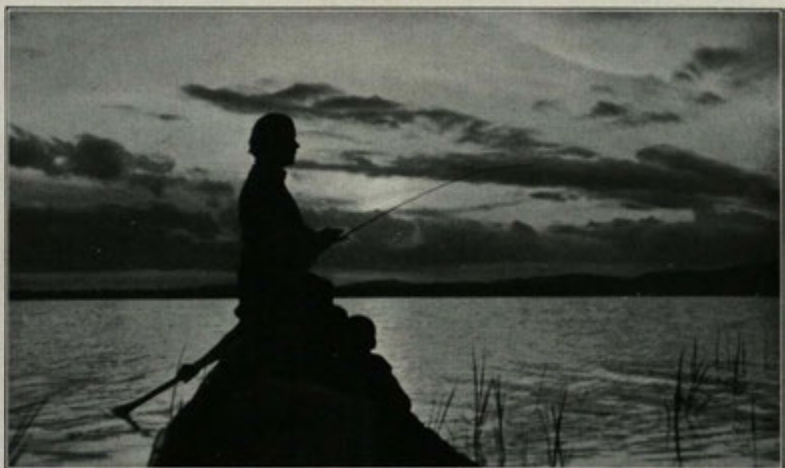
Petri Heil.

Bach- und Regenbogenforellen, die wir an einem Tage in den klaren, kühlen Bächen fingen, die vom Kenia zu Tal fließen. Irig, der zwischen Vern und mir lebt, lebt seit vielen Jahren in Afrika und war eins der geschäftigsten Mitglieder unserer Safari. S. 105.



Lager an den Hängen des Kenia.

Im Manyuki-Gebiet. Unser Flughafen liegt nur ein paar hundert Meter weiter rechts; von da rollten wir unsere Flugzeuge zum Lager, denn die wilden Tiere bewegten sich nachts über häufig über den Flugplatz. S. 105f.



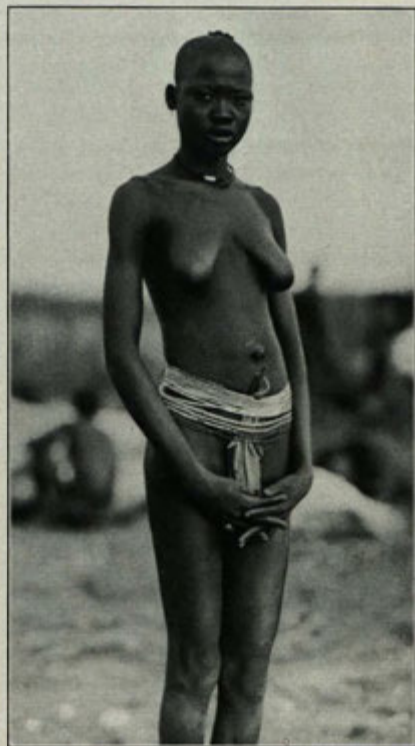
Ein Anglerparadies.

Das Lieblingsbeschäftigung war das Angeln; Afrika bot ihr, was sie sich wünschen konnte, — Bach- und Regenbogenforellen in den klaren Gebirgsbächen, Barsche in den Seen und Regenfische in den trägen Flüssen. S. 105.



Osa Tschitalielbtinge.

Osa und ihre vier Gepardkleinchen, die reizendsten Spieltiere,
die sie je besaß. S. 108.



Junge Dame vom Nil.

Ein Eingeborenenmädchen aus Uganda am oberen Nil. Die Tätowierungen auf Leib und Gesicht können dreierlei bedeuten. Einmal kann es sich um eine Stammeszeichnung, dann um Schmuck und endlich um eine uralte Art der Impfung handeln. Hier sind die Zeichnungen auf dem Leib wahrscheinlich Schmuck und auf den Backen Stammeszeichen.

schlossen hatte; wir gaben ihm die Boys mit, die er benötigte, um das Lager zu errichten und Raymond bei der Planierung der Lichtung zu helfen, auf der wir bei unserm ersten Besuch gelandet waren. Das war für unsere Pläne überaus wichtig; denn wir gedachten, uns weitestgehend der Flugzeuge zu bedienen, um Aufnahmen vom Kenia zu machen und uns nach neuen Welten umzusehen, die wir dann erobern wollten.

Unser Trupp sollte diesmal kleiner sein; denn Arthur Sanial war mittlerweile nach Amerika zurückgekehrt, um seine Arbeit dort wieder aufzunehmen, wo er sie niedergelegt hatte, und auch Hugh Davis war heimgereist. Als Fritz und Raymond also genügend Zeit gehabt hatten, unsere Ankunft vorzubereiten, starteten Osa, Vern, Bob Moreno und ich vom Flugplatz in Nairobi und flogen zu unserm neuen Lager am Nanyuki hin.

So schön das Lager am Kinafluß gewesen war, dies neue neben dem Flüßchen an den sanftgeböschten, niederen Hängen des Kenia war es noch mehr. Unsere Zelte standen hintereinander am Wasser, nicht mehr als fünf bis zehn Meter davon entfernt, und Osa fing immer und immer wieder reichlich Fische für unsere Mahlzeiten, wenn sie sich nur ein paar Minuten Zeit nahm, ehe sie in die Pfanne mußten. In fast jedem Koll hatte sie beim Auswerfen auch schon einen Biß, und obwohl sie oft zwei- und dreispündige Forellen fing, so waren es doch meistens Halb- bis Dreiviertelpfünder, die, wie jeder Angler weiß, auch für den verwöhntesten Gaumen gerade von der richtigen Größe sind.

Das Wasser war dabei kühl. Es war eigentlich sogar kalt; oft mußte ich es anwärmen, um es auf die richtige Temperatur von 18 Grad zu bekommen, wenn ich meinen Film entwickelte. So rasch war zudem die Strömung, daß es keine Mücken gab, und weil wir uns oberhalb 1800 Meter befanden, war das Klima ganz herrlich, mit prächtig klaren Tagen und so kalten Nächten, daß wir ständig unter vier oder fünf Decken schliefen.

Unsere Boys schnitten Brennholz aus den Federn und Föhren des Waldes um uns her, und recht oft kamen an den schönen Abenden, wenn wir um das lustig prasselnde Lagerfeuer herumsaßen, die Affen zum gegenüberliegenden Ufer des Gewässers und sahen uns schnat-ternd zu.

Von Hooks bekamen wir frische Milch und Rahm, dazu Erd-

beeren, Maiskolben, süße Kartoffeln, Bohnen und andere Leckerbissen, die es gewöhnlich nicht im Lager gab, und alles in allem fanden wir, daß dies besondere Fleckchen afrikanischer Erde an gänzliche Vollkommenheit ziemlich heranreichte. Antilopen gab es ringsum in Hülle und Fülle, ebenso zahlreiches Federwild. Hiermit und mit unsern Büchsenspeisen konnten wir uns also ständig Mahlzeiten leisten, wie sie uns auch das vornehmste Kurhotel der Welt nicht hätte bieten können.

Als wir das Lager so angelegt hatten, daß jede Einzelheit zweckmäßig war, schnitten wir eine breite Gasse durch Bäume und Büsche und schufen so eine Art Waldstraße, auf der entlang wir die Flugzeuge nach der Landung vom Flugplatz aus rollen konnten, damit wir sie immer hübsch neben unsern Zelten hatten. Man ersieht hieraus leicht, daß das Zelten in Afrika nicht unbedingt ein Abenteuer voller Mühseligkeiten zu sein braucht.

Natürlich bewogen uns mehrere Gründe zur Wahl gerade dieses Lagerplatzes. Seine Schönheit sprach uns natürlich an, aber schließlich kam es uns auf handgreifliche Ergebnisse an, und da war unsere Aufgabe ja, Tierbilder zu bekommen. Wir hatten daher dies wohl berücksichtigt; unweit der von uns gewählten Stelle lag nämlich auch ein Gebiet, das viele tiefe Schluchten, felsige Täler und sich dahinschlängelnde Dongas aufwies, wo sich in den Felsen zahlreiche Löcher sowie gelegentlich dunkelgähnende Höhlen fanden. Diese mannigfaltigen Klüfte waren die Schlupfwinkel einer erstaunlichen Zahl von Raubtieren — Großkatzen und Geparden. Infolgedessen vernahmen wir jede Nacht die Stimmen von Löwen, Leoparden und andern kleineren Raubkatzen.

Das war natürlich Wasser auf meine Mühle, und eine der ersten Aufgaben, für die ich mir die Boys heranholte, war das Aufstellen von Schirmen hier und dort an geeigneten Stellen, so daß ich mich ihrer bei der mich ständig beschäftigenden Lichtbildnerei bedienen konnte, wenn die Tiere sie erst als Teil der Landschaft ansahen. Ich hatte auch Glück; eins meiner reizvollsten Bilder bekam ich von einem dieser Schirme aus, ehe noch eine Woche seit unserm Eintreffen verstrichen war. Ein Boy hatte gemeldet, er habe einen Löwen unweit einer Höhle gesichtet, in deren Nähe wir einige Tage zuvor einen dichten Schirm hergestellt hatten, und im allerfrühesten Licht der nächsten Morgendämmerung machten sich nun Osa, Fritz, Bob Moreno und ich zu

jenem Dornenversteck auf, bauten sorgfältig das Tongerät auf und krochen hinein, in der Hoffnung, daß sich der Löwe oder sonst irgend etwas zeigen würde.

Eine Stunde verging wohl, ohne daß sich unsern Augen etwas anderes bot als der Eingang der Höhle. In der Ferne schnatterten die Affen auf den Bäumen. Vögel uns zu Häupten in den hohen Bäumen sangen, piepten und schalten. Aus einer Lücke etwas weiter den Abhang hinunter drang das Getrampel schwerer Füße herüber, als irgendein bösgelauntes Nashorn ein paar Gänge vorstürmte, um auf einen halberträumten Feind loszugehen. Doch der Höhlenschlund vor uns klappte schweigend und verlassen. Es begann schon so auszusehen, als sei es ein vergeudeter Morgen — als wären wir besser im Lager geblieben oder lieber ausgezogen, eine Büffelherde im Wilde festzuhalten, von der uns Raymond am Abend vorher erzählt hatte.

Aber all dies sann ich gerade nach und gab nicht im mindesten acht auf das, was sich am Höhleneingang abspielen mochte, als ich fühlte, wie Osas Hand mich leicht am Knie berührte.

Ich schaute sofort auf, und da stand — bloß fünf Meter entfernt — ein Löwe. Er befand sich fast unmittelbar vor uns; aber ich war ganz überrascht, daß er in dieser Weise lautlos austauschen konnte, und vergaß beinahe, einzuschalten und die Bildkammer in Bewegung zu setzen. Indessen kam ich noch rasch zur Besinnung und ließ die Kamera an. Das Tier verhoffte einen Augenblick, als es die Maschine vernahm, äugte flüchtig umher, und setzte dann, als ob es nichts von unserer Gegenwart ahnte, seine gemächliche und etwas ziellose Wanderung zur Höhle fort.

Es hatte fraglos in der Nacht zuvor gut gefressen und wollte nun wohl nur ein Verdauungsgeschläfchen halten. Es war sicher einer der schönsten Löwen, der mir je zu Gesicht gekommen ist, und dabei von beträchtlicher Größe; er hätte es wohl, wenn nötig, mit jedem Tier der ganzen Gegend ringsum aufgenommen. Sein Haar war hellfarben und kraus, was recht ungewöhnlich ist, und ich kann ihn kaum besser beschreiben, als wenn ich Osas Worte wiedergebe.

„Du, Martin“, flüsterte sie, die Hand noch immer auf meinem Knie, „er ist wunderschön platinblond.“

Elefanten, Büffel und Nashörner störte so ein Löwe natürlich nicht. Wahrscheinlich kam er nicht einmal einem Flußpferd oder Krokodil in die Quere. Aber alles andere in der Gegend, selbstverständlich

außer dem Menschen, räumte diesem etwas müden, übersättigten Löwen sicher gern das Wegrecht ein, als er sich nun nach einem Plätzchen umsah, wo er ein Nickerchen machen konnte.

Ich bediente jetzt die Kamera und schaute sorgfältig hin. Er versuchte und äugte umher. Die Höhle, vor der er stand, schien ihm ganz fremd zu sein. Ich meinte, er hätte sich wohl sehr verschieden benommen, wenn es sein eigener Schlupfwinkel gewesen wäre. Trotzdem schritt er darauf zu, und ich zweifelte nun doch nicht mehr, als er sich anschickte, sie zu betreten.

Bis jetzt war alles hübsch ruhig und ordnungsgemäß verlaufen. Ich wollte die Kamera im nächsten Augenblick ausschalten, denn er war schon halb in der Höhle, als er plötzlich ganz unvermittelt ein gedämpftes Anurren ausstieß. Er fuhr einen Augenblick zurück, die Muskeln gestrafft, brüllte, sprang zähnefletschend von der Höhle weg und stob im nächsten Augenblick zwischen den Felsen und Bäumen ab. Er war ganz unbekümmert und lautlos herangekommen, dann aber in wilden Sätzen brüllend gestüchtet. Was in aller Welt konnte einen ausgewachsenen, wehrkräftigen Löwen veranlassen, so unwürdig auszukneifen?

Ich lehnte mich jetzt vor, die Augen gespannt auf den Höhleneingang gerichtet, während ich noch immer die Kamera darauf eingestellt ließ. Ich wollte keine einzige Sekunde verlieren, wenn das Tier, das den Löwen so erschreckt hatte, nun auftauchte. Was es sein konnte, vermochte ich mir nicht zu denken. Nichts von alledem, was in einer afrikanischen Höhle haust, ist einem Löwen ebenbürtig. Dies räthselhafte Etwas aber war ihm über; denn daran konnte bei der Flucht des Löwen Hals über Kopf gar kein Zweifel sein.

Ich vermeinte, ein schwaches Geräusch aus der Höhle zu hören. Im nächsten Augenblick war ich gewiß, daß ich es vernahm — ganz leise drang es zu mir her. Was es freilich war, konnte ich nicht angeben. Ich schaute unverwandt hin, und auf einmal sah ich ein Büschel Haare. Dann tauchten zu meinem grenzenlosen Erstaunen vier winziggroße Gepardjungen am Höhleneingang auf. Sie konnten kaum viel mehr als ein paar Tage alt sein; ihre Auglein blinzelten im Sonnenlicht, das wohl zu hell für sie schien. Ich ließ die Kamera noch ein paar Minuten laufen. Eins der Kerlchen gähnte ganz erstaunlich; ein anderes stolperte über die eigenen Füße, während Osa, die bislang still gewesen war, nicht länger an sich halten konnte und der

Löwe in der Ferne irgendwo da droben in der Felschlucht, in die er verschwunden war, ein letztes, nutzloses Gebrüll ausstieß.

„Was für süße Geschöpfchen!“, meinte Osa.

„Hm!“, stöhnte ich und hielt die Maschine an. „Du möchtest sie natürlich wieder haben.“

„Selbstverständlich!“

„Du mußt sie aber doch aus der Flasche tränken!“

„Natürlich“, pflichtete sie bei. „Aber wir haben ja Flaschen zur Genüge, und Saughütchen habe ich eigens mitgebracht.“

Außer den ersten 150 Metern Filmstreifen, die wir dort am Gehänge des Kenia belichteten, packten wir also vier struppige kleine Tschitajunge ein und nahmen sie zum Lager zurück, wo sie Wah, unserm Gibbonaffen, sowie Kitti und Titti, unsern beiden Mungos, und den andern Tieren Gesellschaft leisteten, die von Zeit zu Zeit in unsere Hände kamen.

Man darf nun freilich nicht meinen, die Tierjagd mit der Kamera sei immer so einfach, wie man nach diesem Vorfall vielleicht glauben möchte. Man greift für gewöhnlich nicht einfach nach der Bildlammer und wandert hinaus, um irgendwelch gefälliges Tier, das des Weges kommt, so wie einen Filmstar zu knipsen. Im allgemeinen tun die Tiere nämlich nie das, was man gern haben möchte; sie bleiben meist nicht da, wo sie bleiben sollen. Aber wir haben lange Jahre der Erfahrung in Afrika hinter uns und wissen ziemlich Bescheid, wie man am besten mit jeder Art Wild fertig wird.

Der Wind muß natürlich von dem Tier zu uns kommen. Die Sonnenstrahlen müssen von hinten auf das Tier auftreffen. Dann ist es nicht gut, daß der Horizont oder der Himmel mit aufs Bild kommt; denn dann erscheint die Aufnahme flach, und Schleierbildung, dieser Schrecken der Lichtbildner, kann ein sonst schönes Bild völlig verderben. Sitzewellen machen natürlich brauchbare Aufnahmen so gut wie unmöglich.

All dies und noch mehr bedachten Osa und ich natürlich; dazu versuchten wir stets, uns in die Tiere hineinzudenken und vorher festzulegen, was sie wahrscheinlich weiterhin anstellten oder wohin sie wechselten. Nicht allzuoft gibt das ein gutes Bild, wenn man erst das Tier sichtet und hinterher die Bildlammer aufstellt. Das beste Verfahren besteht darin, daß man die Kamera an einer Stelle aufbaut, vor der das Tier voraussichtlich erscheint, um alles tadellos in Ordnung zu haben, wenn es dann wirklich erscheint.

Als wir nun die Höhlen unweit des Lagers gefunden hatten, legten wir aus den obigen Erwägungen heraus unsere Schirme an den vorteilhaftesten Stellen an, ließen sie eine Zeitlang in Ruhe, damit sich die Tiere an ihr Vorhandensein gewöhnen, und bedienten uns dann ihrer von Zeit zu Zeit, wie es gerade nötig war. Manches liebe Mal schlugen uns die Tiere natürlich ein Schnippchen; sie kamen entweder überhaupt nicht, oder sie erschienen außer Reichweite der Kameras oder an Stellen, an denen sie aus andern Gründen nicht geknipst werden konnten.

Selbstverständlich suchten wir das Gelände noch weiter nach Stellen ab, wo wir Schirme errichten konnten, und machten schließlich an der Seite einer kleinen Schlucht eine merkwürdige V-förmige Kluft ausfindig, an deren höchstem Punkt eine verdächtig aussehende Höhle dunkel in die Felsen hinein abbog. Die Seiten dieses V waren etwa 15 Meter hoch und dabei fast lotrecht. Diese Wände bestanden aus Erde, Lehm und Fels, an dem mehr oder weniger Pflanzenwuchs haftete, wo hinauf aber kein Tier — höchstens vielleicht ein Affe — hätte klettern können. Überdies konnte man nur durch den offenen Schlund des V an die Höhle herankommen, und so bauten wir denn unser Dornenversteck mitten vor diese Lücke; zu beiden Seiten blieb ziemlich viel Raum frei. Unmittelbar vor die Höhle rollte Bob drei Felsbrocken, zwischen denen, gut von ihnen verdeckt, das Mikrophon unseres Tongeräts angebracht wurde. Dann legten wir in einem flachen Graben, der zum Schirm führte, den Draht aus, und als alles zu Bobs Befriedigung fertiggestellt war, deckten wir den Draht mit Erde und Laub zu, so daß kaum etwas verriet, daß die unterirdische Leitung zum Tongerät hinlief. Weil Platz genug vorhanden war, bauten wir das Dornenversteck groß genug für zwei Laufbildkammern und eine Stehbildkamera. Da wir die Bildkammern weit nach rechts und links herumschwenken mußten, ließen wir eine ungewöhnlich große Luke frei. Wir bedachten nicht die Gefahr, in die uns eine solche Anlage bringen konnte; denn Tiere versuchen gewöhnlich, allem aus dem Wege zu gehen, was sie nicht begreifen; ganz unvermutet gerieten wir nun infolge unserer Unbedachtsamkeit in diesem Fall in eine der gefährlichsten Lagen, in denen wir uns je befanden.

Wir ließen den neuen Schirm ein paar Tage allein; schließlich begaben Osa, Bob, Raymond Hook und ich uns eines Morgens in der Frühe hin, stellten die Bildkammern auf, schlossen unser Tongerät an

den unterirdischen Draht an, stiegen ins Dornenversteck und legten uns auf die Lauer.

Eine Zeitlang geschah nichts Besonderes. Ein paar Tiere huschten durch Gras und Gestrüpp. Eine Krähe flog vorbei, ließ sich in einen Baum in der Nähe nieder und gab etwa eine Stunde lang ihr tiefes Geträchz zum besten. Wir hörten leises Rascheln und Quielen unten im Gras und konnten das ferne Schnattern der Affen auf den Bäumen weiter hinten in der Schlucht unterscheiden. Aber plötzlich hastete Kleingetier durch das Gras vor dem Schirm dahin, und ein schönes, ausgewachsenes Leopardeweibchen erschien. Das Tier trat verstohlen zu unserer Linken in das V ein, schnupperte hier und da an den Büschen, näherte sich der Höhle, wollte hinein, machte kehrt; die ganze Zeit über verhoffte es dann und wann und stand wie ein Hühnerhund. Die Lauscher gingen zurück. Der Schweif peitschte von einer Seite zur andern; bei jedem Geräusch des Windes in den Zweigen oder eines Vogels in der Luft verhoffte es und äugte umher. Es war offenbar ziemlich rege, als argwöhne es, daß irgend etwas nicht stimmte. Höchstwahrscheinlich hatte es von uns schwach Wind bekommen, oder möglicherweise vertieten das Mikrophon und der eingegrabene Draht seiner feinfühligsten Nase, daß nicht alles so war, wie es hätte sein müssen.

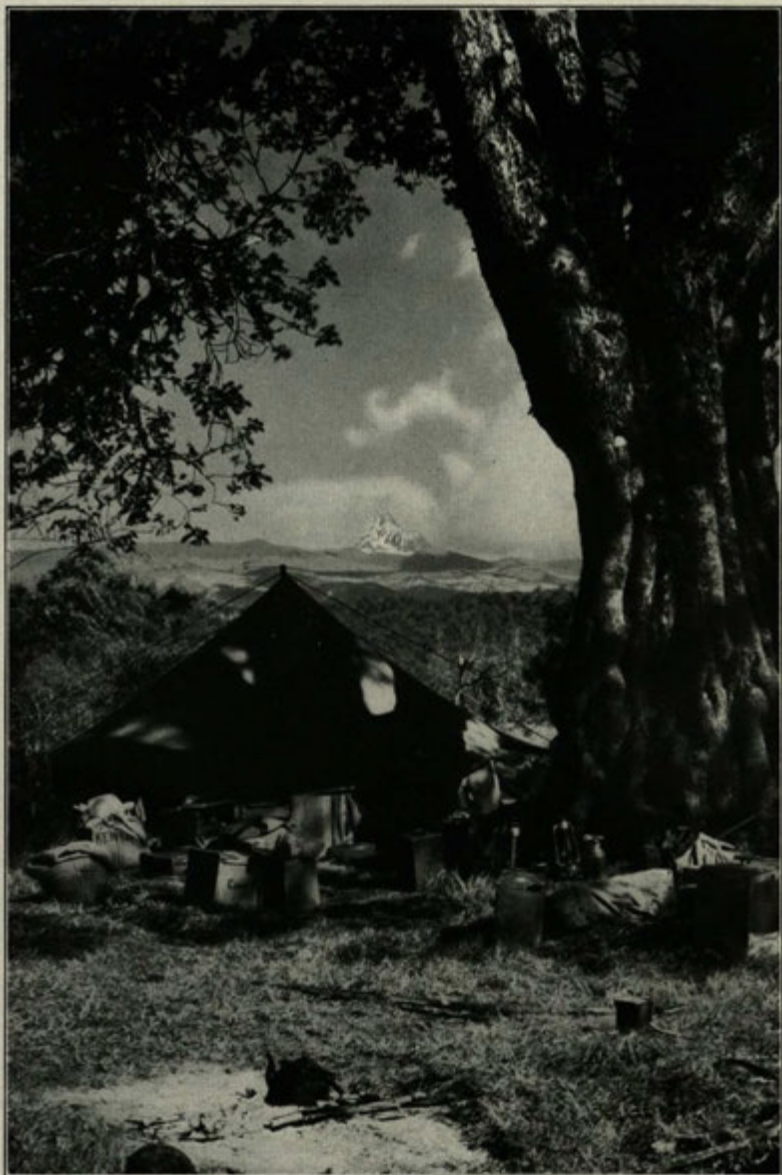
Doch trotz seiner Regsamkeit bot das Tier ein prächtiges Motiv, und die Kamera schnurte schon lange. So kam es, daß ich jede Bewegung, die der Leopard eine halbe Stunde lang machte, auf den Film bekam. Mehrmals wollte er die Höhle betreten, aber jedesmal überlegte er es sich zu unserer großen Enttäuschung anders. Wir hätten gern gesehen, daß er hineinging, worauf Raymond, der fast unmittelbar hinter mir stand, einen Schuß durch das Dach des Schirms abfeuern sollte. Das würde, so glaubten wir, dem Tier einen Schrecken einjagen, und wenn es dann herausgestürmt kam, hatten wir endlich mehr Leben auf dem Film. Außerdem sollte es etwas Kadav machen; denn während ich prächtige Bilder bekam, gingen alle Bewegungen der großen Raubkatze völlig lautlos vor sich, und der Tonapparat bekam nichts ab.

Wir waren schon mehr oder weniger gegen die Leopardin abgestumpft, denn sie bewegte sich da vor uns bereits ungewöhnlich lange herum, als sie sich plötzlich geradeswegs zum Dornenversteck hinwandte und mich erblickte; beim Bedienen der Kamera hatte ich mich

irgendwie bewegt. Wie der Blitz tat sie zwei oder drei gewaltige Sätze auf uns zu. Ehe ich merkte, was los war, sprang sie mitten durch die allzu große Luke im Schirm und traf auf die Bildkammer auf, hinter der ich stand, so daß diese mir ins Gesicht flog. Schon das betäubte mich halb; dann aber drang ein solcher Knall in mein rechtes Ohr, daß ich vermeinte, der Himmel sei zusammengetracht: Raymonds Büchse entlud sich dicht vor den Augen der Raubkatze. Sie hatte die Kamera kein halbes Meter vor mir gepackt, und auf einmal spürte ich, wie mir ihr warmer Schweiß gegen die Backen spritzte. Ich war zu erstaunt, um zu merken, was eigentlich geschehen war; doch dann sah ich, wie ihr Griff an der Kamera sich lockerte, und im nächsten Augenblick fiel sie schlaff zu Boden; Haupt und Leib baumelten zwischen den Füßen des Stativs der Kamera herunter, auf die sie aufgetroffen war; die Hinterläufe krallten sich noch am unteren Rand der Luke im Schirm fest. So schnell war sie gekommen, daß ich buchstäblich nicht das geringste unternommen hatte. Aber Raymond, gesammelt und genau, wie er immer zu sein scheint, hatte an meinem Ohr vorbei gefeuert und mit dem einen raschen Schuß seine Kugel mitten ins Gehirn des wütenden Tieres gejagt. Wie man sich denken kann, dankte ich meinem Stern, daß Raymond dagewesen war, und selbst hinterher bebte ich noch an allen Gliedern.

So viel Glück uns bis dahin bei unsern Tageslichtaufnahmen von den Schirmen aus beschieden gewesen war, so viel Pech schienen wir von nun an zu haben. Daß mir das wütende Anspringen des Leoparden doch arg auf die Nerven gefallen war, ist mir völlig klar, und fraglos war die Geschichte auch Osa, Bob und Raymond an die Tieren gegangen. Ob das irgendwelchen Einfluß auf unsere spätere Pechsträhne hatte, weiß ich nicht. Ich sehe nicht recht ein, warum diese nun notwendigerweise einsetzen mußte, und doch kann ich nicht umhin, mir die Frage vorzulegen.

Da uns mehrere Tage lang Unglück verfolgte, beschlossen wir, in unsere photographische Alltagsarbeit eine Pause einzulegen, um Abwechslung in das Einerlei der Mißerfolge zu bringen. Vielleicht hatten wir auch den unbewußten Wunsch, den Bann zu brechen. Jedenfalls entschlossen wir uns, einen Flug zu unternehmen, von dem wir oft geredet hatten — einen Flug über die Kuppe des Kenia, der mehr als drei Kilometer über unserm Lager aufragte, weit mehr als fünf über Seehöhe.



Lager in 5000 Meter Höhe.

Ein Lager an den Hängen des Kenia. Die klare, erfrischende Luft in dieser Höhe erfüllte uns mit einem Wohlgefühl, als gehöre uns die ganze Welt. Wir wußten, daß die Büsche und der Wald ringsum zahllose Elefanten, Nashörner, Büffel, Leoparden, Löwen und Antilopen beherbergten. Ein Safari-land voll herrlichster Neize! S. 115.



Die schönsten Äffchen.

Eine Bande Guerezas oder Kolobusaffen mit ihren langen schwarzen und weißen Haarmänteln und ihren gütigen Gesichtern.
Sie finden sich in ganz Ost- und Mittelafrika in größeren Höhen.

Wir griffen daher die erste Gelegenheit beim Schopf, als die schneebedeckte Spitze frei von Wolken war, und in der Frühe eines schönen Tages, wie man sich ihn nur wünschen konnte, flogen wir von der Lichtung ab und glitten durch die klare Luft dahin, gespannt, wie der Kenia wohl von oben aus sah, und begierig, Aufnahmen dieses herrlichen Riesens vom Kenialand zu machen.

Wir stiegen ohne große Schwierigkeit 2000 bis 2500 Meter; aber da unser Flugplatz in einer Höhe von etwa 1800 Meter lag, befanden wir uns nunmehr etwa 4200 Meter über dem Meeresspiegel, und nun flog es sich doch schon schwieriger. Nur weil unsere Motoren Vorverdichtung besaßen, konnten wir überhaupt noch weiterklettern. Unser Flugzeug war nicht für Höhenrekorde gebaut worden, und sein großes Gewicht konnte nur mit fast schmerzhafter Mühe nach oben gedrückt werden.

Doch wir gaben es noch nicht auf; immer höher kletterten wir, bis die Schneefelder, die Gletscher und die steilen, kahlen Ruppen dicht vor unsern Fenstern erschienen.

Zehntausend Male hatten wir zum Grat dieses riesigen Gebirgsstocks von den Ebenen und Hügeln da unten emporgeschaut. Jahrelang schon waren wir mit seinen ständig wechselnden Stimmungen vertraut. Immer hatten wir seine überwältigende Schönheit bewundert. Jetzt aber, wo sich jene fast unüberwindbaren Schroffen dicht neben uns aufstürmten, bot sich uns ein neuer, noch weit wunderbarer Anblick dieses schneegekrönten Riesens des Äquators.

Höher und höher kletterten wir und flogen über die allerhöchste Zinne. Unsere Motoren hoben unter Verns sachkundiger Leitung das Flugzeug langsam weiter, bis sich ganze 600 Meter unter uns der Kamm steil aufreckte.

Nie habe ich etwas so Schönes geschaut. Am gesamten blauen Himmel zeigte sich auch nicht der schwächste Wolkensegen. Unter uns standen die Felsen, die Schneehalden, die Gletscher. Weiter abwärts lag der Bereich der Lobelien und des Grases. Noch weiter hinab umgürtete Bambus die Lenden des Berges, und wieder darunter erstreckten sich endlose Wälder das Gebänge hinab, wogten über die Hügel, fluteten dahin durch die Täler, bis sie sich schließlich mit der Steppe vermählten, die bis zu einem Himmelstrand in solcher Ferne weiterfloß, daß er ganz unwirklich anmutete.

Ich hatte eine Lyemo-Kamera in die Hand genommen, sobald mir

der Blick Gelegenheit bot, vorteilhaft Aufnahmen zu machen; während des ganzen Flugs hielt ich sie ständig bereit. Aber eine Lyemo enthält nur 30 Meter Film, und außerdem muß man die Feder, die den Filmstreifen durchzieht, jedesmal wieder spannen, wenn sie zehn Meter Film an der Linse vorbeigeführt hat.

Bislang hatte ich nun freilich das Aufziehen einer Lyemo-Feder nicht als Arbeit von Belang angesehen. Als wir aber in der verdünnten Luft um die gewaltige Kuppe herum immer höher kletterten, schien mir die Kraft ganz und gar auszugehen; ich mühte mich mit der einfachen Verrichtung keuchend ab, daß es zum Verzweifeln war. Dabei war es bitter kalt, wenn ich mich aus dem Fenster neben dem Hilfsführersitz hinauslehnte. Das Aufwinden der Kamerafeder, das Wechseln der Farbfilter und das Hinreichen meiner Bildkammer zu Osa und Bob im Austausch gegen eine andere jedesmal dann, wenn 30 Meter Filmstreifen belichtet waren, erschöpften mich schließlich derart und machten mich so schwach, daß ich mich kaum auffaffen konnte, weiterzuarbeiten.

Wir flogen über Schlünde, in denen der Schnee 30 Meter tief lag. Gefrorene Seen waren hier und dort in Mulden gebettet. Dann erpähte Osa genau die Stelle, zu der sie mit mir vor acht Jahren hinaufgeklettert war, und wies den Ort auf, wo wir gelagert hatten und sie an doppelseitiger Lungenentzündung erkrankt war. Wir hatten damals wohl gewußt, wie ernst unsere Lage gewesen war; aber als wir vom sichern Flugzeug aus auf jene vorgeschobene Stelle schauten, fragte ich mich denn doch, wie meine Frau aus jenem Abenteuer lebend davonkommen konnte.

Wir waren fünf Stunden vom Lager weg, als ich meine gesamten Filmvorräte aufgebraucht hatte. Erst dann wies ich Vern an, hinabzufliegen. In nur dreißig Minuten waren wir von der schneidenden Kälte der 5700 Meter wieder unten auf dem Flugplatz, dicht neben dem Walde, wo ungezählte Geschlechter lang die dort ansässigen Eingeborenen die Schnees- und Eisgefilde des mächtigen Bergs, der über ihnen aufragte, nur so kannten wie etwa die Sagen ihres Stamms. So übermäßig heiß uns nun unser Lager vorkam, wir brauchten geschlagene zwei Stunden, ehe das Frösteln aus unsern Gliedern war, das die dünne Luft über dem Kenia bewirkt hatte. Wir alle aber litten nach dem raschen Abstieg ebensolange an der Talkrankheit.

Wir versuchten erneut unser Heil mit den aufgestellten Schirmen, aber unsere Pechsträhne hielt noch immer an; auf Raymond Hook's Anraten beschloßen wir also, einen langen Fußmarsch durch den Wald zu einer Lichtung anzutreten, die weit oben am Berghang in einer Höhe von etwa 3300 Meter lag. Hier, so versicherte uns Raymond, war ein Tiersteldichein; denn in der Blöße lag eine Salzlecke, an der sich die Tiere dieser ganzen Seite des Kenia oft einfanden.

Unser Trupp machte beim Ausbruch einen ganz stattlichen Eindruck; denn Raymond brachte Saumpferde und Packesel an, dazu eine Anzahl seiner schwarzen Boys. Im Verein mit unsern eigenen Eingeborenen war es eine recht achtunggebietende Schar. Sie vermehrte sich noch um uns Weiße; denn während Vern und Bob eine Safari auf eigene Faust unternehmen wollten und uns also nicht begleiteten, kamen doch sowohl Raymond wie auch seine Frau und endlich noch Fritz Malewsky mit. So befanden sich denn Osa und ich inmitten einer Reisegesellschaft, wie sie uns nur selten begleitete, und wir freuten uns sehr auf den Ausflug.

In der Frühe des Morgens brachen wir vom Lager auf, streiften den ganzen Tag durch den Wald, überquerten rasche Forellenbächlein, von denen wir Osa nur schwer wegreißen konnten, und folgten Wildwechseln, auf denen die warmen Fährten von Nashörnern und Büffeln deutlich erkennbar waren und sich hier und da die Trittsiegel der Elefanten zeigten, während über uns die Affen und Vögel um die Wette lärmten.

Am Spätnachmittag suchten wir unter einem schönen, weitausladenden Baum unweit eines Flüsschens ein Plätzchen für das Lager aus. Die Salzlecke lag nur ein Stückchen entfernt, und während man das Lager aufschlug, begab ich mich mit Raymond dorthin, um sie in Augenschein zu nehmen; Osa aber ging mit Frau Hook angeln.

Die Salzlecke bot prächtige Aufnahmegelegenheiten, und als ich mir das beste Verfahren ausgedacht hatte, das ich anwenden wollte, kehrten Raymond und ich zum Lager zurück, wo die frischgefangenen Forellen bereits in der Pfanne brozelten. Wie schmeckte uns das Abendbrot in der klaren, erfrischenden Luft dort am Hang des Kenia, und wie kosteten wir den Abend am Lagerfeuer aus, wo wir den Geschichten lauschten, die uns Raymond und seine Frau von ihrem jahrelangen Abenteuerleben im Walde zum besten gaben!

Früh ging's ins Bett. Bei Hellwerden weckten uns die Boys mit der Meldung, ein Nashorn weile an der Salzlecke. Wir kleideten uns

natürlich eiligt an, griffen zu den Kameras und Büchsen, und während Raymond und ich führten, folgten die andern in einiger Entfernung; sie konnten auf diese Weise achtgeben, ohne Gefahr zu laufen, das Nashorn zu vergrämen. So marschirten wir zur Waldblöße hin.

Aber kaum waren wir richtig unterwegs, als sich das Nashorn entschloß, abzurücken. Wir folgten ihm, bis es in den Wald einwechselte; dann verloren wir es aus den Augen, obwohl wir es äsen hören konnten. Infolgedessen baute ich meine Kameras auf; ich hoffte, es würde zurückkehren, denn nur auf der Blöße war es möglich, Bilder zu bekommen.

Osa und die andern kamen nun heran; dabei stob eine Büffelherde aus dem Busch und zerstreute sich beim Queren der Lichtung nach allen vier Winden. Alle unsere Büchsen flogen natürlich hoch, aber die Büffel verschwanden wieder ins Holz, während unser Nashorn, fraglos durch die dahinpolternden Büffel erschreckt, wieder ins Freie stürmte und davonschlüchtete.

Einer der Träger indessen, den wir ein Stückchen zurückgelassen hatten, erschien nunmehr und erzählte uns von einem zweiten Nashorn, das ein paar hundert Meter entfernt im Busch stecke. Wir nahmen natürlich geräuschlos die Bildkammern auf; aber der Wind war ungünstig, und wir mußten einen Umweg machen. Schließlich betraten wir den Busch und bauten nach sorgfältigem Anspirschen unsere Bildkammern auf, während Osa vorging; denn das Gelände war einigermaßen frei; sie machte sich schußfertig, während ich die Kamera einschaltete. Das Geräusch der Kamera oder möglicherweise das Brechen eines Astes oder sonst ein Laut schreckte das Nashorn fast im gleichen Augenblick auf; im Nu fuhr sein Schwanz hoch, und es kam mit dem ganzen Ungestüm einer Lokomotive auf Osa herangebraust. Sie riß die Büchse an den Kopf; aber obwohl ich bestimmt erwartete, sie würde losbrennen, tat sie es doch nicht. Das Nashorn war jetzt ganz nahe, und ich wollte ihr gerade etwas zurufen, als der alte Herr plötzlich abschwankte und polternd wegstapfte, bis er uns aus den Augen war. Da hatten wir denn nun den gewünschten Beweis; dies eine Nashorn wenigstens hatte sich so benommen, wie wir es angenommen hatten. Für Osa freilich bedeutete es eine gehörige Nervenprobe; denn es war erst abgebogen, als nur noch fünf Meter zwischen ihm und Osa lagen. Nicht jedermann dürfte das Tier so nahe haben herankommen lassen.

Eine Woche lang blieben wir in unserm Lager in der Nähe der Salzlecke und belamen jeden Tag Wild zu sehen, machten auch einige Aufnahmen und verlebten alles in allem köstliche Tage. Aber die Zeit drängte, und wir mußten zum Manyuki-Lager zurück.

Dann flogen wir in den nächsten paar Wochen zweimal über den Kenia und fanden auf einem dieser Flüge den Gipfel in Wolken gehüllt, während ein Schneesturm stehende Flocken rings um die düstern Kuppen wirbelte. Wir unternahmen auch noch andere Flüge; eine ganze Reihe von Malen flogen wir über den Wald. Mehrmals erblickten wir, während wir in der Luft waren, Elefanten und Büffel auf den Lichtungen unter uns, und einmal mieteten wir in Nairobi ein Puß-Moth-Flugzeug; von ihm aus machten wir Laufbildaufnahmen unserer eigenen beiden Maschinen in der Luft. Wir vermehrten auch unsern Tierpark; man ist ja beständig in Versuchung, junge Tiere von den Eingeborenen zu erstein, wenn sie die drolligen Dinger ins Lager bringen. So erwarben wir eine junge Hyäne und einen jungen Leoparden — eine merkwürdige Zusammenstellung, wie ich zugeben will. Was mir noch viel merkwürdiger vorkam —, in kürzester Zeit waren sie derartig zahm, daß sie frei im Lager herumliefen.

Volle drei Monate blieben wir dort am Gehänge des Kenia; Osa kostete in jener Zeit wohl alle Anglerfreuden aus, nach denen sie gëlüftete.

Weil unser Flugplatz so bequem war, benutzten wir die Flugzeuge ständig; wenn wir starteten, nahmen wir gewöhnlich zwei oder drei unserer besten schwarzen Boys mit. Sie kamen natürlich immer, wenn sie mit sollten, aber niemals hatten wir sie so weit, daß sie wirklich Freude am Fliegen verspürten. Im Gegenteil waren sie immer bange und ließen keinen Augenblick den Anschnallgurt los. Sie warfen auch nie mehr als flüchtige Blicke aus den Fenstern.

Einmal wollte ich mit ihnen über ihre mürrische Haltung reden, um ihnen so vielleicht die Angst zu nehmen und ihnen mehr Lust zu machen. Aber zu meiner Überraschung gab einer der gewitzigsten von allen eine Bemerkung zum besten, die ich nie vergessen habe.

„Bwana“, sagte er, „ich bin nun schon beinahe fünfzehn Jahre bei dir. Zuerst sind wir zu Fuß gegangen, und das hat Spaß gemacht. Dann hast du Kraftwagen mitgebracht, und du weißt, daß viele, viele Male die Motoren aussetzten, und wir mußten sie in Ordnung bringen, damit sie wieder liefen.“

Nun weiß ich, daß diese Indagis in die Luft hinauffliegen, weil die Motoren sie dazu bringen. Ich weiß aber auch, daß irgendeinmal, wenn wir etwa drei Kilometer oben in der Luft sind, die Motoren stehenbleiben werden.“

Er hielt inne und schaute mich ernst an.

„Was aber“, so fragte er, „tun wir dann?“

Diesem selben Burschen drängte ich übrigens eines Tages ein Stück Seife auf.

„Um Himmels willen“, sagte ich, „nimm ein Bad. Du riechst einfach schauderbar.“

Er nahm das Stück Seife gleichmütig in Empfang und wandte sich zum Gehen; aber ihm fiel etwas ein, und er blieb stehen.

„Bwana“, meinte er, „hast du etwas dagegen, wenn ich dir etwas sage?“

„Nein“, murrte ich. „Schieß los.“

„Nun, Bwana“, begann er, „der weiße Mann sagt uns schwarzen Männern oft, daß wir riechen. Aber weißt du auch, daß für uns Schwarze der weiße Mann ganz genau so scheußlich riecht wie für ihn der schwarze Mann?“

Das ist mir seitdem oft durch den Kopf gegangen, und manchmal habe ich Eingeborene durch Tierherden schreiten sehen, ohne daß sie sie im allermindesten vergrämten. Ich habe mich dann manchmal denselben Herden so genähert, daß sie mich nur durch meinen Wind entdecken konnten. Und o Schreck! Sie stoben nach allen Windrichtungen davon. Vielleicht war die Ansicht des Schwarzen über diesen Punkt denn doch nicht so ganz abwegig.

Aber unsere drei Monate in Tanyuki waren wie alles Schöne auf Erden schließlich auch vorüber. Wir hatten mit Raymond über eine neue Gegend gesprochen, in der, wie er uns feierlich versicherte, das Wild kein Ende nahm; bei solchen Aussichten vermochte uns selbst Tanyuki nicht zu halten.

Wir brachen daher unsere Zelte ab, werden uns aber stets an die Monate in Tanyuki erinnern, wo wir in der Nachbarschaft Raymonds und seiner Frau in einer der herrlichsten Gegenden der Erde fischten, flogen und Aufnahmen machten. Dieser Landstrich ist sicher, um mit Carl Meley zu reden, „hellstes“ Afrika.

In der Dornbuschsteppe

Wir hatten nunmehr alles Nötige von den östlichen und südlichen Hängen des Kenia beisammen und hielten es daher für geraten, weiterzuziehen. Nach Westen und Südwesten hin konnten wir von unserm Lager aus hinabschauen und Hunderte Geviertkilometer Steppe, Dornbuschland, Hügel und ganz in der Ferne Berge sehen — ein verlockendes Gelände, und von dem wenigen, das wir davon früher zu Gesicht bekommen hatten, wußten wir, daß es ein gutes Wildrevier war. Wir hatten uns daher mit Raymond Hook ins Benehmen gesetzt und beschlossen, einen gewissen Landstrich von der Luft aus zu erkunden.

So füllte also Vern in den Benzinbehälter von „Osa's Arche“ so viel Brennstoff, wie nur hineinging, und eines schönen Morgens bei klarem Wetter rollten Vern, Osa und ich zusammen mit Herrn und Frau Hook los.

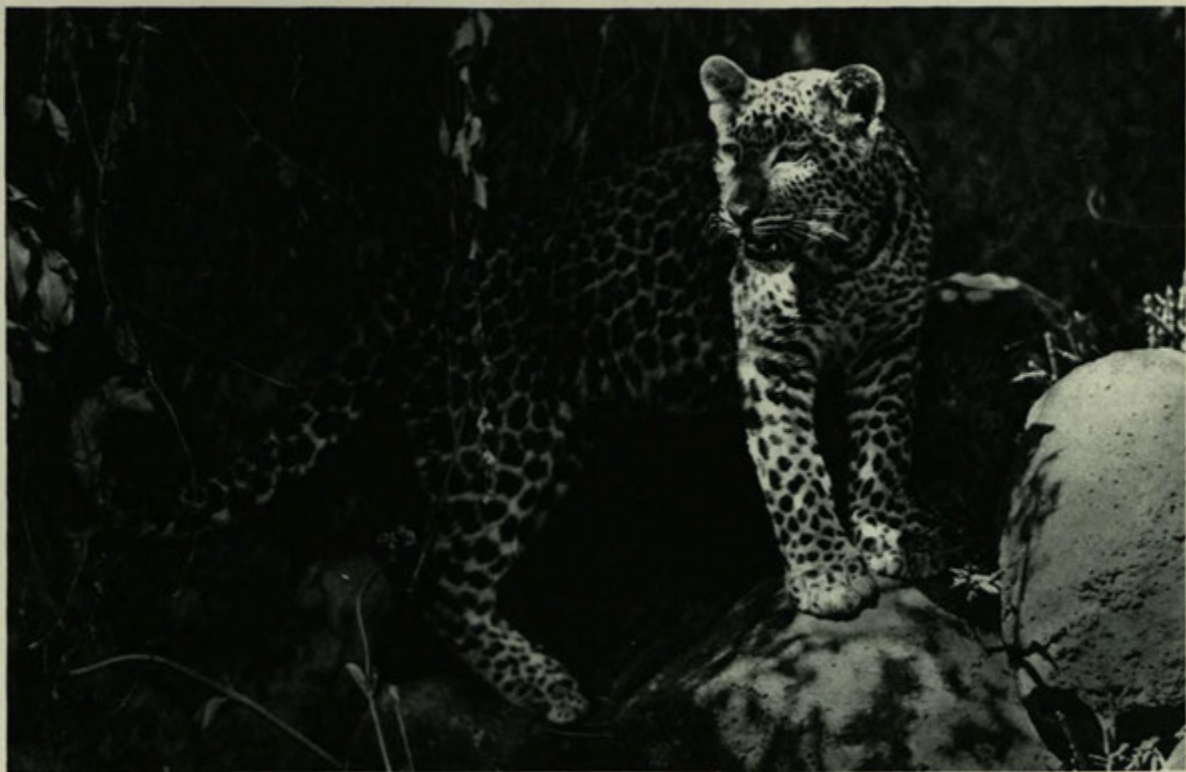
Nach einer Stunde bemerkte Raymond, wir kämen jetzt über ein Gebiet, das er von Safaris her, die er vor Jahren unternommen hatte, als gutes Wildrevier kannte. So ging also Vern bis auf 150 Meter vom Boden herunter. Sogleich scheuchten wir eine große Büffelherde auf; erst rannten die einzelnen Tiere wild durcheinander, dann schlossen sie sich zu einer einzigen Gruppe zusammen, die Schädel alle in derselben Richtung, eine regelrechte Kampfeinheit. Eine Minute später sichteten wir ein Nashorn und sein Junges. Hierauf flogen wir über eine Herde von etwa hundert Giraffen — dann über Wasserböcke, Strauße, Zebras und all das gewöhnliche Wild. Ein Schwarm Geier flog vom Luder auf — ein anderes Nashorn erschien, dann noch eins. Mittlerweile befanden wir uns über dem Quellgebiet des Guaso-Tsiro, und ein paar Elefanten trabten mit hochgestecktem Wedel davon; die gewaltigen Ohren klappten hin und her. Wir alle mußten lachen, als sie ein trockenes, sandiges Flußbett

überqueren wollten und beinahe im Schlamm versanken. Sie hatten das Übersetzen im Galopp angefangen, mußten ihre Fahrt aber verlangsamen; in der Mitte kamen sie kaum noch voran, als ihre Säulen tiefer und tiefer hineingerieten, aber sie schafften es doch. Wir folgten dem Fluß eine Stunde lang abwärts und sichteten sehr wenig Wild; aber dann kamen wir heraus über die Kaisfootwüste und fanden große Scharen von Tieren, obwohl sie alle in der Nähe des Flusses blieben. Es ist eigenartig, wie das Wild das trockne Wüstenland liebt. Wir waren genötigt, Höhe zu gewinnen, um über die Matthäus-Kette zu fliegen. Danach ging es über einen langen Tafelkuppenberg, wo wir bis auf 60 Meter an die Baumkronen niederstießen und ein Nashorn, verschiedene Elefanten und eine Büffelherde sichteten, obwohl dieser Berg wenigstens 600 bis 900 Meter über der Wüste unten aufragte. Grüner Pflanzenwuchs verriet, daß hier Wasser vorhanden war; aber es war doch seltsam, daß sich hier Großwild fand. Beim Weiterfliegen nahmen Osa und ich uns vor, wir wollten eines Tages wiederkommen, den Berg ersteigen und die Tiere näher in Augenschein nehmen.

Nach fünf Stunden in der Luft lehrten wir zum Lager zurück; wir wußten nun Bescheid. Wir wollten das Dornbuschland aufsuchen, wo wir so viel Wild gesehen hatten, und versuchen, davon Aufnahmen zu machen.

Die Dornbuschsteppe ist eine abwechslungsreiche Gegend. Da gibt es offene Ebenen und Waldflächen, Wasserlöcher, zerklüftete Berge, Höhlen und parkähnliche Striche, auf denen man, wenn man Glück hat wie wir, Afrikas reizvollste Tiere in erstaunlicher Mannigfaltigkeit finden dürfte.

Größtenteils freilich ist das Gelände flach und mit Millionen und aber Millionen kleiner Dornbüsche bewachsen. Der Boden darunter ist weich und anscheinend eine Mischung von Sand und Erde. Harte, scharfkantige Steine sind überall halb im Boden vergraben, so daß es sich recht ungemütlich wandert, während jeder Dornbusch die Wohnung Tausender von Ameisen ist. Diese scheußlichen Viecher hausen in den Gallen am Ansatz jedes Dorns, und da jeder Busch die Wohnstätte von Tausenden Ameisen darstellt, kann man sich vorstellen, daß keine Ziffer, die man sich ausdenken kann, riesig genug ist, um an die wahrscheinliche Anzahl der Ameisen heranzureichen. Osa meint noch immer, es gebe in diesem Gebiet mehr Lebewesen als auf irgend-



Ein junges Leopardenweibchen.

Für uns besteht kein Zweifel darüber, daß der Leopard das schönste und anmutigste Tier auf der Welt darstellt. Wenn er ungestört ist, hat er — wie die meisten Tiere — nicht den grimmigen Gesichtsausdruck, den die übliche Vorstellung mit wilden Tieren verbindet. S. 111.



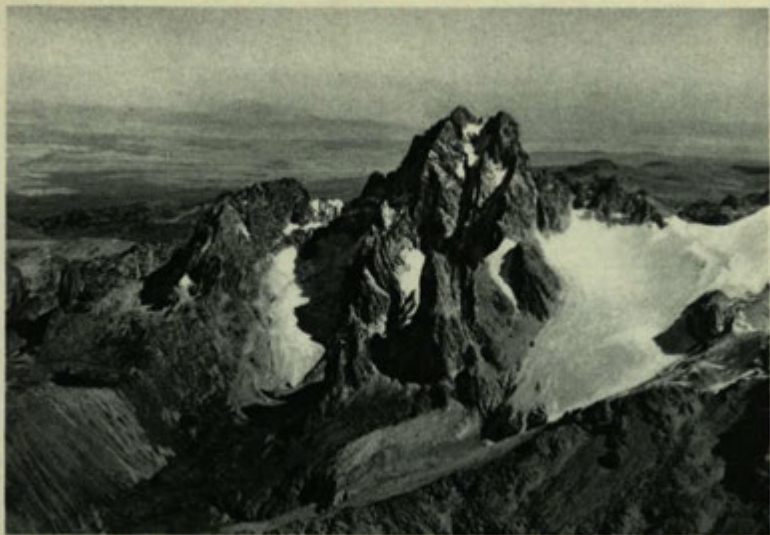
Gebirgsleopard.

Ein Prachtstier von Gebirgsleopard. Der Leopard der Ebenen stellt dieselbe Art dar wie der aus den Bergen; aber der Gebirgsleopard ist dunkler und prächtiger gefärbt.



Ein Löwe kommt aus seiner Höhle.

Ein ganz prächtiger braungemählter Löwe verläßt seine Höhle. Er war noch nicht ganz wach, als diese Aufnahme aus dem sicheren Dornenverhau gemacht wurde. Wie er das Ticken der Kameras vernahm, kam er heraus, um festzustellen, was eigentlich los war; nach ein paar Minuten hatte er sich wieder beruhigt und zog sich wieder zurück, um sein Nickerchen zu beenden.



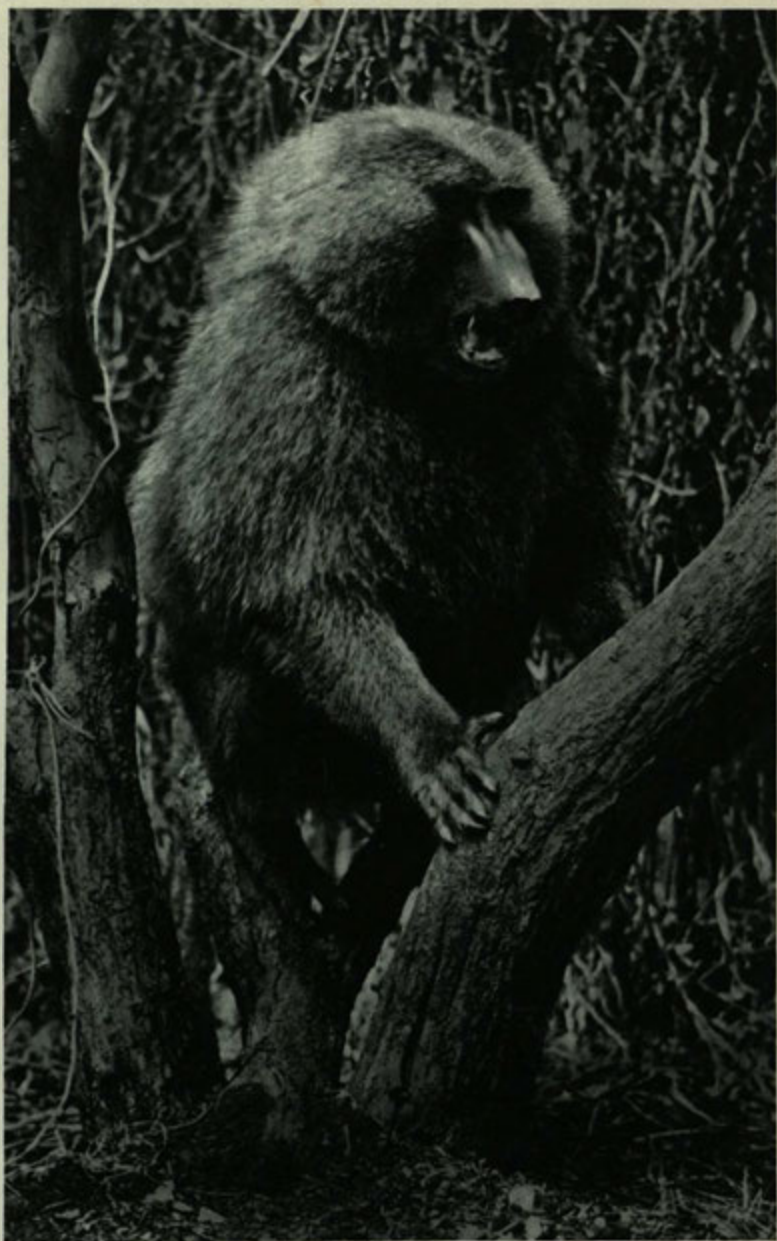
Schnee am Äquator.

Der Gipfel des Kenia, Höhe 5200 Meter. Der Kenia ist nicht ein einzelner Berg einer Kette, sondern ein gesonderter Gebirgsstock, der aus den umliegenden Ebenen aufragt. S. 115.



Der Gipfel des Kenia.

Der Selsdom an einem wolfigen Tage. S. 115.



Der alte Sans, der Leitaffe.

Den alten Sans nannten wir ihn. Er schien der Anführer der Daviankolonie zu sein, der Zwistigkeiten schlichtete, andern Befehle zubellte und ständig Ausschau hielt. Er muß freilich ein bißchen kindisch gewesen sein, denn er saß Stundenlang da und schnatterte und redete zu sich selbst. S. 142.

einer andern ähnlichen Fläche der Erde, und ich will das sicher nicht abstreiten. Eine einzelne Ameise ist ja weiter kein großer Plagegeist; aber in diesem Landstrich waren sie ständig zu Millionen da, und jede einzelne Ameise hatte es, scheinbar wenigstens, auf uns abgesehen. Sie krabbelten unsern Rücken herunter, krochen uns in die Kleider, in die Haare — und wie konnten sie beißen! Merkwürdigerweise schienen sie die Eingeborenen und die Tiere zufrieden zu lassen; uns machten sie aber bestimmt das Leben zur Hölle.

Ich habe manchmal gesagt, dies sei das Land der Lumbwa, obwohl das nicht streng genau ist. Es ist vielmehr eine Art Niemandland. Ringsumher wohnen die Meru, die Lumbwa, die Nandi und die Kituyu, so daß man in diesem Bezirk herumwandernde Gruppen aus jedem dieser Stämme antreffen kann. Die Lumbwa sind am zahlreichsten. Sie sind ein Jägervolk, und das Land entspricht ihren Bedürfnissen ganz besonders; so haben sie denn bei einigen der Wasserstellen ein paar Rundhütten gebaut, wo sie während der Trockenzeit mit ihrem Vieh verweilen, obwohl sie sich bei Beginn der Regenfälle im allgemeinen wieder in ihr eigenes Land heimbegeben. Die Lumbwa sind für mein Gefühl mit der stattlichste Menschenschlag im Kenia-land; dabei sind sie mutig bis zur Furchtlosigkeit, wenn es gilt, Löwen und Nashörner und fast alle andern Tiere mit ihren schönen, langspitzigen Speeren zur Strecke zu bringen.

Nur mit Bedauern brachen wir das Lager am Nanyuki ab. Wir hatten dort drei glückliche Monate verweilt — Monate der Freiheit und der Abenteuer; aber alles Gute muß ja einmal enden.

Osa und ich wollten unsere Nashornstreitfrage weiter klären, und Raymond Hook versicherte, er kenne die beste Nashorngegend in Nordkenialand. Osa und ich waren wohl am GuasoNyiro gewesen; denn jahrelang hatten wir ihn fast der ganzen Länge nach abgestreift, doch hatten wir nie sein Quellgebiet aufgesucht. Wir wußten aber, daß es ein schönes Wildrevier war, und wir wußten auch, daß Raymond Hook seine Tiere kannte, denn er hatte den größten Teil seines Lebens unter ihnen verbracht. Weiter war uns bekannt, daß Raymond nie etwas für die Wildschlächter übrig gehabt hatte, und ferner, daß er Tausende von Kilometern im Norden dieses Landes durchstreift hatte. Jeder Bezirk, den er empfahl, war sicher gut.

So flogen denn Bob und Vern wieder nach Nairobi. Alle Kraftwagen außer zweien wurden mit den Lagergerätschaften beladen und

kehrten ebenfalls nach Nairobi zurück; wir behielten nur ein einziges Zelt und ein paar Boys, die unsere Tiere betreuen sollten. Dann brachen wir mit Raymond Hool und Fritz Malewsky nach Norden auf, obwohl Osa flehentlich bat, mir möchten doch ja auch Wah und unsere vier Tschitakleinen mitnehmen.

Es war ein schöner Tag; es marschierte sich gut, wenn das Gelände auch ein wenig morastig war. Genau zur Mittagsstunde machten wir an einer grün überzogenen Wasserstelle Rast, um unsern Imbiß einzunehmen; ringsum fanden sich unzählige Trittsiegel von Wildtieren, darunter viele Nashornfährten. Dies Wasser war nicht so, daß wir es trinken mochten; aber etwa fünf Kilometer weiter konnten wir die Umrisse des Guaso-Tjiro ausmachen und wußten, dort hatten wir weiter keine Not, jeden Tag gutes, frisches Wasser zu bekommen. Wir mochten aber unser Lager nicht am Fluß aufschlagen, da Raymond davon überzeugt war, daß das Nashornrevier an diesem Wasserloch anfang; wir wollten darum in der Nähe bleiben.

Am andern Tage erforschten wir das Gebiet und stellten fest, daß es in jeder Hinsicht Raymonds Beschreibung entsprach. Wir sichteten Nashörner in Menge, machten aber keinen Versuch, Aufnahmen von ihnen zu bekommen; denn wir wollten erst einmal im Lande heimisch werden. Wir sahen auch mancherlei, was auf Elefanten hindeutete, während sich Giraffen in großen Rudeln tummelten, und wir bekamen mehr Palas zu Gesicht, als wir jemals in irgendeinem andern Teil Afrikas gesehen hatten. Es fanden sich auch Anzeichen, daß Büffel da waren, und zu unserer Freude stellte sich heraus, daß Orangi, unser Oberboy, das Land gründlich kannte, obwohl er uns das verschwiegen hatte, als wir unsere Pläne schmiedeten. Wahrscheinlich war ihm nicht klar gewesen, wohin die Reise gehen sollte.

An jenem Tage bekam unglücklicherweise Raymond ein schlimmes Bein, das ihm arg zu schaffen machte, und am andern Tag hatte es sich noch weiter verschlimmert, doch machte er nicht viel Aufhebens davon. Wir zogen also los, um Aufnahmen zu machen, und bekamen während des Tages zwölf verschiedene Nashörner zu Gesicht — und es waren auch ganz nette Nashörner —, wenn man einen solchen Dickhäuter nett nennen darf. Wir bekamen einige prächtige Bilder, und Raymond bewies, was für ein guter Schütze er war, indem er bei einem auf's Horn abkam — es war ein halbwüchsiges Nashorn, das mich annahm, als ich nicht schußfertig stand. Entweder mußte es nun erlegt

oder von seinem Angriff abgebracht werden; also setzte Raymond eine wohlgezielte Kugel etwa acht Zentimeter von der Spitze auf sein Horn. Das Nashorn hielt so unvermittelt inne, daß es umpurzelte, kam aber rasch wieder hoch und stob mit plötzlicher Kehrtwendung ins Unbekannte ab.

Am Abend stand es mit Raymonds Bein noch schlimmer, und am nächsten Morgen beschloß er, nach Manyuki zurückzukehren, wo er sich pflegen lassen konnte. So mußten Osa, Fritz und ich unsere Aufgabe allein weiterführen; das konnten wir aber auch, denn wir hatten uns mit dem Land und seinen Möglichkeiten vertraut gemacht. Es tat uns freilich leid, daß Raymond uns verlassen mußte.

Orangi hatte sich schon lange etwas von der Lichtbildnerei angeeignet und wußte, worum es uns hauptsächlich ging. Wir horchten daher auf, als er uns von einem Wasserloch in einem trocknen felsigen Flußbett in der Nähe erzählte, wo er vor Jahren einmal sein Lager aufgeschlagen hatte. Wir machten also einen Erkundungsausflug und wollten die Nashörner ein paar Tage in Ruhe lassen.

Das Wasserloch, zu dem uns Orangi führte, war in Wirklichkeit gar kein Wasserloch, wie wir sie oben vom Wüstenland her kannten, sondern vielmehr ein trocknes, sandiges Flußbett.

Diese Regenstrombetten gehören zu den reizvollsten Wasserstellen in Afrika. Sie enthalten nie Oberflächenwasser außer ein paar Stunden nach Regenfällen; aber das Wasser ist stets ein paar Fuß unter dem Sand vorhanden, besonders an Biegungen des Flusses, wo weit in der Tiefe fester Fels oder irgendeine andere Schicht das Wasser lange Zeit hält. Die Tiere wittern das Wasser und graben mit ihren Füßen im Sande. Das Wasser kommt dann durchgesickert. Die Tiere wissen merkwürdigerweise ganz genau, wo sie wühlen müssen. Manchmal gibt es kilometerweit Strecken flußauf und flußab, wo kein Wasser vorhanden ist und die Tiere auch nie versuchen, welches zu finden.

Auf beiden Seiten des sandigen Flußbetts ragten an der Stelle, zu der uns Orangi führte, Steinterrassen etwa neun Meter oberhalb des Sandes auf. Sie waren stufenartig angeordnet; jede Stufe lag etwa zwei Meter über der darunter, und die ganze Schichtung sah so aus, als hätten die daherbrausenden Wassermengen in Tausenden von Jahren alles so ausgewaschen. Verschiedene gutausgetretene Wechsell führten durch die Felsen zum Sand hinunter; fraglos hatten sie zahllose Tiergeschlechter benutzt, wenn sie zur Tränke kamen.

Wir suchten uns oben auf den Felsen abseits von irgendeinem Wildwechsel ein Plätzchen aus, schnitten uns etwas Dornestrüpp ab, mit dem wir uns einigermaßen tarnen konnten, und lehrten dann zum Lager zurück; denn ich hatte verschiedenes zu entwickeln.

Erst bei Sonnenuntergang gingen wir wieder zur Wasserstelle — Osa, Fritz und ich. Es dauerte wohl eine gute Stunde, ehe das erste Tier erschien, und zwar war es bloß ein Schakal. Die Abenddämmerung war gekommen, aber der Mond ging erst eine Stunde später auf; das hatte zur Folge, daß bei der hereinbrechenden Dunkelheit das Flußbett samt seiner Umgebung immer weniger deutlich wurde, bis es endlich nur noch ganz schwach sichtbar war, während die Tiere, die wir ausmachen konnten, zumeist nur dunklere Schatten in dem Dunkel bildeten. Oft konnten wir nur der Art ihrer Bewegung entnehmen, um was für ein Tier es sich handelte.

In weiter Ferne konnten wir von Zeit zu Zeit mannigfache Tierlaute vernehmen. Schwach trieb die Brise uns das halbirsinnige Geräuscher von Hyänen zu. Ein Strauß brummte aus einem Dornbuschklumpen ein wenig hinter dem Wasserloch hervor und erinnerte uns an unsere erste Safari, wo wir genau denselben Laut mit dem Grolsen eines Löwen verwechselten. Wir hatten einige Zeit gebraucht, um zu begreifen, daß ein so eindrucksvoller Laut aus der schwächtigen Kehle eines Straußes kommen konnte, und selbst noch heute vermögen wir manchmal die beiden nicht auseinanderzuhalten. Aus einer Lücke in einiger Entfernung drang Hufgetrappel zu uns herüber, als habe ein Antilopen- oder Zebrarudel einen Löwen gewittert und jage nun in hoher Flucht dahin. Doch plötzlich wurde unsere Aufmerksamkeit von so fernen Lauten abgelenkt, als wir den gewaltigen schwarzen Schatten eines Elefanten sahen, gerade als der große gelbe Vollmond über dem Himmelstrand erschien.

Es ist erstaunlich, wie ruhig sich diese Ungetüme bewegen. Hier näherte sich ein vielleicht zwei oder drei Tonnen wiegendes Tier der Tränke, ohne daß wir das geringste Geräusch wahrnehmen konnten. Es trottete geradeswegs drauf zu und schenkte zwei oder drei Schakalen, die bei seinem Herankommen flüchtig wurden, nicht die geringste Beachtung. Als er fast unmittelbar unter uns das Flußbett erreicht hatte, streckte der Elefant seinen Greifer aus und benutzte ihn beinahe wie einen riesigen Löffel; denn er begann nunmehr, aus einer kleinen Vertiefung, wo andere Tiere in der Nacht zuvor gegraben hat-

ten, Sand emporzuwerfen. Zehn oder fünfzehn Minuten lang schleuderte er den Sand unablässig ohne Pause hoch. Er ging bei seinem Vorhaben so sachgemäß vor, daß er an diesem Platz wohl schon wiederholt gebuddelt haben mußte, und in etwa einer Viertelstunde war er so tief gekommen, daß er sich auf die Knie niederlassen mußte, um den Boden zu erreichen. In dieser unbequemen Stellung schien er sich auszuruhen, aber er wußte sicher genau, was er tat; denn nachdem er ein paar Minuten verharrt hatte, steckte er wieder seinen Rüssel hinein, und wir konnten hören, wie er Wasser schlürfte, obwohl die ersten paar Schlucke offenbar mit Sand vermischt waren, denn er blies ihn wieder heraus. Er machte sich dort dann noch weitere fünfzehn Minuten zu schaffen, während wir auf dem Felsims durch unsere Ferngläser schauten.

Die Beleuchtung wurde mittlerweile besser, und wir erkannten, daß dieser erste Gast von Bedeutung ein Jungbulle war; aber während er noch seinen Durst löschte, erschien etwa 100 Meter entfernt eine Elefantenkuh. Sie war mindestens ebenso groß wie der junge Bulle, und sie hatte ein ganz winziges Kälbchen bei sich, das so dicht neben ihr hertrottete, daß wir das Kerlchen zunächst überhaupt nicht wahrnahmen.

Der Neuankömmling näherte sich dem Tümpel ebenso schnurstracks wie der junge Bulle, sah aber anscheinend, daß der an dem einzigen Ort kniete, wo man das Wasser am leichtesten bekommen konnte. Überdies machte der Bulle keine Anstalt, beiseitezutreten. Vielmehr verharrte er, wo er war, sein Hinterteil hoch in der Luft, den Rüssel tief im Schatten des Tümpels vergraben, als betrachte er den Platz als sein persönliches Eigentum.

Einen Augenblick bewegte sich die Kuh unschlüssig herum; sie suchte anscheinend nach einer Möglichkeit, an das Wasser heranzukommen. Daß sie damit kein Glück hatte, war klar, aber nun benahm sie sich ganz überraschend. Sie klagte sanft stöhnend über die Selbstsucht des Bullen; als es ihr aber nichts nützte, schob sie auf einmal das Kalb außer Gefahrenbereich, rollte ihren Rüssel auf und gab, knurrend vorstürmend, dem Bullen einen mächtigen Puff ins Hinterviertel. Es folgte ein Quielen und mächtiges Platschen, und ich hätte viel darum gegeben, wenn ich den Vorfall hätte im Bilde festhalten können, was mir natürlich nicht möglich war, denn wir hatten uns nicht auf Blitzlichtaufnahmen eingerichtet. Wir konnten nicht einmal

klar erkennen, was sich eigentlich abspielte; denn kaum hatte die erbohte Kuh den Bullen gerammt, als er breit in den Tümpel purzelte, den er beinahe ausfüllte. Wasser spritzte umher. Der Jungbulle quietschte, brachte sich mühsam wieder auf die Beine und rutschte eins oder zweimal aus, ehe er endlich heraus auf den Sand gelangte. Wir waren gespannt, was nun folgte, aber das Schauspiel war aus. Ohne den leisesten Versuch, sich zur Wehr zu setzen, verschwand der Bulle langsam schiebenden Trabes in die Nacht. Die Kuh aber, die sorgfältig ihr Junges von den Händen des Tümpels fernhielt, säuberte das Loch von dem Sand, der ins Wasser gerutscht war, trank sich satt und trottete ruhig ins Dunkel davon, zur Seite das Kalb, das neben ihrer eignen schwarzen Masse fast unsichtbar war.

Eine Zeitlang lag das Wasserloch verlassen da, dann tauchten urplötzlich die Schalale wieder auf. Ein einsamer Elenbulle folgte; er schöpfte rasch und zog ab, als sei er sich dessen bewußt, daß auch andere an die Reihe kommen wollten, oder vielleicht eher darum, weil er wußte, daß jederzeit Löwen und Leoparden erscheinen konnten.

Jetzt vernahmen wir weit in der Ferne einen Ton, der uns klar anzeigte, daß sich ein Nashorn näherte. Wir konnten das Tier nicht sehen, wohl aber vernehmen. Es sicherte eins oder zweimal und kam ein Stückchen heran. Nach einer Pause prustete es, und wir konnten es ziellos im Kreise herumtraben hören. Ganze fünfzehn Minuten trieb das Tier es so, bevor wir es endlich erkennen konnten. Der Mond stand jedoch mittlerweile hoch über den Bergen im Osten, und als er noch höher wanderte, konnten wir den alten Rämpfen ausmachen, wie er 100 Meter vor uns schnaufte, herumtrottete, stehenblieb und Witterung nahm.

Fast eine Stunde lang führte er sich so auf und kam dabei dem Tümpel immer näher. Es war mir ja kein neues Schauspiel, aber so lange hatte es denn doch noch nie gedauert. Vielleicht bestimmte das Witterungsgemisch, das ihn von der Nähe des Tümpels her erreichte, sein eigentümliches Verhalten. Jedenfalls muß er gut ein Kilometer herumgetrabt sein, ehe er die 100 Meter zur Tränke zurückgelegt hatte.

Jetzt aber konnten wir ihn deutlich wahrnehmen. Er stand wohl keine zehn Meter von der Wasserstelle ab, und seine Untersuchung schien so gut wie beendet, als er mächtig losprustete und sich rasch umwandte; da sahen wir denn etwa 100 Meter entfernt eine Nashornklub mit einem Jungen hinter ein paar Felsen auftauchen.

Auf das Schnauben des großen Tieres antwortete sie ebenso. Hoch fuhr sein Wedel, als sei es die Flagge auf einem Kriegsschiff. Hoch fuhr auch der ibrige. Wieder ein Prusten. Dieselbe Antwort. Plötzlich rannten die Tiere mit gesenktem Haupt wild aufeinander los. Welche Gelegenheit entging da meiner Kamera!

Die hundert Meter, die sie trennten, schmolzen auf fünfzig — vierzig — dreißig zusammen. Sicher gab das einen gewaltigen Zusammenprall; denn trotz ihrer scheinbaren Plumpheit können sich die Nashörner mit erstaunlicher Schnelligkeit bewegen. Zwanzig Meter — zehn! Aber plötzlich bremsten beide, nahmen ein wenig Witterung, machten lehr, als habe auch nicht das allergeringste ihren Gleichmut gestört; dann näherten sie sich fast gemächlich dem Wasserloch, erst der große Keel, dann Mutter und Kalb, tranken sich satt und verschwanden.

Die Schakale erschienen wieder — zu mehreren —, näherten sich unruhig dem Tümpel, schlabberten das kostbare Naß eilig auf und eilten davon. Eine Hyäne folgte verstoßen. Die Schakale traten zurück und ließen sie vorbei; aber sie alle verschwanden wie durch Zauber, als drüben vom Tal her das dröhnende Gebrüll eines Löwen herüberdrang, der seinen Schmaus gehalten hatte.

Das war ein Tier, das sich seiner Stärke bewußt war. Er konnte noch nicht so bald da sein; denn das Gebrüll war aus gut vier Kilometer Entfernung gekommen. Wenn der König der Tiere aber zu kommen geruhte, dann kam er eben, und zwar geradeswegs und ohne Furcht. Man muß einem Löwen unbedingt Bewunderung zollen.

Zwanzig Minuten darauf erschien er denn auch wirklich — ein stattliches großes Tier, die blutigen Zeichen seiner Mahlzeit noch auf seinem Gesicht. Er kam entschlossen — voll Herrscherwürde, dann und wann innehaltend und sich ruhig umschauend, ehe er weiterschritt. Er erreichte den Rand des Tümpels, blieb dort einen Augenblick stehen, äugte umher und tat sich dann nieder, um sich satt zu trinken; dann sog er ab und verschwand zwischen den Felsen jenseits der Tränke.

Der Mond stand mittlerweile fast über uns; wir konnten klar sehen, außer dort, wo die Felsen und verkrüppelten Bäume hinter uns tiefe Schatten warfen. Mit dem Kommen des Löwen hatte sich eine neue Stille auf die Umgebung gesenkt. Das habe ich schon oft festgestellt. Ich habe erlebt, wie die afrikanische Nacht buchstäblich voll war von Lauten — den Stimmen der Vierbeiner, der Nachtvögel, der

Kerfe —, und wie dann beim Brüllen eines Löwen jeder Ton verstummte. Die Tiere bewegen sich nur noch geräuschlos, wenn sie sich überhaupt bewegen. Die Vögel brechen ihr Konzert ab. Selbst die Insekten halten in ihrem endlosen Sirren inne. Wie seltsam, daß sogar Geschöpfe, die keine Veranlassung haben, einen Löwen zu fürchten, so seine Macht anerkennen!

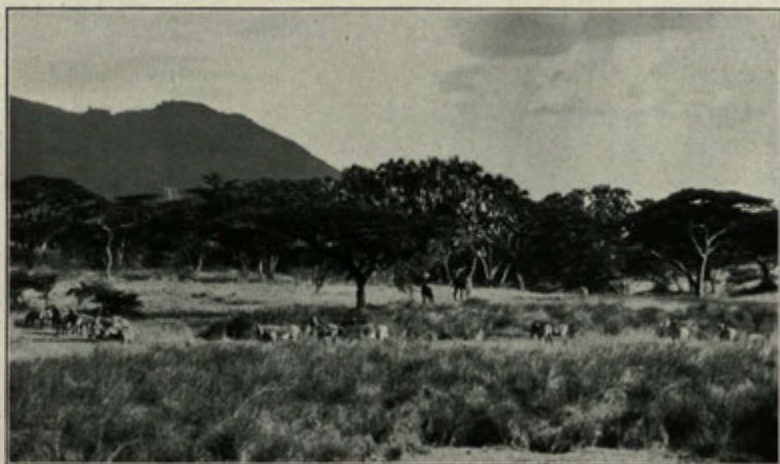
So hörten wir denn nach dem Auftauchen eines Löwen eine Zeitlang nichts, aber allmählich fanden die Insekten ihre Stimme wieder. Hinten in den Zweigen wurden die Vögel der Nacht wieder zutraulich. Endlich erschien ein Schakal, während andere in der Ferne kläfften, und dann kam eine Zebraherde von vielleicht zwanzig Tieren zum Wasserloch getrappelt; grell schimmerten ihre Streifen schwarz und weiß im Mondenlicht.

Drei oder vier schöpften gleichzeitig, die andern standen herum, wachsam und bereit, das Warnungszeichen zu geben. Aber eine Warnung erübrigte sich, und dann entfernten sie sich, drei hochragenden Giraffen beegnend.

Die Giraffen kamen mit weniger Zeichen der Furcht heran, als ich von ihnen erwartet hätte. Vielleicht hatte die Zebraherde sie beruhigt. Jedenfalls vergeudeten sie nicht viel Zeit; während die beiden größeren Tiere, die Häupter gute vier Meter über dem Boden, auf der Hut standen, trank das kleinste Tier; es stellte die Vorderläufe weit auseinander und streckte nun sein Köpfchen zum Wasserspiegel hinab.

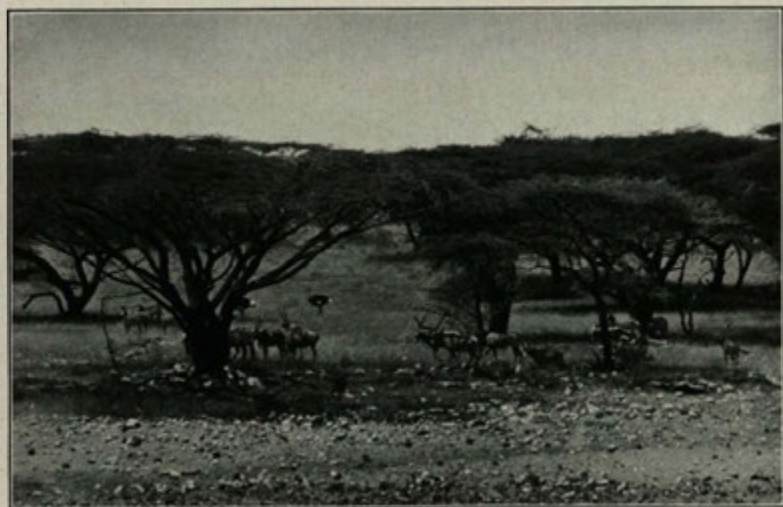
Ein Giraffenhals ist für mich eines der seltsamsten Naturgebilde. Zum Allerseitsamsten daran gehört es aber, daß er ganz genau so viele Nackenwirbel enthält wie ein Elefantenhals, ein Hundehals oder mein eigener. Außerdem ist anscheinend bei all der Halslänge, die das merkwürdige Tier von der Natur mitbekommen hat, kein Platz für Stimmbänder verblieben. Jedenfalls fehlen sie, und die Giraffe ist folglich stumm. Aber hier hörten wir nun, wie eine ein Geräusch machte, noch dazu ein deutlich vernehmliches — sie bekam Wasser in die Nase und blies dies nun, das Haupt zurückgeworfen, mit so lautem Schnauben heraus, daß es die Schlucht hinauf und hinunter widerhallte.

Die zweite Giraffe bückte sich nicht eher zur Tränke nieder, bis die erste bereit war, Wache zu stehen; aber ich muß zugeben, daß ich von diesem Augenblick an nicht genau wahrnahm, was sich an dem Wasserloch abspielte; denn mit der Plötzlichkeit eines Sprengschusses



An den Wasserstellen.

Während des Tages steht das Wild anscheinend halb im Schlaf herum und bewegt sich mit dem Schatten mit. S. 134.



Stagnierendes Trinkwasser.

In den Wasserlöchern steht meist stagnierendes, salzhaltiges Wasser, das zwischen dem Niedgras durchsickert. Auch wenn ein Fluß mit klarem, kühlem Wasser in der Nähe ist, zieht das Wild das brackische Wasser vor. S. 134.



Zwei schöne Kerle.

Zwei Paviane, die sich an unsere Anwesenheit gewöhnt hatten und stets unserem Tun und Treiben neugierig zuschauten. Diese Tiere waren bei besser Gesundheit und hatten dickes, langes Haar. Manchmal schnatterten sie, als ob sie mit uns reden wollten. S. 142.

schreckte uns ein gewaltiges Prusten in unserm Rücken auf; als wir uns rasch umsahen, fanden wir, daß allen Regeln der Nashornsitte zuwider zwei dieser häßlichen alten Viecher hinter uns ohne einen Laut, den wir vernahmen, herangekommen waren und nun auf der andern Seite unseres kleinen ebenen Platzes standen, höchstens 30 Meter entfernt. Außerdem hatten wir uns bei dem Schreck, den jenes erste Schnauben uns eingejagt hatte, sehr plötzlich umgedreht, und das Geräusch, das wir dabei machten, hatte nun zur Folge, daß sie erneut prusteten und uns annahmen.

Es gelüstete uns nicht zu schießen; freilich wollten wir auch nicht Gefahr laufen, auf ihren Hörnern aufgespießt zu werden. Wir waren augenblicklich auf den Beinen; aber Osa übernahm das Kommando.

„Rasch!“ rief sie. „Hierher!“

Damit fauste sie los, wir übrigen hinter ihr her, längs des Randes der Selsstufe, auf der wir gefessen hatten. Wir rannten etwa sechs Meter, ohne daß die Nashörner bis jetzt erkennen ließen, daß ihr Angriff etwa nicht ernst gemeint war.

„Springen!“ schrie Osa und machte es vor.

Es war nicht viel mehr als anderthalb Meter zur nächsten Selsstufe unter uns, und wir sprangen. Aber als wir auftrafen, bekamen wir einen neuen Schrecken, denn mit einem Gekläff, das uns fast das Blut erstarren ließ, flüchtete eine Hyäne von uns weg und verschwand im Bruchteil einer Sekunde. Wie nahe wir daran gewesen waren, auf sie hinaufzuspringen, konnte keiner von uns genau sagen. Wahrscheinlich befand sie sich gar nicht so dicht vor uns, wie es den Anschein hatte; mir machte freilich das Gebell fast den Eindruck, als sei es von einer Stelle unmittelbar neben meinen Anien gekommen.

Wir brauchten etwa eine Minute, um zur Besinnung zu kommen. Als wir uns dann umsahen, fanden wir, daß die Nashörner bis auf etwa fünf Meter zu der Stelle herangestürmt waren, wo wir gestanden hatten, daß sie dann aber kehrtgemacht hatten und abgezogen waren.

Aber schon schimmerte der Himmel im Osten ein ganz klein wenig hell. In einer Stunde bereits mußte die Sonne aufgehen, und so marschierten wir denn wieder zum Lager. Wir wollten frühstücken und uns ein paar Stunden schlafen legen.

Diese erste Nacht an der Wasserstelle hatte uns unzweifelhaft gezeigt, daß das Land von Wild wimmelte. Die halben Serien, die

wir uns gönnen wollten, wurden zu einer Zeit spannendster Arbeit, in der wir mit unsern Bildkammern ungewöhnliches Glück hatten. Die Gelegenheiten boten sich tatsächlich zu häufig, und die Möglichkeiten, sie auszunutzen, waren so beschränkt, daß wir uns oft teilten und jeder einzelne seine Sonderaufgabe zugewiesen bekam. Als bei einer Gelegenheit Osa den Tag allein im Dornenversteck an einer Wasserstelle zubringen sollte, während ich daselbe an einem andern Wasserloch etwa fünf Kilometer entfernt vorhatte, erlebte sie ein Abenteuer, mit dem ich sie noch jetzt gern necke.

Ich verließ sie morgens in der Frühe beim Schirm, wo ich ihr die Bildkammer aufgebaut hatte; wir hatten vereinbart, ich wollte sie bei Sonnenuntergang wieder abholen. So wandte ich mich denn meiner eigenen Arbeit zu. Der Tag verstrich mehr oder weniger wie üblich, außer daß Giraffen und Kongonis, Zebras und Gazellen ungewöhnlich zahlreich in die Erscheinung traten. Es gelang mir, viele Aufnahmen zu bekommen, ehe das Flimmern der heißen Luft die Lichtbildnerei unmöglich machte.

Während der Mitte des Tags ist das Photographieren in Afrika keine reine Freude. Die Luft flimmert so arg, daß Bilder aus über 15 Meter Entfernung wellig werden; diese Unschärfe verdirbt ein sonst brauchbares Bild. Dann wieder geben die Schatten unter den Augen der Tiere diesen keinen rechten Ausdruck; wenn das Motiv also nicht gerade von ungewöhnlichem Reiz oder etwas ist, was ich nicht wieder bekommen kann, versuche ich nie Bilder während der Stunden, wo die Sonne hoch am Himmel steht. Die paar Stunden nach ihrem Aufgang oder drei Stunden vor ihrem Untergang sind die beste Zeit. Während dieser Stunden sind die Schatten lang und schöne Rücklichtwirkungen möglich. So las ich ein bißchen, aß mein Mittagsbrot und machte schließlich ein Schläfchen, das zwei oder drei Stunden dauerte. Als die Sonne dann wieder zum Himmelbrand niederglitt und das Flimmern nachließ, bekam ich weitere Bilder, als neue Herden zur Tränke herantrabten, und zu guter Letzt gewahrte ich, recht zufrieden mit einem nicht weiter aufregenden, doch ungewöhnlich erfolgreichen Tage, die beiden Boys, die mich abholen wollten, wie sie eine kleine Regenschlucht in der Nähe überquerten.

Wir nahmen meine Siebensachen zusammen und marschierten zum Lager, und zwar auf einem Umweg, denn wir wollten unterwegs Osa mitnehmen.

Mein eigner Tag war so ruhig und befriedigend verlaufen, daß ich die Möglichkeit gar nicht in Erwägung zog, es könnte ihr etwa anders gegangen sein. Darum hätte niemand mehr überrascht sein können als ich, wie wir nun Osa vorfanden, die das Gewehr in Anschlag hielt und offenbar gerüstet war, zu siegen oder zu sterben, obwohl ich mir im Augenblick ganz und gar nicht denken konnte, was sie eigentlich bedrohte.

„Was ist denn los?“ fragte ich, als ich sie erreicht hatte.

„Gib acht, Martin“, erwiderte sie. „Da ist ein Löwe dicht hinter dem Schirm. Er treibt sich schon stundenlang hier herum, und ich habe mich nicht hinausgewagt. Vor einer Weile schien es mir, als ob er tatsächlich auf den Schirm hat springen wollen.“

Ein löwenähnliches Grollen aus einem Dornbusch in der Nähe unterstrich ihren Bericht.

„Da!“ flüsterte sie. „Hörst du ihn?“

Ich richtete mich auf und schaute zum Dornbusch hin. Das Brummen hatte zwar wie das eines Löwen geklungen, daneben aber doch seinen besonderen Ton gehabt. Ich war meiner Sache nicht sicher, meinte aber zu wissen, wer der Urheber war, und als ich nun hinstarrte, nahm ich durch eine Öffnung in dem Dornbuschgestrüpp die bezeichnende Rückbewegung und das Perlenauge eines Straußenhahns wahr.

Ich lachte, und der zweibeinige „Löwe“ nahm in vollem Galopp Reißaus.

„Ich muß mich denn doch sehr wundern“, meinte ich zu Osa. „Kennst du denn keinen Strauß, wenn du einen hörst?“

„Ach, Martin“, klagte sie, als sie aus der engen Öffnung im Dornenversteck herauskroch, „ich weiß ja, das erzählst du jetzt allen Leuten!“

Ich habe es auch mehr als einmal zum besten gegeben, sie allerdings auch!

Wenn nun ihr Erlebnis mit dem Strauß auch nicht gefährlich war, ein paar Tage später hatte sie ein solches. Wir waren eines Abends hungriger als sonst zum Lager zurückgekommen, und Osa, die es nicht nur auf dem Anstand mit jedem Mann aufnimmt, sondern auch das Lager gemütlich und die Mahlzeiten zu einem Genuß macht, ging sofort daran, die Eswaren für den Koch zu holen. Wir hatten ein Grashüttchen bauen lassen, in dem wir unsere Lebensmittellisten

verstaute, und sie begab sich hinein wie immer, um sich das herauszusehen, was sie gerade brauchte.

Ich weiß nicht, wie lange sie schon ausgeblieben sein mochte; denn ich hatte mit meinen Linsen zu tun; aber auf einmal stand sie mit geisterbleichem Gesicht neben mir.

„Martin“, begann sie. „Martin —.“

Daß irgend etwas nicht stimmte, sah ich sogleich, und ich ließ eine Linse in ihren Kasten plumpfen.

„Was ist los?“ fragte ich.

„Hu!“ begann sie und schüttelte den Kopf. „Da hab ich aber ein aufregendes Erlebnis gehabt!“

„Was war denn?“ fragte ich.

„Aun“, fuhr sie fort, „ich war hingegangen und wollte etwas aus den Lebensmittellisten herausnehmen; gerade, als ich die Hand auf den Deckel legte, gewahrte ich auf einmal dahinter ein großes schwarzes Etwas. Ich war wie gelähmt.“

„Und was war es?“ fragte ich.

„Eine Brillenschlange“, erzählte sie, „das Tier reckte den Kopf über ein Meter empor in die Luft, breitete seinen Schild und starrte mich an. Ich hatte Angst, mich zu bewegen, damit die Kobra nicht etwa zuschnellte, also rührte ich kein Glied, und da senkte sie den Kopf und glitt zur Tür hinaus. Sie maß bestimmt ihre drei Meter.“

Osa ließ sich in einen Stuhl fallen, um sich zu erholen, während ich die Boys rief und sie anwies, sie sollten die Schlange suchen; aber obwohl sie ihre großen Messer nahmen und eine Stunde lang alles abstöberten, war sie nicht zu entdecken. Sie war durch das Gras und das Dorngebüsch davongeglitten.

Wie ich schon ausführte, sind die Eingeborenen, die in der Gegend herumsehweifen, zumeist Lumbwa, und wir bekamen sie oft zu Gesicht. Sie kamen unter allen möglichen Vorwänden oder auch ohne einen solchen ins Lager und waren trotz ihres Geruchs schöne, gut gewachsene Gestalten. Für die zahllosen Wildtiere freilich, die unsere ganze Wonne bildeten, hatten sie gar nichts übrig; denn sie hatten ihre Herden und sich selbst vor ihnen zu schützen, und die Nashörner und Löwen machten ihnen das schwer. Tatsächlich freilich wurden sie von den Löwen nicht behelligt, denn es gab zu viele Zebras und Antilopen ringsum, als daß die Löwen es nötig gehabt hätten, die Kinder der Eingeborenen

zu schlagen. Mit den Nashörnern dagegen stand es anders; man berichtete uns, erst ein paar Tage vor unserer Ankunft seien zwei alte Frauen von den runzligen Ungetümen umgebracht worden. Außerdem kamen die Nashörner immer von Zeit zu Zeit den Rundhütten der Eingeborenen allzu ungemütlich nahe, und ehe wir eine Woche im Lager geweilt hatten, beschloßen die Lumbwa, den Nashörnern Feldhe anzufagen und sie aus dem Lande zu jagen.

Den Eingeborenen des Kenialandes ist es nicht gestattet, Schußwaffen zu besitzen, aber diese Lumbwa brauchen sie eigentlich gar nicht. Sie wissen wunderbar mit dem Speer umzugehen und scheuen sich nicht, Löwen oder Nashörner anzugreifen, obwohl ihre einzigen Waffen ihre schönen Zweimeterspeere und ihre langen schwertähnlichen Messer sind.

Der ostafrikanische Speer ist eine schöne, ebenmäßige Waffe; häufig indessen besteht es aus recht weichem Metall, das sich leicht biegt und nur schwer scharf zu halten ist. Wenn freilich ein Eingeborener seinen Speer benötigt, schärft er ihn vorher stundenlang, wenn die Schärfe auch nicht lange anhält. Außerdem biegt er sich so leicht, daß recht viel Geschick dazu gehört, ihn so zu werfen, daß er sitzt. Wer damit nicht umzugehen weiß, legt meist zu viel Kraft in den Wurf; das hat dann zur Folge, daß der Speer nicht gerade fliegt und sich vollständig verbiegt; oft dringt er gar nicht einmal tief genug ein, um Schaden zu tun. Ein Eingeborener aber, der sein Handwerk versteht, hält ihn mit drei Fingern in der Schwebe und geht mit dem Körper mit; dann ist die Bahn des Speers schnurgerade, und er dringt in den Tierleib mit außerordentlicher Durchschlagskraft ein. Ich habe einmal gesehen, wie ihn ein Eingeborener einem Löwen ganz durch den Leib stieß; 30 Zentimeter Speer ragten noch auf der andern Seite der Stichstelle heraus. Mit diesen Speeren und mit großen Büffelhautschilden ziehen sie oft gegen die Löwen und Nashörner zu Felde. Das ist dann alles andere als Theater. Sie meinen es ernst, und ein großer Teil ihrer Jagdzüge ist von Erfolg gekrönt.

Für eine Gruppe nackter Jäger ist es eine tüchtige Leistung, einen Löwen anzugreifen und ihn mit ihren Speeren zur Strecke zu bringen. Aber eine noch größere Leistung ist es, wenn das ein einzelner fertigbringt, und mancher Lumbwakrieger kann sich dessen rühmen. Löwenhautkopfschmuck ist unter ihnen nichts Ungewöhnliches. In jeder Rundhütte sieht man, daß solcher getragen wird; das ist dann ein Zei-

den, daß der Besitzer ganz allein einen Löwen mit dem Speer erlegt hat — keine geringe Ehre, wie mir scheinen will.

Doch die Löwen waren ja gar nicht die Störenfriede — das waren die Nashörner, und als wir hörten, daß die Eingeborenen eine Speerjagd auf Nashörner beschlossen hatten, wollten wir uns diese Gelegenheit, höchst ungewöhnliche Bilder zu bekommen, keinesfalls entgehen lassen. Darum schlossen wir uns ihnen an. Die Wasserlöcher waren an der Oberfläche meist ausgetrocknet; jeden Tag mußten die Tiere tiefer graben, um ihren Durst zu löschen. Nun ist ein Nashorn nicht zum Graben geschaffen. Wegen seiner kurzen Beine rutscht etwa ebensoviel Sand ins Loch zurück, wie herausgescharrt wird; darum benutzten die Tiere in dieser Gegend meistens dieselben Wasserlöcher wie die Lumbwa, weil die Eingeborenen natürlich das Wasser nahmen, was am leichtesten zu bekommen war.

Das Merkwürdige dabei ist, daß nur fünf Kilometer entfernt der Guaso-Njoro mit gutem, klarem Wasser fließt. Aber sowohl die Eingeborenen wie die Tiere zogen das leicht salzhaltige Wasser in den schlammigen Wasserlöchern vor. Ich habe das von Zeit zu Zeit auf meinen Wanderungen durch Afrika immer wieder feststellen können. Die Tiere suchen stets eine ekle, schlammige Wasserpfütze eher auf als klare Bäche in der Nähe. Vielleicht mögen sie gerade den Salzgeschmack minderwertigen Wassers so gern.

Wir begaben uns also zu den Eingeborenen in ihrer Rundhütte; freilich kamen wir erst hin, als die einleitenden Festlichkeiten schon beinahe zu Ende waren. Die Eingeborenen scheinen etwas von Bedeutung nicht ohne eine Feierlichkeit irgendwelcher Art vornehmen zu können; gewöhnlich handelt es sich um Tanzen und Singen. Aber wenn wir uns auch zu spät dazu einfanden, so kamen wir doch noch rechtzeitig, um der Schar Krieger zu folgen, als sie ausrückten, die großen eirunden Schilde grell mit bedeutungslosen Zeichnungen bemalt, die prächtigen Speere, jeder mit ein Meter langer Klinge, aufrecht in der Hand und die Messer schwertartig um die Lenden gegürtet.

So dicht ans Dorf waren die Nashörner gekommen, daß wir nur etwa zwei Kilometer marschiert waren, als wir schon das erste hinter dem Grase einer Fläche offenen Geländes sichteten. Wir hegten natürlich den Wunsch, unsere Bildlammer an einer vorteilhaften Stelle aufzubauen, ehe der Angriff begann; aber das Nashorn zeigte kein sonderliches Verlangen, uns willfährig zu sein, und wenn auch die

Lumbwa bereit waren, uns jeden Gefallen zu tun, so hatten sie uns doch in der Aufregung der Jagd und in ihrem Eifer, handgemein zu werden, völlig vergessen.

Sie brachen einigermaßen in Ordnung auf und schwärmten dann in einer Linie aus, um dem Tier auf den Leib zu rücken. Der alte Kämpfe stand gute 400 Meter ab, als wir ihn zuerst ausmachten, und bis die Lumbwa etwa auf 100 Meter herangekommen waren, merkte er offenbar nichts von der Gefahr. Aber dann schien er urplötzlich Witterung von den Schwarzen zu bekommen, obwohl sie sich gegen den Wind anpirschten. Ein Wirbel in der Brise mochte ihm die Witterung zugetragen haben, obwohl selbst ein Weißer einen Lumbwa eine ziemliche Strecke riechen kann, und ein Dutzend oder mehr entgegen selbst der schlechtesten Nase kaum.

Bis jetzt hatte alles so geklappt, wie wir es uns gewünscht hatten, wenn auch die Entfernungen noch zu groß und die Dornbüsche zu zahlreich waren, als daß wir Aufnahmen hätten machen können. Aber kaum ließ das Nashorn sein erstes gewaltiges Schnauben ertönen, als die Lumbwa sehr begreiflicherweise alle Bitten vergaßen, die ich an sie wegen unserer Zusammenarbeit gerichtet hatte; sie waren nur von dem einzigen Gedanken besetzt, das Nashorn zu bekommen, ohne jede Rücksicht auf unsere Kamera. Auch wollten sie sicher ihren Mut vor den Weißern an den Tag legen.

Hoch fuhr der Wedel des Nashorns; denn ohne diese einleitende Bewegung scheint ein Nashorn nicht imstande zu sein, irgend etwas zu unternehmen. Ein erneutes Prusten — und wieder ein Schnauben ein paar Schritte vor — ein unschlüssiges halbes Annehmen.

Die Lumbwa gingen nun vor, ohne zu versuchen, ein Vergrämen des Tieres zu vermeiden. Sie rannten nicht, aber sie gingen festen Schritts auf das Nashorn zu. Es trabte zornig im Kreise umher und blieb dann stehen. Es kam ein Dutzend Schritte heran und hielt inne. Es ging einen Schritt oder auch zwei zurück und prustete dann von neuem.

Die ganze Zeit rückten die Lumbwa weiter vor; jetzt waren sie keine 50 Meter mehr ab. Das Nashorn stampfte und schnaufte, bis ich den Staub vom trocknen Boden aufwirbeln sah. Es warf das Haupt auf und senkte es, trabte ein wenig nach der einen Seite — blieb stehen —, prustete wieder, und im nächsten Augenblick hatte es das Haupt gesenkt und nahm an. Ich schaltete die Kamera ein, obwohl

mir klar war, daß ich nichts Rechtes bekommen würde. Ich stand zu weit ab, dazu verdeckten Gras und Büsche das meiste von dem, was sich abspielte. Aber plötzlich sprangen die Lumbwa durch das Gras, während das Nashorn gegen sie anstürmte. Es schien einen Augenblick lang, als sollte ein Eingeborener auf dem langen Horn des Tiers aufgespießt werden; aber im nächsten Augenblick war der Schwarze beiseitegesprungen und hatte seinen Speer mit Macht in die Seite des Nashorns geschleudert. Ich sah, wie er da auftraf, während das Tier durch die hin und her springende, tanzende, speerwerfende Gruppe der Eingeborenen weiter vorstürmte. Ein Speer streifte harmlos den Rücken des Tieres. Ein anderer traf mitten aufs Horn und fiel zu Boden. Der erste Speer, der sich, wie ich später hörte, zu einem großen Halbkreis verbog, glitt von der Seite herunter; ein anderer aber, der aus einer Entfernung von sechs Meter geschleudert wurde, landete zitternd in der Schulter des Nashorns.

All das braucht Zeit zum Erzählen; aber es spielte sich blitzschnell ab; und als das Nashorn nun wohl merkte, daß es an den Unrechten gekommen war, warf es sich herum, wobei es fast einen Eingeborenen umstieß, und rannte, wie ich nie ein Nashorn habe rennen sehen, bis es zwischen dem Dornestrüpp etwa ein Kilometer vor uns den Augen entchwand. Die Schwarzen verfolgten es mit aller Entschlossenheit, bis sie ebenfalls dem Blick entchwanden; wir aber mit unsern Kameras hatten das Nachsehen; denn mit denen konnten wir ja nicht solche Schnelligkeit entwickeln. Es blieb uns also nichts übrig, als unser Pech zu verwünschen. Solch ein Schauspiel zu erleben und so gut wie nichts davon auf den Film zu bekommen!

Drei Nashörner wurden an diesem Morgen angegangen; doch sahen wir von den beiden andern Zusammenstößen weniger, als wir vom ersten zu Gesicht bekommen hatten. Tatsächlich brachten sich alle Tiere in Sicherheit, so hörten wir wenigstens von den Eingeborenen. Trotzdem war es ein lohnendes Schauspiel gewesen; auch hatte sich wieder einmal die Tapferkeit der Lumbwa augenfällig gezeigt.

In jener Nacht sprach ich mit den Lumbwa; ich bedeutete ihnen, sie würden den versprochenen Backfisch nur kriegen, wenn ich die Aufnahmen bekäme, und Osa schlug vor, sie wolle sie mit der Büchse begleiten, nicht um zu schießen, sondern um sie für den Fall zu beschützen, daß sie in Gefahr gerieten; auf diese Weise konnten sie in viel größerer Nähe der Kameras arbeiten.

Die Lumbwa wußten, daß sie nicht allzuviel Aussicht hatten, das Nashorn zur Strecke zu bringen; sie waren auch nicht besonders erpicht darauf. Ihnen lag nur daran, die Tiere zurückzutreiben, weg von ihren Wasserplätzen.

Nun ist der Lumbwa nicht gerade bescheiden. Er prahlt vor jedermann damit, wie tapfer er ist; an den Tagen darauf bot sich uns auch Gelegenheit, der Sache ein wenig auf den Grund zu gehen. Natürlich wußten wir von unserm früheren Zusammensein mit ihnen, daß sie in der Tat tapfer sind, aber nie zuvor hatten wir sie Nashörner angreifen sehen.

Am andern Tag waren wir bei Zellwerden schon wieder in der Dornbuschsteppe; Osa, Fritz und ich gingen voran, meine Kamerasträger und die Lumbwa folgten hinterdrein. Es dauerte gar nicht lange, da stießen wir auf zwei Nashörner, eine riesige alte Kuh und ihren halbwüchsigen Sohn. Wind und Sonne standen richtig, daher baute ich die Kameras auf. Die Lumbwa konnten das Angehen gar nicht erwarten, aber da die Nashörner langsam auf uns zu ästeten, wies ich die Schwarzen an, zu warten, bis ich das Zeichen gab. Als dann aber die beiden Tiere nur noch 20 bis 25 Meter ab waren, winkte ich, und vorwärts stürzten die speerbewehrten Krieger. Die Nashörner waren völlig überrascht, warfen die Häupter auf und prusteten. Die kleinen Perlenaugen schienen wütend zu blitzen, und die Tiere wichen nicht von der Stelle, als die Lumbwa anstürmten. Das machte die Eingeborenen irre. Nach allen Kampfregeln hätten die beiden Nashörner ganz anders handeln müssen. Sie hätten sich entweder den Schwarzen entgegen wenden oder das Weite suchen müssen; dann hätten die Speerträger gewußt, was sie tun sollten. Aber zwei schnaubende und ihnen anscheinend Trotz bietende Nashörner waren ihnen etwas Neues; also blieben die Lumbwa stehen, unschlüssig, wie sie nun die Lage meistern sollten. Da aber trafen die Nashörner die Entscheidung. Beide nahmen an; blitzschnell kamen sie angebraust. In wildem Schrecken schleuderten die Lumbwa ihre Speere. Keiner traf eins der Nashörner, und alle die tapferen Schwarzen kamen zu uns zurückgerannt. Osa blieb stehen, wo sie stand, die Büchse schußbereit. Fritz ließ die Stehbildkamera fallen, die er bediente, und griff nach dem Gewehr. Aber plötzlich überlegten es sich die Nashörner anders. Sie warfen sich herum und stoben nach einer Seite davon; keine fünf Meter vor uns stürmten sie vorbei. Jetzt aber jagten ihnen die

Lumbwa nach. Vom Dornestrüpp behindert, kamen sie freilich allzu langsam voran, und die Nashörner konnten mühelos entweichen. Diesmal nun hatten wir ein paar gute Bilder bekommen, und Osa besaß einen neuen Beweis für ihre Ansicht, daß ein Nashorn gewöhnlich friedlich wird, wenn es dicht genug herankommt, um den Gegenstand seiner Wut erkennen zu können. Wir hatten auch entdeckt, daß die Lumbwa wohl bis zu einem gewissen Punkt Tapferkeit beweisen, daß sie aber anderseits auch vernünftig waren. Als sie vier Tonnen Nashorn auf sich zu brausen sahen, die scharfen Hörner bereit zur Tat, da waren sie mit Recht der Meinung, daß der Schutz unserer Gewehre besser sei als der ihrer Speere und Schilde.

Verschiedene Tage lang folgten wir den Nashörnern in Gesellschaft der Lumbwa. Täglich sichteteten wir zehn bis zwanzig, obwohl uns im allgemeinen die Nashörner eräugten oder vernahmen oder witterten, ehe wir dicht genug herangekommen waren, um Aufnahmen machen zu können. Manchmal bekamen wir aber doch gute Bilder, und wir erhielten auch neue Aufschlüsse über die Tapferkeit der Lumbwa. Wenn ein Nashorn annahm, dann stürmten sie sogleich gegen das Tier vor, bereit zum Kampf. Wenn aber ein Nashorn verhoffte, prustete und ihnen Trotz bot, dann hielten sie inne. Ein stillstehendes Nashorn, das nach allen Seiten hin achtgab, bereit, sich zur Wehr zu setzen, war etwas ganz anderes als ein Nashorn, das eine gewisse Strecke angeprescht kam. In letzterem Fall konnten die Schwarzen von den Seiten angreifen; aber sie wußten nicht, wie sie mit einem trotzbietenden Nashorn fertig werden sollten. Eines Mittags fanden wir eine junge Nashornkuh unter einem Baum schlafend, und ehe ich ihnen Einhalt gebieten konnte, stürzten sämtliche Lumbwa darauf zu; sie wollten das Tier strecken, ehe es aufwachte. Das war aber Osa gar nicht recht. Sie hielt das nicht für weidmännisch; sie lief also hinter ihnen her; gerade als der erste Speer durch die Luft sauste, feuerte sie in die Luft. So scheuchte sie sowohl die Lumbwa wie auch das Nashorn auf. Die Lumbwa konnten sich gar nicht erklären, was eigentlich los war; während sie unschlüssig dastanden, nahm das Nashorn Reißaus, so schnell seine kurzen Beinchen es tragen konnten.

Doch am selben Nachmittag brachten es die Eingeborenen tatsächlich fertig, eins der großen Ungetüme mit dem Speer zu erlegen. Wir hatten die Kameras aufbauen lassen, die Lumbwa standen mit ihren Speeren bereit, und ein schöner großer Bulle äste langsam auf uns

zu. Wir verhielten uns so ruhig, daß ich meine Uhr ticken hören konnte. Diesmal hatte ich den Speerträgern befohlen, sie sollten bei mir warten, bis ich das Zeichen gab. Immer näher kam das Nashorn. Es war keine neun Meter entfernt, als ich winkte; da stürzten denn die Lumbwa vor; die meisten ihrer Speere verfehlten das Ziel, aber einer saß. Er blieb im Tiere stecken, als es sich herumwarf und das Weite suchte. Wir folgten; denn wir haben es uns zur Regel gemacht, ein angeschweißtes Tier nicht entkommen zu lassen. Das Nashorn war fast augenblicklich im Dornestrüpp unsern Augen entschwunden, aber wir konnten die Kotfährte leicht halten. Fünf Kilometer folgten wir dem Tier bei glühendem Sonnenbrand. Dann kamen wir am Rand eines kleinen trocknen Sumpfs heraus; er war mit Röhricht und verdorrttem Gras bestanden, das uns bis an die Lenden reichte. Da trafen wir das Nashorn, aber es bewegte sich nur noch langsam, vom Schweißverlust geschwächt. Wir folgten ihm und waren bald so nahe, daß es uns vernehmen konnte. Es verhoffte, und Osa ging mit der Büchse vor. Ich hatte eben noch Zeit, die Kamera fertigzumachen, als das Nashorn mit kleinen steifen Schritten auf Osa zu schritt. Es sicherte und prustete, warf sich herum und trottete im Kreise herum. Dann nahm es wieder langsam Richtung auf Osa, rannte dann aber allmählich schneller. Es war fast schon über ihr, als sie losbrannte. Es brach zusammen. Da tat nun Osa etwas sehr Dummes. Ohne abzuwarten, was jetzt wohl geschah, drehte sie sich zu mir um und rief: „Ich hab's!“ Ich bekam einen mächtigen Schreck; denn obwohl wir das Tier zu Fall gebracht hatten, so wußte ich doch genau, daß es noch nicht verendet war, und da sah ich nun Osa dem alten Kerl den Rücken zuwenden; mühsam brachte er sich auf die Beine; und ich an der Kamera hatte kein Gewehr!

„Vorsicht!“ rief ich, und sie wandte sich um, die Büchse wieder schußbereit. Aber das Nashorn war schwerkrank. Es nahm nicht an. Vielmehr machte es lehrte, lief ein paar Gänge und purzelte vornüber — verendet.

Babuna

Etwa acht Kilometer von unserm Lager entfernt hauste eine Babuin-Kolonie — eine Herde von Pavianen — an den Ufern des Guaso-Njiro. An dieser Stelle ist der Fluß nicht besonders breit; während der Trockenheit ragen außerdem viele Felsen aus dem Wasser und bilden gewissermaßen eine Reihe unregelmäßiger Schrittsteine, auf denen die Paviane und sonstigen Affen nach Belieben hinüber und herüber wech-seln können. Auf einer Seite des Wassers findet sich zudem eine Fels-klippe, deren Vorderseite mit Simsen und sogar kleinen höhlenartigen Löchern durchsetzt ist. Auf diesen Felsvorsprüngen und in diesen Löchern verbrachten die Babuine die Nacht.

Nun werden die Paviane, wie ich schon lange wußte, ständig von den Leoparden bedroht, die nachts herumstreifen, wenn die Paviane schlafen. Ich möchte wohl glauben, daß diese Affen einen bedeutenden Teil der Leopardennahlzeiten bilden; denn der Pavian ist gewöhnlich Baumbewohner, und der Leopard weiß tadellos Bäume zu erklettern.

Aber hier auf den Felsvorsprüngen und in den Löchern vermochte kein Leopard an die Babuine heranzukommen, so daß hier wohl schon ganze Paviangeslechter gehaust haben mochten. Jedenfalls war es ein ausgezeichnete Ort, um Aufnahmen von den Tieren zu bekommen; denn sie verließen wahrscheinlich die Nähe ihrer Wohnstätten nur, wenn sie arg belästigt wurden. So ließ ich denn ein kleines Zelt vom Lager herschaffen, dazu einige Lebensmittel, ein paar Reservebetten, ein paar Reservestative und genug leichtes Lagergerät, so daß Osa und ich herkommen konnten, wenn wir Zeit hatten, um hier zu nächtigen. Zwei Boys übernahmen die Bewachung, und das erwies sich als weise Maßnahme; denn die Babuine gewöhnten sich allmählich an das Zelt sowie an uns und ließen sich jeden Tag weniger durch unser Kom-men stören. Ich ließ auch mehrere einfache Schirme an verschiedenen Stellen errichten; einer kam sogar in eine Baumkrone.

Von der Zeit an besuchten Osa und ich dies Lager oft, um einen Tag in unsern Dornenverstecken zuzubringen. Manchmal blieben wir auch die Nacht über da, um das gute Morgenlicht nicht zu verpassen. Ich kann ruhig behaupten, daß die Erlebnisse, die wir mit diesen Pavianen hatten, zu den reizvollsten Begegnungen mit den Tieren der Wildnis gehörten und sicher die drolligsten darstellten, die uns je beschieden waren. Jede Bewegung, die die Affen machten, war entweder merkwürdig oder putzig, und es gab dort wohl an die 2000 Tiere.

Osa und ich haben immer betont, daß der Babuin der gescheiteste aller Affen ist, wenn man von den Menschenaffen absieht. Hier bot sich uns nun eine vortreffliche Gelegenheit, näher mit ihnen bekannt zu werden und festzustellen, ob wir recht hatten. Zuerst waren sie für uns alle eben einfach Paviane, doch allmählich konnten wir bestimmte Tiere an ihren Besonderheiten unterscheiden, und schließlich gaben wir einigen sogar einen Namen. Zum Beispiel schien ein schöner großer Kerl eine Art Leitaffe zu sein. Er hatte auf einem Baum seine eigene besondere Astgabel, auf der er stundenlang zu hocken pflegte; er ließ sich am allerleichtesten filmen; denn wir konnten dichter an ihn herangehen. Manchmal knipsten wir ihn sogar, ohne daß wir uns ins Dornenversteck begaben. Er war so dick und faul, daß er sich nur ungern bewegte; er zeigte sich schrecklich selbstbewußt, wenn wir ihn länger anstarrten. Er glotzte uns dann ebenfalls an, solange er konnte; dann aber pflegte er, um sich nichts zu vergeben, zu gähnen. Manchmal gähnte er so viel, daß er uns ansteckte, und wenn wir ihn auslachten, geriet er in derartige Wut, daß sich sein Haar sträubte und er uns regelrecht ausschalt. Ich meine bestimmt, daß er richtig geflucht hat; seine Stimme durchlief die ganze Tonleiter; man hatte den Eindruck, als krame er jeden Fluch hervor, der nur je erfunden wurde.

Wir vermochten bald nicht nur verschiedene Einzeltiere, sondern auch verschiedene Familien zu unterscheiden; denn wir sahen dieselben Gruppen Tag für Tag beisammen. Die Mütter und Väter knufften oft die Jungen, bis die kleinen Kerle richtig Rad schlugen, wobei sie kreischten, wie es ihre Lungen nur zuwege brachten. Solche reinen Familienangelegenheiten beachteten die andern überhaupt nicht; aber manchmal gab ein Mitglied einer bestimmten Familie einem Sprößling einer andern Familie einen Puff, und dann ging die Keilerei los. Diese Raufereien zwischen ganzen Familien waren oft recht spannend, und der Krach war fürchterlich. Man hätte meinen sollen, sie rissen

sich gegenseitig in Stücke, bis plötzlich die Balgerei ebenso rasch aufhörte, wie sie eingesetzt hatte; jede Familie ging ihren Geschäften nach, als sei rein gar nichts vorgefallen.

Wir fanden, daß die Väter sehr nett zu ihren Jungen waren; sie trugen sie ebensoviel wie die Mütter; sie hatten scheinbar nicht das geringste dagegen, daß die Kleinen sie zausten und auf sie purzelten. Die Mütter anderseits schienen in ewiger Angst um die Kinder zu leben. Wenn ein Kind sich zu weit verlieh, rannte die Mutter hin, packte es und zog es zurück, mitunter gar nicht sehr sanft, und das Kleine heulte dann los, als stäke es am Spieß. Paviankinder sind fürchterliche Plärrsufen.

Wie schon ausgeführt, hatten wir für die auffälligeren Babuine bald einen Namen gefunden. Der alte Kerl, der immer so gähnte, hieß Hans. Ein kleines, häßliches Ding nannten wir Nickimaus. Ein junges Männchen mit einer Narbe quer über die Backe taufte wir Schmiss-Alex. Eine alte Dame riefen wir Oma, und so weiter.

Die Entfernung zwischen dem Fluß und der Klippe betrug etwa 30 Meter; aber dazwischen standen Büsche und Bäume, wo die Paviane wohl den größten Teil des Tages zubrachten. Sie schienen zudem immer etwas auf jenen Bäumen zu fressen zu finden. Was das war, weiß ich nicht; denn man sollte meinen, sie hätten alles Eßbare in ein paar Tagen auffuttern müssen, aber irgendwie fanden sie immer noch etwas, und sie sahen erstaunlich feist, glatt und gesund aus. Tatsächlich waren es die stattlichsten Paviane, die wir je gesehen haben. Es ist natürlich möglich, daß sie zu gewissen Zeiten weiter weg ihrer Nahrung nachgegangen sind, aber bei ihrer riesigen Neugier konnten sie sich anscheinend nicht von dem Ort trennen, während wir in der Nähe weilten.

Allmählich gewöhnten sie sich mehr und mehr an uns. Nach einer gewissen Zeit konnten wir uns sogar vor aller Affen Augen an den Rand des Wassers auf unserer Seite des Flusses begeben. Sie kamen dann an das andere Ufer und beobachteten uns. Wenn ich mit meinen Kameras herumhantierte, schauten sie sehr aufmerksam zu; hielt ich aber inne und blickte sie an, dann wurden die meisten von ihnen unruhig und liefen zu den Bäumen zurück, wo sich fast ihr ganzes Tun und Treiben abspielte, obwohl uns der ganze Ort wie eine regelrechte BabuinStadt vorkam; darum nannten wir ihn auch „Babuna“. Die Art, wie das Leben am Flußrand entlang hin und her flutete, erinnerte uns oft an eine Stadt der Menschen. Jeder Pavian, der da ging und

kam, schien einen ganz bestimmten Platz auffuchen zu müssen; diese oder jene Obliegenheit schien ihn irgendwohin zu rufen. In Wirklichkeit aber kamen und gingen sie ohne die geringste Veranlassung.

Nun sitzt Osa der Schalk im Nacken. Dummejungenstreiche sind ihre ganze Freude; ich war also nicht weiter überrascht, als sie eines Tages mit einer Schleuder ankam, wie sie alle bösen Buben haben. Sie hatte sie aus zwei dehnbaren Strumpfbändern hergestellt — ein kunstloses Ding, das aber schoß.

„Nun“, meinte sie, „achte mal auf den alten Hans!“ Sie tat einen Kiesel in die Schleuder und zielte sorgfältig. Die Sache klappte; sie traf ihn mitten in die Seite. Hans sprang etwa einen Meter hoch und ließ ein entsetzliches Geschrei ertönen. Er kratzte sich gewaltig und zertheilte sein Haar, um das Ausmaß seiner Verletzung festzustellen. Dann schaute er sich kampflustig um, das Gesicht verzerrt; er fletschte die Zähne, bis seine langen Fänge im Sonnenlicht gleißten. Hätte ihn irgendein anderer Pavian auch nur angeblickt, dann wäre die Keilerei dagewesen, aber niemand beachtete ihn, und so mußte er sich mit seinen Paviansflüchen begnügen.

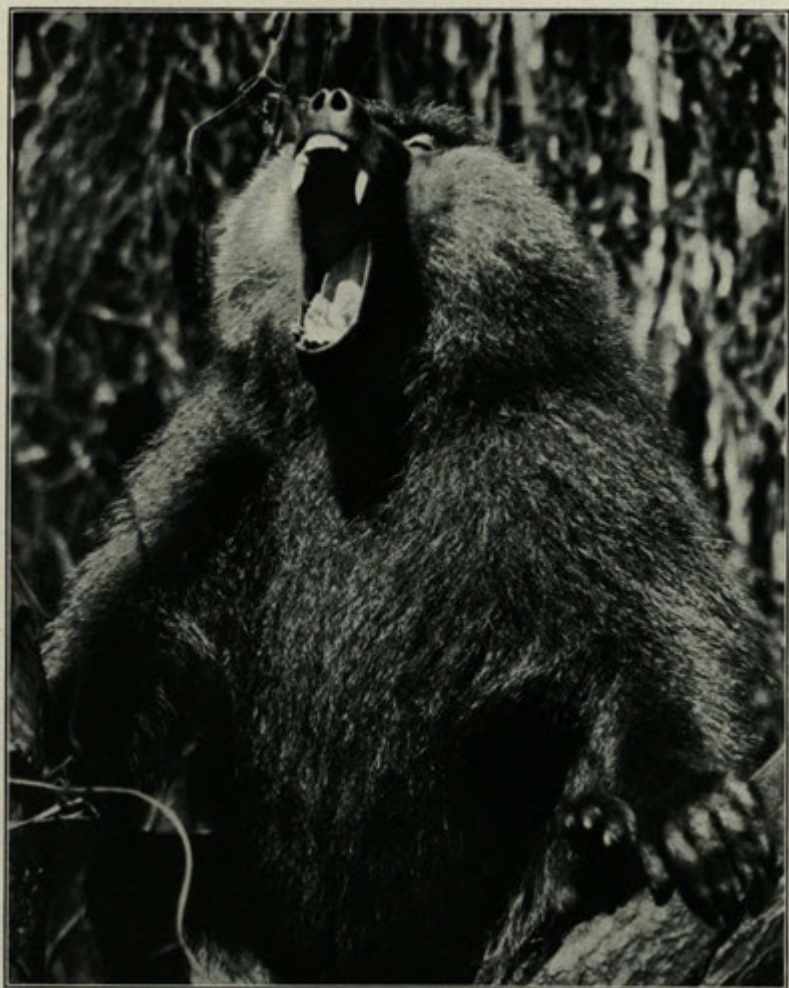
Osa war hocherfreut über ihren Erfolg; sie lachte, daß ihr die Tränen die Backen herunterliefen; dann versuchte sie es noch einmal. Sie wartete, bis Hans wegschaute; dann schoß sie einen andern Stein ab, der freilich sein Ziel verfehlte. Der nächste aber gab ihm eins aufs Ohr, und jetzt tobte er. Er sprang von der Astgabel herunter; sein Haar sträubte sich, als er nun steifbeinig den ausgetretenen Wechsel längs des Flußrandes hin und her stolzierte. Er schüttelte den Kopf und setzte sich mehrmals hin, um ihn sich mit dem Hinterbein zu kratzen; dabei fluchte und bellte er, so laut er konnte. Die andern schienen auch zu merken, daß er nicht bei guter Laune war; denn sie flüchteten und überließen Hans den Pfad. Es dauerte ganze 30 Minuten, bis er sich niedertat; noch eine ganze Stunde kratzte er sich den Kopf und murmelte vor sich hin.

Eines Tages sahen wir, wie eine Affenmutter ihr Kindchen lehrte, Bäume zu erklettern. Der runzlige Knirps hatte wahrscheinlich erst vor ein paar Tagen das Licht der Welt erblickt; er vermochte sich aber mit seinen geballten Händchen und Füßchen schon so festzuklampfen, daß die Mutter es schon leid zu werden schien, ihr Haar so zerfausen zu lassen. Sie hielt es so lange aus, wie sie konnte, und versuchte dann, seinen Griff irgendwie zu verlagern. Das ängstigte aber das Kleine;

es packte seiner Mutter Haare fester denn je, worauf sie ihm einen so derben Knuff versetzte, daß es schon loslassen mußte. Dann packte sie es und setzte es in die Astgabel eines Baums, wo es sich festhalten mußte. War das geschehen, dann kletterte die Alte selber noch höher hinauf; nun mußte es emporklettern, um sie zu erreichen. Das wiederholte sich mehrmals; die ganze Zeit über quiekte das Kleine nicht schlecht, wurde aber schließlich still und hatte die Sache anscheinend erfaßt. Freilich schien es nicht zu lernen, das Zerren am Haar der Mutter bleibenzulassen. Jedesmal, wenn sie ihren Sprößling losriß, mußte sie sich an der Stelle kratzen, wo er sie angepackt hatte.

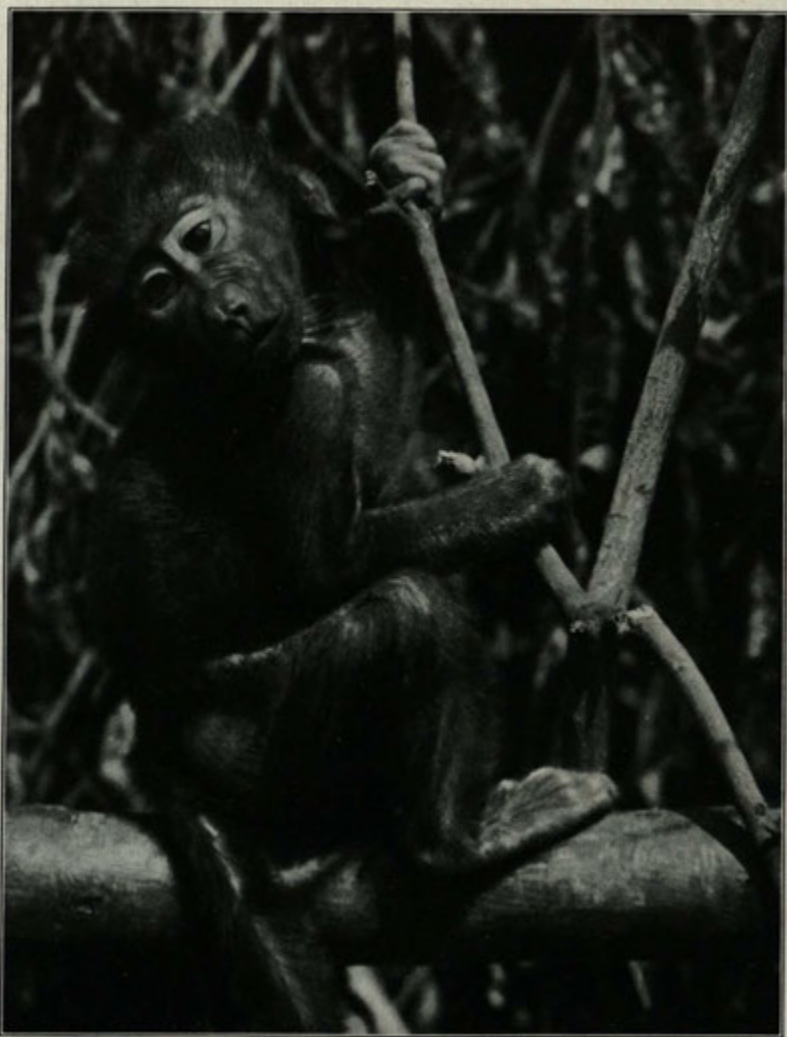
Nur ein paar Monate alte Paviane spielten ständig, zausten einander und veranstalteten Balgereien. Die andern kümmerten sich erst dann darum, wenn einer, den die andern Jungen ein bißchen zu hart angefaßt hatten, aufkreischte. Dann gab es ein paar Minuten lang einen Heidenlärm, wenn nun die älteren Paviane herzustürzten, wohl in der Annahme, ihren Kindern sei ein Leid geschehen. Diese Keilereien setzten sich den ganzen Tag über fort; nach dem Krach hätte man meinen sollen, die Tiere hätten sich gegenseitig Schaden getan; ich sah aber nie etwas, was auf Blut oder Wunden hinwies, außer bei zwei älteren Tieren, die verheilte Narben auf den Gesichtern hatten.

Eines Nachmittags boten eine Affenmutter und ihr Sprößling Osa und mir besondere Unterhaltung. Die Mutter kauerte auf dem Boden und pellete von einem kleinen abgebrochenen Zweig die Rinde herunter. Das Kleinchon spielte herum, schien aber Neigung zu verspüren, zu weit wegzulaufen. Alle paar Minuten packte die Mutter es also und zerrte es an ihre Seite zurück. Das wiederholte sich eine ganze Reihe von Malen; das Kleine war es allmählich leid; schließlich hob es, als die Alte es wieder zu packen kriegte, seine kleine Faust und gab der Mutter eins auf die Nase. Es war vermutlich eine ungewollte Bewegung. Es hatte wahrscheinlich die Mutter gar nicht schlagen wollen und nur die kleine Faust emporgeworfen, die nun zufällig ihre Nase traf. Trotzdem dachte die Alte wohl, es sei wohlüberlegt und in böser Absicht geschehen; denn sie packte das junge Ding beim Schwanz, hob es hoch und bohrte seine Ohren, bis es schrie. Der Vater kam nun herangeschritten; er stand ein, zwei Meter ab und sah sich die Züchtigung an; er grunzte und gebärdete sich, als rede er leise mit der Mutter. Er mag Mama beigepflichtet haben, daß das Kind für seine Frechheit einen Denktettel verdiente; doch man konnte sich auch vorstellen, daß er sich



Der große Pavian.

Diesen großen Pavian langweilte es, so oft geknirscht zu werden. Eine Kolonie dieser Tiere hauste in der Nähe unseres Lagers; oft streuten wir Futter aus, damit sie bei uns blieben. Sie wurden so zahm, daß wir Aufnahmen machen konnten, ohne ein Dornenversteck zu benötigen. S. 142.



Der kleinste Pavian.

Mickmaus nannten wir diesen kleinsten Pavian der Kolonie, in deren Nähe wir so viele Wochen lang wohnten. Er war ungemein drollig zu beobachten: sehr zum Ärger seiner Mutter war er der geborene Forscher. Sie war ständig in Sorge, er möchte zu weit weg wandern, in Not geraten oder sich verirren. S. 142.

etwa so vernehmen ließ: „Na, Mutter, reg' dich nicht auf. Er ist ja schließlich erst ein kleiner Anirps.“ Aber dann war sie mit ihm fertig, und das arme kleine Ding ging ein paar Schritte abseits und saß da schluchzend, als ob ihm das Herz bräche.

Osa und ich blieben manchmal einige Tage von den Pavianen weg, während wir Aufnahmen von Nashörnern machten. Wenn wir dann glaubten, die Dickhäuter zu sehr beunruhigt zu haben, so daß sie zu argwöhnisch waren, ließen wir sie ein paar Tage in Ruhe und lehrten zu den Pavianen zurück. Die beiden Boys, die das kleine Zelt bewachen sollten, solange wir weg waren, wurden es manchmal leid, herumzusitzen, und so wanderten sie denn oftmals den Fluß hinauf oder hinunter. Mehrmals gelangten dann während ihrer Abwesenheit die Paviane in das Zelt und zerstörten beinahe alles, was darin war. Das brachte uns auf einen Gedanken, den wir alsbald in die Tat umsetzten. Wir errichteten etwa 100 Meter vom Zelt entfernt einen Schirm, bauten zwei Bildkammern mit langbrennweitigen 45- und 60-Zentimeter-Linsen auf, die wir auf das Zelt einstellten, schliefen jene Nacht im Dornenversteck und machten den ganzen nächsten Tag Aufnahmen vom Kommen und Gehen der Paviane rings um das Zelt. Wir ließen Nahrungsmittel in einigen unserer Proviantkisten, streuten andere Esswaren ins Zelt und darum herum; auch brachten wir einen großen Spiegel und einen kleinen Handspiegel so an, daß wir beide sehen konnten. Es gab eine prächtige Unterhaltung. Der alte Hans schien am allerneugierigsten zu sein. Ohne im geringsten zu zögern, schritt er über die Felsen im Fluß, ging um das Zelt herum und fand sehr rasch das Futter, das er nun zu fressen begann. Dann kam eine Mutter mit ihrem Jungen des Weges; das kleine Ding war noch neugieriger als sonst ein Tier. Besonders die Proviantkisten hatten es ihm angetan; aber die Mutter hatte wohl Angst, daß es in eine Falle geriet; denn sie zog es jedesmal heraus, wenn es in eine Kiste wollte. Gewöhnlich behandelte sie den Anirps freundlich; aber als er unbedingt in eine bestimmte Kiste wollte, bekam er Püffe an die Ohren.

Hans wandte sein Augenmerk sehr dem großen viereckigen Spiegel zu; ich hätte ein paar unterhaltsame Bilder von seinem Benehmen machen können, wenn er ihn nicht umgestoßen hätte. Der Spiegel fiel mit der Scheibe nach unten; da verlor er für Hans den Reiz. Dafür wandte er nun dem kleinen runden Handspiegel, den wir da gelassen hatten, seine Aufmerksamkeit zu. Wir lachten, bis wir schrien, als er

nun immer dahinterlangte und versuchte, den andern schmucken Pavian zu finden. Er verriet keinerlei Zorn, nur Neugier; aber wir bekamen den Spiegel nie zurück; er nahm ihn mit über den Fluß und dürfte noch heute hineinschauen und den andern Pavian suchen.

Auf unserer Seite des Flusses hausten eine Menge Erdaffen. Sie setzten nie zur Pavianseite des Flusses über, vielleicht weil sie bange waren, obwohl sie als tadellose Springer leicht von Fels zu Fels hätten hüpfen können, wenn sie gewollt hätten. Merkwürdigerweise kümmerten sich diese Affen nicht im mindesten um unser Zelt und ließen unsere Sachen stets ungeschoren.

Eines Tages waren Osa und ich um die Mittagstunde fast eingeschlafen, als uns ein ungewöhnliches Kreischen unter den Pavianen auffahren ließ. Wir schauten von unserm Dornenversteck auf und sahen, wie zwei Tüpfelhyänen sich anschickten, den Fluß zu queren. Sie hatten es so eilig, daß ich sicher war, irgend etwas mußte sie vergrämt haben, und natürlich erschreckten sie die Paviane, die zum größten Teil in die Bäume sausten, obwohl einige ältere mit gesträubtem Haar blieben, wo sie waren. Die Hyänen schwammen und wateten über den Fluß, rannten dann mitten durch die Paviansiedlung und verschwanden.

Nun kann ich Hyänen an sich schon nicht leiden, empfand aber eine besondere Wut auf diese beiden. Ich hatte schon eine Zeitlang versucht, einen wirklich guten Babuinfilm mit etwas Leben darin zu drehen, und an diesem Tag, wo die Hyänen erschienen, waren nun meine Vorbereitungen beendet. Ich wartete bloß, bis das Licht später am Nachmittag gerade recht war; dann wollte ich es probieren. Ich hatte mich redlich abgeschuftet und es endlich fertiggebracht, mehrere Laufbildkammern in den Bäumen und an verschiedenen Stellen auf dem Boden anzubringen, sämtlich mit Linsen verschiedener Brennweiten und alle auf die Felsen eingestellt, über die die Babuine täglich schritten. Ich hatte vor, eine Bande auf unsere Seite des Flusses zu locken, sie dann zu erschrecken und nun die Fäden zu ziehen, die vom Schirm zu den Bildkammern liefen; das hätte die Abzüge betätigt und die Kameras eingeschaltet. Zwei der Bildkammern sollten Zeitlupenaufnahmen machen. Alles in allem hoffte ich, eine reizvolle, spannende Reihe Laufbilder von verschiedenem Blickpunkt aus zu bekommen, wenn die Babuine nun über den Fluß zurückstürzten.

Diesen Plan hatten, so fürchtete ich, die Hyänen umgeworfen; aber wie es sich herausstellte, bekam ich doch, was ich wünschte, nur auf

ganz andere und völlig unerwartete Weise. Ich schimpfte noch Osa gegenüber weidlich über die Hyänen, als unter den Pavianen ein viel größerer Aufruhr einsetzte, und im nächsten Augenblick erschienen zwei stattliche Leoparden — ein großes Männchen und ein kleineres Weibchen. Dies tat ein paar Sätze auf die Paviane zu, während das große Männchen fast wie ein Tier im Käfig auf und ab schritt. Dann sauste das Weibchen ins Gebüsch; die beiden Hyänen huschten wie der Blitz heraus; grollend und winselnd flüchteten sie den Fluß hinab. Wir verloren das Leopardenweibchen aus den Augen; vielleicht hatte es die Hyänen verfolgt, aber ich weiß es nicht. Das große Männchen aber blieb in voller Sicht; es stolzierte auf und ab, knurrte und fuhr ab und zu auf die Paviane los. Die ganze Kolonie war jetzt natürlich in heller Aufregung. Mütter hielten ihre Lieblinge gegen die Brust gepreßt und flüchteten auf die höchsten Zweige. Andere suchten den Schutz der Klippe und versteckten sich wahrscheinlich in den kleinen Höhlungen. Der alte Hans war im größten Getümmel und benahm sich am mutigsten von allen. Als dann der Leopard mit einem Satz ins Gebüsch sprang, kamen Dutzende und aber Dutzende von Pavianen hervor und begannen unter der Führung von Hans eine wilde Flucht über den Fluß. Entsetzen hatte sie jetzt gepakt; sie stürmten in solcher Hast einher, daß sie übereinanderpurzelten. Einige fielen ins Wasser und schwammen. Mütter, durch das Gewicht ihrer Sprößlinge behindert, versuchten, auf die Felsen zu springen, kamen aber nicht weit genug und mußten schwimmen. Eine Mutter sah, daß sie den Felsen nicht erreichen konnte, und suchte sich in der Luft herumzuwerfen, mußte aber natürlich ein unfreiwilliges Bad nehmen. Zum Glück für uns querten eine Menge Tiere den Fluß auf den Felsen, auf die wir die Bildkammern eingestellt hatten, obwohl zahllose andere den Fluß hinauf- und hinunterschwammen und einige wahrscheinlich in den Höhlen längs der Klippe blieben.

Offenbar hat indessen ein Pavian kein langes Gedächtnis; denn als sie den Fluß überquert hatten, schien sich ihre Aufregung ganz zu legen. Der Leopard folgte ihnen zwar nicht; aber sie waren flüchtig geworden, als hätten sie rein den Kopf verloren. Statt nun aber weiter und weiter zu ziehen, blieben sie im Gebiet der kleineren Affen, und die waren natürlich böse auf die Eindringlinge. Die Folge war, daß alsbald eine neue Sehde ausbrach. Von einer beherzten kleinen Affenmutter angeführt, die noch ihr Kleines am Leibe hängen hatte, ver-

suchten die entrüsteten Affchen, die Babuine aus dem Lande zu jagen; doch die Neuankömmlinge nahmen die Affchen nicht weiter ernst, wenn auch Hans mit ihnen seine liebe Not hatte.

Wie ich schon erzählte, war er ein großer Kerl. Er war wohl tatsächlich der größte Babuin, den ich je gesehen habe. Ein ausgewachsener Babuin wiegt gewöhnlich sicher nicht über 70 Pfund; aber Osa wie ich waren uns einig, daß Hans mindestens 100 wog. Vielleicht täuschte uns sein langes glattes Haar, aber auf 100 schätzten wir ihn nun einmal, und dabei bleiben wir auch heute noch. Hans war also so groß und kräftig, und seine Fangzähne waren so lang, daß ich nicht im mindesten bezweifle, daß er einen Menschen hätte in Stücke reißen können, wenn er mit einem solchen handgemein geworden wäre; er hätte sicher die kleinen Affchen ohne jede Anstrengung erledigen können, wenn er gewollt hätte. Aber das Abwehren der Angriffe der kleinen Kerle machte Hans Spaß. Er fühlte sich ordentlich wohl dabei. Leider meinten es aber die Affchen bitter ernst. Hans fuhr einmal ums andere gegen die kleine Mutter los; doch sie hielt mit erstaunlichem Mute stand. Schließlich war Hans genötigt, seine leeren Drohungen wahrzumachen oder zurückzuweichen. Er zog es vor, das Feld zu räumen, und alle Affchen hefteten sich an seine Sohlen. Er kletterte hinauf in die Bäume — sie hinterdrein. Er holte sie von den Zweigen herunter und warf sie hinab wie Bananen; doch sie folgten ihm in die Krone eines Baums; einige verwickelten sich dabei zu einem solchen Knäuel, daß sie alle das Gleichgewicht verloren und zusammen herunterpurzelten.

Dies dauerte über eine Stunde; die Affchen schienen so lech wie nur je. Hans aber kam allmählich außer Atem, auch erhielt er wenig oder gar keine Hilfe; denn die andern Babuine waren emsig dabei, die Speisebroden aufzulesen, die wir an jenem Morgen herumgestreut hatten. So war die „Schlacht“ in einen Angriff der Affchen auf Hans allein ausgeartet. Ganz in der Nähe stand eine Grasshütte, die unsere beiden Boys benutzt hatten; auf sie hinauf rannte nun Hans, die Affchen noch immer hinter ihm her. Mittlerweile war alles Futter aufgesucht, und die Paviane zerstreuten sich. Außerdem war Hans wahrscheinlich die Affchen leid; denn er sprang von der Hütte und wurde erneut flüchtig — die Paviane, die noch nicht verschwunden waren, hinterdrein. Sie liefen über einen kleineren Hügel, dann verloren wir sie aus den Augen, während die Erdäffchen schnatterten und herumliefen, als dächten sie, sie hätten eine bedeutende Schlacht gewonnen.

Osa und ich hatten an alledem viel Spaß gehabt; wir hatten viele hundert Meter Film abrollen lassen; aber wir waren der festen Überzeugung, daß die Babuine arg beunruhigt worden waren. Wir glaubten sogar, daß sie die Gegend verlassen würden. Wir lehrten infolgedessen zu unserm Hauptlager zurück und kamen erst am zweiten Tag nach der Schlacht wieder. Wer beschreibt aber unsere Überraschung, als wir fanden, daß die Stadt Babuna ihr übliches Gesicht zeigte! Selbst Hans hockte in seiner Astgabel auf dem Baum, und anscheinend war alles wohl.

Mittlerweile hatten wir denselben Hintergrund so häufig verwandt, daß wir beschloßen, uns an eine Stelle 400 Meter flußabwärts zu begeben. Wir bauten ein Dornenverhau an einem Punkt, wo keine Bäume und Büsche vor uns standen, obwohl wir zu beiden Seiten dichten Urwald hatten. Wir wollten nun die offene Fläche beködern und so vielleicht Paviane in größeren Scharen vor unsern Bildkamern sammeln. Um noch mehr zu verhindern, daß sie allzuweit nach den Seiten hin ausschwärmten, schickten wir unsere Boys aus, die die Seitenpfade mit Dornengestrüpp versperrten mußten. Wir hatten vor, die ganze Strecke von der BabuinStadt einen einzigen Köderstreif längs des Pfades anzulegen. Wenn unser Plan glückte, konnten wir so fast die ganze Paviansiedlung in den Bereich unserer Linsen locken.

An jenem Abend ließen wir ein paar Benzinkanister voll Negerhirse zu einem dicken Brei verlocken und streuten am andern Morgen den Köder so aus, wie wir es uns ausgedacht hatten. Es dauerte nicht lange, da fanden einige Babuine den Köderstreif auf dem Pfade; und wenn ein Pavian Futter findet, muß er darüber reden. So kriegten die andern Wind von dem Futter. Unmengen von Affen kamen nun zu der Lichtung angerückt, wo mehrere Scheffel Köder auf einen Haufen abgeladen waren. Der Spaß begann natürlich unverzüglich. Sie wollten selbstredend alle fressen, und die älteren Babuine stürzten herzu, bis sie sich alle übereinandertürmten. Kreischend, heulend, zerrend balgten sie sich um das Futter, während die Jungen ihr Teil abbekamen, indem sie sich aus dem Gewühl hielten und die Brocken auflafsen, die die andern herumstreuten. Tatsächlich, glaube ich, standen sie sich auf die Dauer am besten.

Wohl 100 große Babuine mochten sich an der Balgerei um das Futter beteiligen; ihre Narreteien waren ungemein ergötzlich. Das bro-

delnde, kreischende, quietschende Paviangewirr läßt sich unmöglich beschreiben. Wie die alten Kerle sich da gegenseitig an den Beinen und Haaren wegzerren, um dann ihrerseits wieder weggezerrt zu werden, darüber konnte man Tränen lachen. Wir machten ganz herrliche Aufnahmen mit viel Leben. Verschiedene Keilereien entspannen sich; einige Affen versuchten wegzulaufen, andere hinterdrein, doch boten ihnen die Dornbuschverhaue Halt. Dann fielen ineinanderverwickelte Gruppen hin und kugelten sich, während Osa und ich das gleiche vor Lachen tun zu müssen meinten. Aber das Futter ging zur Neige, und dann war es wirklich alle, obwohl sie noch eine Zeitlang weiter herumstöberten, um auch nicht das kleinste bißchen übrigzulassen. Wir nahmen sie nun nach beendigtem Kampf genauer in Augenschein und versuchten, die Verlustliste aufzustellen. Aber so sehr wir auch hinspähten, von Blut oder Wunden war nichts zu entdecken, obwohl wir angesichts des Krachs und Getümmels während der Katzbalgerei bestimmt geglaubt hatten, daß einige ordentlich etwas abbekommen haben müßten. Als sie sich davon überzeugt hatten, daß das Futter wirklich verzehrt war, rückten sie wieder flugaufwärts in Richtung Heimat ab.

„Das gibt ja prächtige Bilder, Martin“, meinte Osa, als ich meine Gerätschaften zusammenzupacken begann.

Ich machte meine Kamera auf, überzeugt, daß Osa recht hatte, aber im nächsten Augenblick fiel ich aus allen Himmeln; denn ein Blick verrät mir, daß der Film gerissen war, als die Kamera zu laufen begann. Ich hatte kein einziges Meter Film belichtet; mir war entgangen, was sicher das putzigste Bild war, das je eine Kamera Gelegenheit hatte, auf den Filmstreifen zu bannen.

Wir hatten fast jede Stunde, die wir in der Dornbuschsteppe weilten, alle Hände voll zu tun; Tag für Tag sahen und filmten wir Dutzende von Tieren. Manchmal knipsten wir sie zu Hunderten, und als eines Tages das Flimmern der heißen Luft Bäume, Berge und Tiere herumschaukelte, bis man bei einiger Phantasie darüber beinahe hätte seelkrank werden können, sah ich eine Giraffenherde, angesichts der ich mich denn doch fragte, ob ich den Verstand verloren hätte. 400 Meter weit von der Stelle an, wo ich im Schatten einer Zeltbahn saß, breitete sich eine Sandfläche, auf die die Sonne zweifellos mit ganz besonderer Kraft niederbrannte; denn über ihr flimmerte die Luft ganz außergewöhnlich stark. Dicht hinter dieser Sandfläche standen hier und da verstreut niedrige Bäume, zwischen denen dichtes Gras wuchs.

Ich döste in der Hitze so vor mich hin und tat nichts Besonderes, als ich auf einmal sieben Giraffen unmittelbar hinter der Sandfläche wahrnahm. Aber solche Giraffen wie diese hatte ich noch nie gesehen. Eine 4 oder $4\frac{1}{2}$ Meter hohe Giraffe ist kein Wunder weiter. Eine von 8 oder auch $8\frac{1}{2}$ Meter würde selbst heutzutage nicht gerade eine Unmöglichkeit darstellen. Aber jene Giraffen ragten, wenn ich Höhe irgendwie beurteilen kann, ganze 18 Meter auf und standen völlig frei da vor mir im Sonnenlicht. Ich war einen Augenblick derartig erstaunt, daß ich meinen Augen nicht trauen mochte. Ich tat gut daran; denn plötzlich machten sie kehrt und entfernten sich wieder, und im nächsten Augenblick schrumpften sie zusammen, bis sie die üblichen Größenverhältnisse aufwiesen: sie hatten den Bereich des Glimmerns über der überhitzten Sandfläche verlassen. Ich mußte natürlich lachen; denn Giraffen von einer solchen Höhe, wie jene Tiere sie besaßen zu haben schienen, sind doch gar zu lächerlich vorzustellen, geschweige denn zu sehen; dabei hatte ich sie tatsächlich erblickt.

Ich saß eine Stunde lang in meinem Stuhl und hoffte, noch irgendein anderes Herrbild der Natur zu schauen; doch nichts bot sich dem Blick. Ich möchte wissen, wie ein Nashorn wohl gewirkt haben würde, wenn es auf dieselbe merkwürdige Weise vergrößert worden wäre. Nun ist Afrika ein Land, wo solche Luftspiegelungen nichts Ungewöhnliches sind; aber Wüstenbilder sind Naturspiele, über die manch lächerliche Geschichten umgehen. Ich habe mir erzählen lassen, daß Reisende in tropischen Wüsten Städte als Luftspiegelung gesehen haben. Ich habe gehört, sie hätten Kamelkarawanen, Seen, Flüsse und Tümpel mit sämtlich auf dieselbe Weise trinkenden Eingeborenen erblickt, aber von diesen Wunderdingen glaube ich kein einziges Wort. Ich habe auf vielen Wüsten der Erde geweiht und zahlreiche Luftspiegelungen erlebt, aber eine Wüstenpiegelung ist teils Hitzewelle und teils Einbildung. Sie wird ganz durch übermäßig erwärmte Luft zuwege gebracht. Am Himmelstrand spiegelt das Wüstenbild Wasser vor, und jeder Baum, jeder Busch, jedes Tier zwischen Horizont und Beschauer wird verzerrt. Meist erscheinen solche Gegenstände vergrößert, manchmal aber auch verkleinert. Mitunter wird ein Tier völlig außer Form verzerrt, so daß es allem möglichen ähneln kann, was der Phantasie gerade einfällt. Eins aber ist sicher: Gegenstände hinter dem Himmelstrand erscheinen nicht auf der Luftspiegelung, so daß Erzählungen von Wüstenbildern, die Gegenstände von weiten Entfernungen wegnehmen und herbeiholen,

meines Erachtens leeres Gerede sind. Man kann ruhig behaupten, daß eine Luftspiegelung, auf der man Wasser zu erblicken vermeint, nicht aus größerer Ferne als zehn oder elf Kilometer stammen kann; sowie ferner, daß eine Luftspiegelung nichts anderes enthält als Dinge, die sich tatsächlich zwischen dem Himmelstrand und dem Beobachter befinden. Aber auch ohne Luftspiegelungen sahen wir mancherlei Reizvolles.

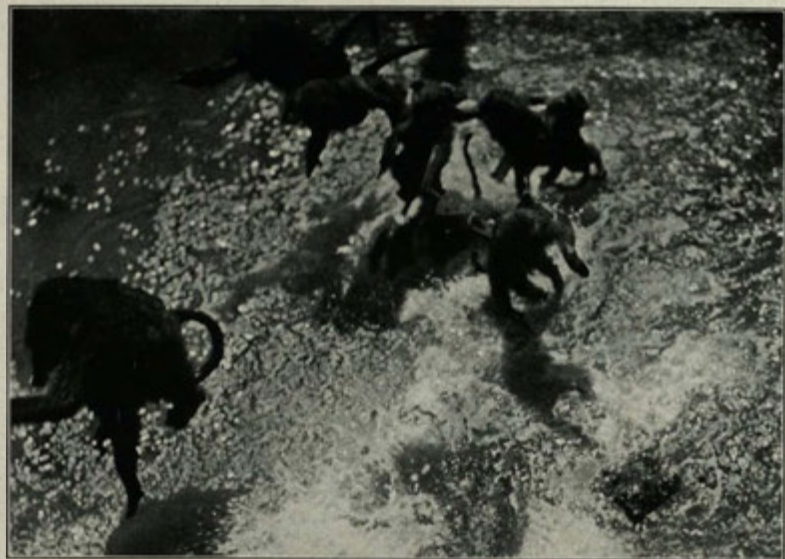
Hyänen waren natürlich allenthalben zu sehen und zu hören. Leoparden fanden sich ebenfalls überaus zahlreich; auch Löwen traten in die Erscheinung. Wir sichtigten zwar nicht allzu viele; aber wir vernahmen sie in jeder Nacht. Alle diese Tiere freilich hielten sich dem Lager ziemlich fern, mit Ausnahme der Hyänen, gegen die wir uns stets schützen mußten, wenn wir weg waren. Alles teilweise aus Leder Bestehende muß sorgfältig vor ihnen behütet werden. Sie scheinen es besonders darauf abgesehen zu haben, das Leder von Fernglas- oder Kamerataschen oder ähnlichen Gegenständen zu zerknabbern, und ein Ledergürtel scheint für eine Hyäne, die seiner habhaft werden kann, einen besonderen Leckerbissen darzustellen. Wenn wir daher das Lager einmal ohne Bewachung zurückließen, kamen solche Dinge stets unter Schloß und Riegel; denn die Hyänen haben uns im Lauf der Jahre schon viele Ledersachen entzweigemacht.

Zwei oder drei Tage blieben uns noch bis zum Abbrechen des Lagers, als wir nach einem besonders anstrengenden Tag uns früh zu Bett begaben. Wir alle waren müde. Wenn mich auch Löwengebrüll ziemlich dicht beim Lager aufweckte, so machte ich mir doch weiter keine Sorgen. Ich schlief wieder ein, ohne an Gefahr zu denken.

Unser Lager war nur klein und bestand außer dem Zelt, das Osa und ich teilten, dann dem, das Fritz benutzte, und dem Eßzelt nur aus zwei oder drei Grashütten, einem Kamerazelt und verschiedenen Unterschlupfen ohne Seiten, unter denen die Boys schliefen; jeder hatte als Bettstatt nur eine gegerbte Haut, auf der er lag.

Das Löwengebrüll hatte mich also wohl aufgeschreckt, doch war ich wieder eingeschlummert, ohne mir darüber Gedanken zu machen. Ich mochte etwa eine oder zwei Stunden geschlafen haben, als mich plötzlich der Aufschrei eines Boys derart auffahren ließ, daß ich mich aufgerichtet hatte, ehe ich mir bewußt war, wach zu sein.

Auch Osa hatte sich auf ihrem Feldbett auf der andern Seite des Zelts aufgerichtet; denn ich sah, wie sich der Umriß ihres Kopfes gegen das schwache Grau der schrägen Zeltbahn abhob.



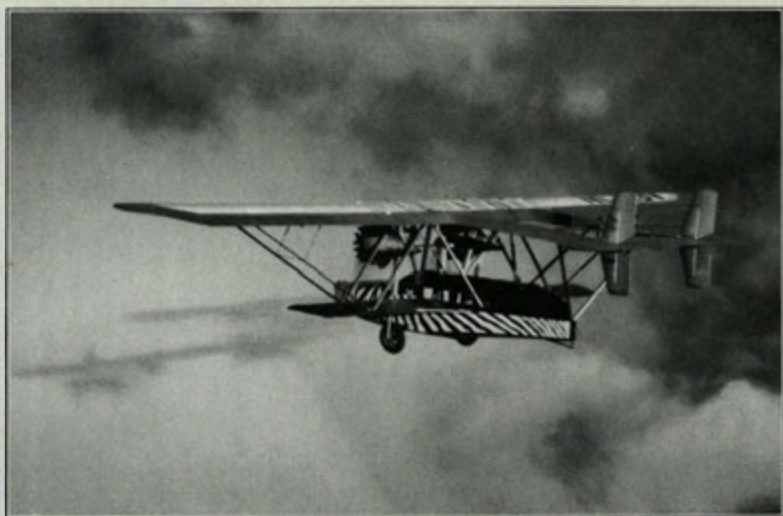
Paviane auf der Flucht.

Paviane flüchten über einen kleinen Fluß. Sie waren vor dem Wasser nicht weiter bange und schienen sich darin wohl zu fühlen. S. 147.



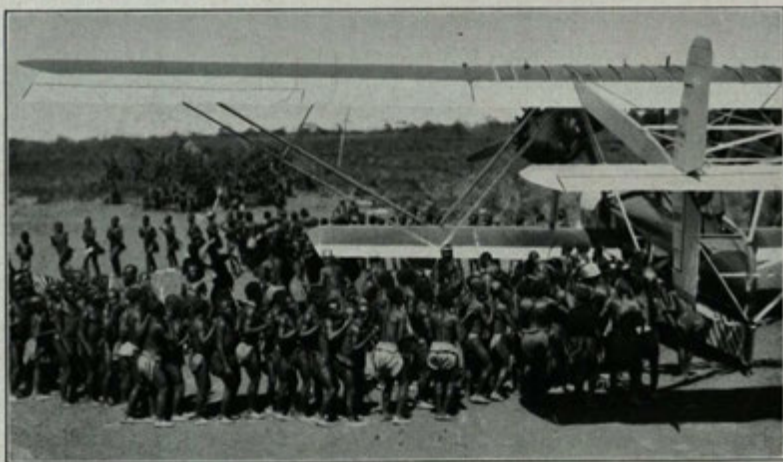
Neben dem Wald der Zwerge.

Unser Landungsstreifen beim Ituri-Urwald in Belgisch-Kongo. Nur wenige Kilometer ab liegt im dichten Wald die Heimat des Volks der Zwerge, die nicht gern in das heiße Sonnenlicht herauskommen. S. 161.



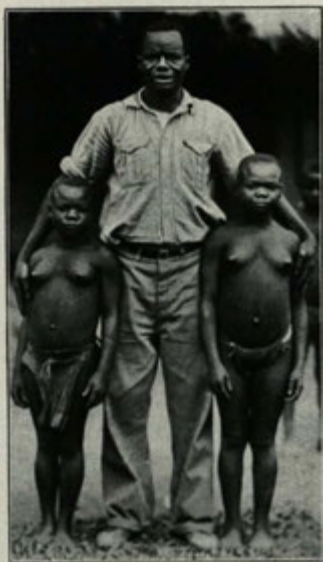
Schatten auf den Wolken.

Ein reizvolles Schattenbild auf den Wolken, anderthalb Kilometer über dem Boden; der Schatten des großen Flugzeugs berührt den des Kleinen, von dem aus ich Ausnahmen machte. S. 117.



Zehnpersonenflugzeug mit 36 Zwergen.

Die Zwerge steben Schlange und bissen, mitsiegen zu können. Wie wir eigentlich das Fliegen bewerkstelligten, war ihnen völlig gleichgültig; aber sie flogen für ihr Leben gern. Einmal hatten wir 36 Mann in der Kabine verstaut. S. 165 f.



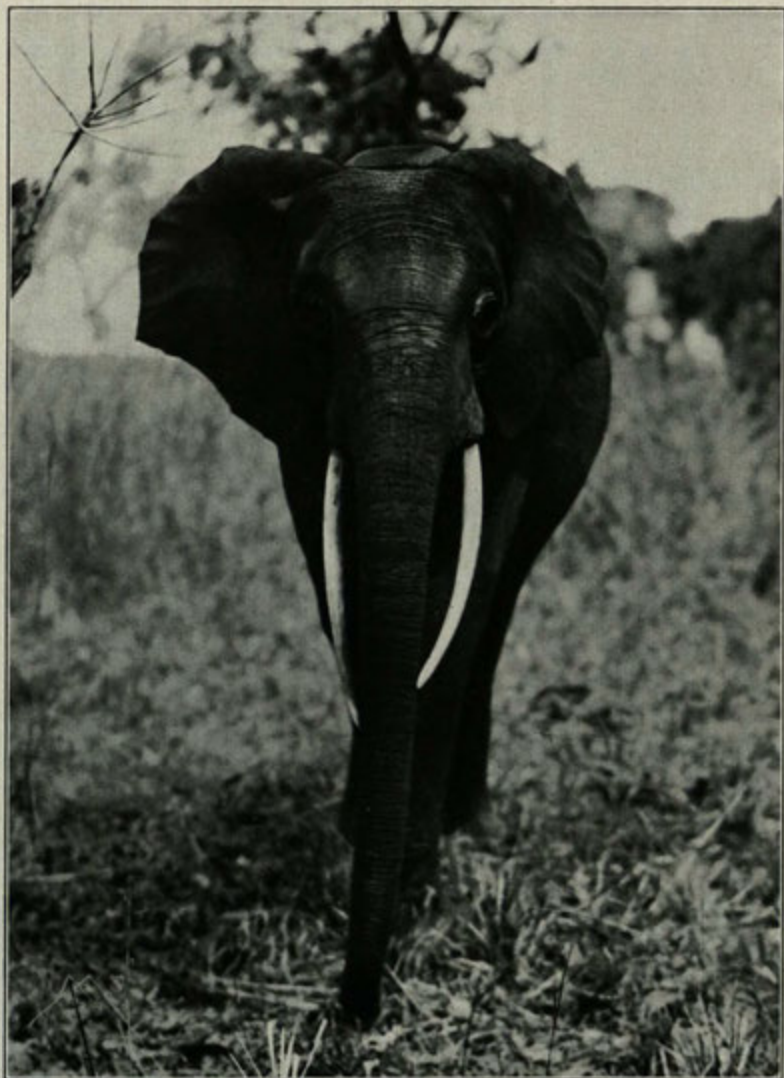
Gegensätze.

Orangi, unser Oberboy, und zwei kleine Pygymädmädchen. Orangi ist 1,68 m groß, während die Mädchen von durchschnittlicher Pygymädengröße (etwas 1,18 m) sind. S. 165.



Die glücklichsten Wilden auf der Erde.

Vern, ich und Osa mit einer Zwergengruppe. Die glücklichsten Wilden auf Erden, denken die Zwergie nie an morgen oder gestern; sie leben nur in der Gegenwart. S. 165.



Kongo-Elefant.

Dies schöne junge Elefantenweibchen aus dem Ituri-Urwald im belgischen Kongo war so neugierig, daß es mehrmals auf uns zu- und wieder zurücktritt, ehe es sich entschließen konnte, weiterzuwandern. Die Stoßzähne sind sehr dünn, — wie die aller Kongo-Elefanten. Selten wiegen in diesem Teil Afrikas die Stoßzähne von Weibchen mehr als 55 Pfund.

Kaum hatte uns das Geschrei des Boys aufgeweckt, da hörten wir auch schon die flüchtenden Füße irgendeines Tieres, das über unsere Zeltleinen dahinstürmte und beim Rennen etwas mitschleppte.

Mir stockte das Blut vor Entsetzen. Wie hatte ich nur das Löwengebrüll nicht beachten können! Das Tier konnte auch vorhin nicht weiter als ein paar hundert Meter vom Lager entfernt gewesen sein. Aber jetzt — was tun?

Sämtliche Boys kreischten mittlerweile wie irrsinnig; ich konnte deutlich hören, wie sie die Verfolgung des enteilenden Tiers und seiner Beute aufnahmen. Was eigentlich vorgefallen war, konnten wir natürlich nicht im mindesten ahnen; doch griffen wir nach unsern Büchsen, und als wir im Nachtgewand aus dem Zelt sausten, konnten wir die Eingeborenen hören, die schreiend hinter dem Tier und seinem Opfer herannt.

Fritz war ebenfalls aus seinem Zelt gekommen, die Büchse in der Hand, und fragte sich wie wir, welcher Unheil uns befallen hatte. Jeder Boy im Lager war weg, und in einem ihrer Schlafplätze war das Unterste zu oberst gekehrt; hier mußte etwas vorgefallen sein, worüber wir nur Vermutungen anstellen konnten. Wenn sich jener Löwe tatsächlich ins Lager geschlichen und einen der Boys geraubt hatte, mußte ich mir die schwersten Vorwürfe machen.

„War es ein Löwe, Fritz?“ fragte ich.

„Ich weiß nicht“, gab er zur Antwort. „Ich hab' nichts gehört, bis die Boys schrien.“

„Hat er einen der Boys gepackt?“ fragte Osa mit angstverschleierter Stimme. „Ach, Martin, wir hätten doch mehr aufpassen sollen!“

In weiter Ferne schrien die Boys immer noch, und ich horchte hin. Sie waren ganz aufgereggt. Darüber bestand gar kein Zweifel; doch konnte ich mir nicht denken, daß sie genau so geschrien hätten, wenn einer von ihnen von einem Löwen geraubt worden wäre.

Jetzt aber schienen sie zurückzukehren; ab und zu vermeinte ich, fast so etwas wie Fröhlichkeit in ihren Stimmen zu unterscheiden. Schließlich war ich dessen ganz sicher. Bestimmt hatte es kein Unglück gegeben, obwohl wir immer noch keine Ahnung hatten, was eigentlich los war.

Schreiend kamen sie ins Lager zurück, wo wir inzwischen ein Lagerlicht angezündet hatten; nun hörten wir auch, was vorgefallen war. Die Boys schliefen ja auf gegerbten Häuten in einem Unterschlupf;

einer von ihnen, der das Pech hatte, auf der Außenseite zu liegen, merkte plötzlich, wie seine Bettstatt unter ihm unvermittelt weggezerrt wurde. Er war selbstverständlich auf der Stelle wach und startete einer Hyäne mitten ins Gesicht. Daher sein Gebrüll!

Die Hyäne nahm natürlich mit der Haut im Maul hastig Reißaus, während die andern wachgeschreckten Boys zu schreien begannen, ehe sie noch wußten, was eigentlich los war. Ein paar Worte aus dem Munde ihres beraubten Gefährten klärten sie indes rasch auf, und im Nu sausten sie, aus Leibeskräften brüllend, hinter dem Räuber her. Sie jagten ihm die Haut auch wieder ab und schienen riesigen Spaß an der Geschichte zu haben. Osa, Fritz und mir aber war nicht so vergnüglich zumute. Der Löwe unserer Einbildungskraft war uns doch arg wirklich vorgekommen.

Erst einen oder zwei Tage nach dem Hyänenerlebnis begannen wir, das Lager abzubrechen. Unsere „Serien“ waren recht anstrengend gewesen, aber wir fühlten uns sehr glücklich. Wir hatten vorgehabt, sehr wenig in der Dornbuschsteppe zu unternehmen. Statt dessen hatten wir die Freude gehabt, sehr viel zuwege zu bringen. Aber so ist es uns schon öfter gegangen, und nicht zuletzt darum ist unsere Arbeit so fesselnd. Doch nicht allein unsere Lichtbildnerei ist reizvoll. Das Lagerleben hat seine eigenen Freuden.

Dort in der Dornbuschsteppekehrten wir gewöhnlich müde, hungrig, dornenzerkratzt und ameisenzerbissen ins Lager zurück. Wir waren natürlich immer in bester Stimmung, wenn ein erfolgreicher Tag mit den Tieren der Wildnis hinter uns lag; aber beinahe jeder einzelne Tag war eben von diesem Gesichtspunkt aus erfolgreich. Wenn dann nun die Sonne sich zum Himmelrand niedersenkte und wir zum Lager zurückmarschierten, erspähte uns Wah, unser Gibbonaffe, und kam uns entgegengeläufig, die langen Arme ausgestreckt, um sich im Gleichgewicht zu halten, während die Spinnenbeine einwärtsgekehrt über den Boden hasteten. Er warf sich dem ersten, den er erreichte, an die Brust und lachte wie ein Kind — so groß war seine Freude, uns wiederzusehen, nachdem wir den ganzen Tag weggewesen waren. Dann stürzten die vier Gepardkleinchen heraus und zupften uns spielend an den Hosens; steifbeinig umsprangen sie uns wie junge Hunde und wollten, daß wir mit ihnen spielten. Das machte im allgemeinen Wah eifersüchtig, und er fuhr gegen eines los. Die andern drängten sich herzu, und eine allgemeine Balgerei setzte ein — kein ernstes Hader, denn sie

waren alle Freunde, sondern eine harmlose Kauferei —, und die Tschittas blieben stets Sieger, worauf Wah ankam und jemandem auf die Schulter hüpfte, um Schutz zu suchen.

Wenn wir im Lager ankamen, stand stets Tee mit Zwieback bereit; denn die Zeltboys und der Koch sahen uns schon von weitem. Nach einer Tasse Tee oder auch zweien begaben wir uns dann in unser Zelt, nahmen ein warmes Bad, das unser harrete, zogen uns um und spürten auf einmal, daß wir nicht mehr müde waren. Vielmehr fühlten wir uns ausnahmslos pudelwohl. Osa ging dann zum Koch und beaufsichtigte das Abendbrot, während ich daranging, Platten und Filme auszuwechseln, um so die Arbeit des andern Tages vorzubereiten. Fritz sammelte die Gewehre und sorgte dafür, daß Orangi sie richtig sauber machte; denn auf Safari wird jede Büchse allabendlich gereinigt, ob man nun damit geschossen hat oder nicht. Dann wird sie für die Nacht eingefettet, und jeden Morgen wird das Fett wieder abgewischt und die Büchse für die Tagesarbeit fertiggemacht.

Vier Büchsen waren stets geladen und schuffertig. Fritz, Osa und ich legten unsere Gewehre immer auf kleine Segeltuchstreifen an den Seiten unseres Bettes. Neben jede Büchse stellten wir eine Taschenlampe, damit wir gegen jedes herumschweifende Tier gewappnet waren, das sich etwa während der Nacht in unser Lager verlieh. Die Schwarzen dürfen natürlich keine Schußwaffen besitzen; aber wir gestatteten Orangi immer, nachtsüber eine bei sich zu haben. Er verstand etwas von Gewehren, und wenn er auch kein guter Schütze war, so zeigte er sich doch beherzt und konnte eine Büchse bedienen, wenn etwa ein größeres Tier sich der Lagerstatt der Boys allzusehr näherte.

Das Zelt braucht wirklich keine Mühseligkeit zu bedeuten. Unsere Lager sind immer gemütlich und unsere Mahlzeiten immer gut. Im Gegensatz zu dem, was die meisten Leute sich so vorstellen, leben wir wirklich üppig. Solche Mittagessen, wie wir sie uns gewöhnlich im Lager aufstischen lassen, leisten wir uns daheim nur ganz selten einmal. Wir haben im allgemeinen zum Beispiel einen Cocktail oder einen Whisky und Soda, dann eine Vorschüssel mit Kaviar, Anchovis, gefüllten Eiern oder ein ganz köstliches Mischgericht, das Osa aus kleingehackten Sardinen und Gewürzen zubereitet. Der nächste Gang ist eine Vogels-, Fisch- oder Antilopenfleischsuppe. Dann folgt etwa ein Antilopenbraten oder sonstiges Wildbret, Vogelfleisch oder Fisch, gekocht oder geschmort. Uns steht natürlich stets Gemüse in Dosen zur Ver-

fügung; aber manchmal finden wir tagsüber wilden Spargel oder Pilze oder Spinat. Wir führen immer Kartoffeln und Zwiebeln mit; denn sie halten sich im allgemeinen die ganze Dauer einer durchschnittlichen Safari, wenn man sie alle paar Tage im Schatten ausbreitet, um sie vor dem Verschimmeln zu schützen. Ehe wir auf Safari ausziehen, kauft Osa frische Butter und knetet Salz hinein, bis wir halb Salz, halb Butter haben. Wenn die Butter gebraucht wird, wäscht sie nur das Salz heraus. Außerdem gehört eine sehr schöne Dosenbutter zu den Beständen unserer Speisekammer. Zur Zubereitung von Brot, Pfannkuchen und Kuchen hat Osa präpariertes Mehl mit, das man uns in Amerika in keimfreie Einpfundbüchsen einlötete. Dies Mehl hält sich fast ewig; es wird so präpariert, daß man nur Wasser oder Büchsenmilch hinzuzutun braucht, um in kürzester Zeit vortreffliche Zwiebade, prächtiges Brot oder Teegebäck zu bekommen. Als Nachtisch gibt es bei uns sämtliche Dosenfrüchte, während Osa Meisterin in der Kunst ist, mit Straußeneiern oder Eipulver Puddings und Torten zuzubereiten. Aber damit ist unser Speisezettel noch lange nicht erschöpft. Man sieht, daß wir nicht schlecht leben und immer eine bunte Auswahl herrlichster Gerichte zur Verfügung haben.

Nach dem Abendbrot sitzen wir gewöhnlich am Lagerfeuer und besprechen die Ereignisse des Tages oder die Pläne für den kommenden Morgen. Ab und zu halten wir inne und lauschen den reizvollen Lauten der Tiere in der Nacht — ein Löwe brüllt in der Ferne, Hyänen heulen oder lachen, Schakale kläffen, ein Leopard knurrt. Nachtvögel sind ständig rege. Kleinaffen und Paviane zanken sich nicht weit von uns ab — sie lassen sich für die Nacht in den Bäumen nieder; mitunter dringt aus der Ferne das Trompeten von Elefanten herüber, während die Boys stets am andern Ende des Lagers um ihr eigenes Lagerfeuer herum lachen und die Abenteuer des Tages bereden. Allmählich verstummen die Schwarzen. Orangi kommt zu mir, grüßt und fragt: „Schauri a Rescho?“ Wörtlich übersetzt heißt das: „Geschäft von morgen?“ Was er aber sagen will, ist dieses: „Was wird für morgen befohlen?“ Ich gebe ihm an, was wir vorhaben, er grüßt wieder und geht zurück zu seinem Zelt.

Dann begeben wir uns zur Ruhe. Wie gut liegt sich's in unsern Luftmatratzenbetten! Ich meine, ich habe kaum die Decken über mich gezogen, da bin ich auch schon fest eingeschlafen — keine Träume, kein Herumwälzen — ein guter, tiefer, ungestörter Schlaf (wenn nicht ge-

rade ein Tier sich ins Lager verirrt) —, und um 4 Uhr morgens weckt uns Suku, unser Zeltboy. Im Nu sind wir aus den Betten, völlig munter, wenn unsere Füße den Boden berühren, ohne jede Benommenheit, wie wir sie in den stickigen Zimmern der Städte verspüren — ohne daß es uns jemals wie Blei in den Gliedern liegt. Unser Geist ist klar, unsere Muskeln sind gestählt, und wir können es gar nicht erwarten, auf neue Abenteuer auszugehen. Wir beginnen jeden frischen Tag mit dem Gefühl, daß wir selbst und die Welt in bester Ordnung sind. Man hat viel über die ungesunden Tropen geschrieben. Ich habe sie nie so gefunden. Wer sich mit dem Essen, dem Wasser und den körperlichen Anstrengungen vorsieht und die einfachen Arzneien schluckt, mit denen man die Malaria und einige andere verhütbare Krankheiten abwehren kann, lebt meines Erachtens auf Safari entschieden länger und fühlt sich gesunder und glücklicher als inmitten der Kultur.

Im Walde der Zwerge

Wir hatten schon vor unserer Abreise von Amerika vorgehabt, irgendwann während unserer Lustreise den Zwergvölkern einen Besuch abzustatten, die in dem riesigen Ituri-Urwald tief im Innern Belgisch-Kongos hausen. Bereits vor etwa zehn Jahren hatten Osa und ich Gelegenheit gehabt, etwas von diesen fesselnden Leutchen zu sehen, und vor drei Jahren drehten wir einen Film „Kongogorilla“, der zum größten Teil im Ituri-Urwald spielt. Wir wußten also schon einiges über die Pygmäen, und da wir sie liebgewonnen hatten, wollten wir sie erneut auffuchen. Als wir nunmehr aus der Dornbuschsteppe nach Nairobi zurückgekehrt waren, beschloßen wir, unsere längst gehegte Absicht zur Tat werden zu lassen. Leider konnten wir nicht allzulange im Urwald bleiben; denn die Regenzeit mußte bald einsetzen; wir hatten überdies an den Hängen des Kilimandscharo Dringendes zu erledigen.

Der große Wald, in dem die Zwergvölker hausen, liegt westlich vom Albertsee, der einen Teil der Grenze zwischen Uganda und Belgisch-Kongo bildet. Ganze 68000 Geviertkilometer umfaßt dieser riesige Urwald, und wenn auch die belgische Regierung in den vergangenen Jahren hier und da Straßen angelegt hat, wenn sie auch gelegentlich Amtssitze für Regierungsvertreter hat entstehen lassen und auch sonst darangegangen ist, die Herrschaft über die Gegend auszuüben, so gibt es doch noch große Landstriche, die noch nie von Weißen aufgesucht worden sind.

Diesen gewaltigen Urwald hat Stanley entdeckt; nach ihm wird er auch noch manchmal benannt. Mitunter heißt er auch der Kongo-Urwald oder der Pygmäen-Urwald; aber immer mehr bürgert sich der Name ein, der auf den Fluß zielt, der ihn durchfließt — den Ituri. Dieser Urwald ist das größte noch vorhandene Überbleibsel des riesigen Waldes, der einstmals anscheinend ganz Äquatorialafrika bedeckt hat; manche merkwürdige Geschichte ist über ihn im Schwange.

An den Ufern gewisser Flüsse, die den Ituri-Urwald durchströmen, finden sich die sogenannten Galerieformationen; wenn man auf diese stößt, gewahrt man in dem sonst undurchdringlich anmutenden Wald dichtgedrängte lückenlose Reihen — „Säulengänge, ägyptischen Tempelhallen ebenbürtig“, die, wie Schweinfurth sagt, „in ewig tiefen Schatten gehüllt und von aufeinandergelagerten Laubdecken oft dreifach überwölbt sind; von außen betrachtet erscheinen sie wie eine undurchdringliche Wand des dichtesten Blattwerks; im Innern eröffnen sich dagegen überall Laubgänge unter den Säulenhallen, voll murmelnder Quellen und Wasseradern*“.

In dies Gebiet also wollten wir uns begeben. Da man dort unmöglich Benzin bekommen konnte, war es erforderlich, daß wir einen gewissen Vorrat vorausschickten. Auch mußte ein Landungsfeld für uns angelegt werden, und die von uns ausgesandte „Vorexpedition“ brauchte in diesem Falle eine ungewöhnlich lange Zeit, um alles für unsere Ankunft vorzubereiten.

Wochen vor unserm Abflug schon schickten wir also Bob Moreno und Fritz Malewsky im Kraftwagen, im Boot und zu Fuß voraus. Lange Monate vor ihrem Ausbruch hatte ich ihnen die Wege geebnet und mir die erforderlichen Genehmigungen von der belgischen Regierung verschafft sowie Behördenvertreter für unsere Pläne gewonnen. Man ersieht daraus, daß eine Luftstrecke über Afrika nicht ohne gründliche Vorbereitungen durchführbar ist. Schließlich kam aber die Zeit, wo Osa, Vern und ich losfliegen konnten. Bob und Fritz mußten schon lange Belgisch-Kongo betreten haben, und wir konnten nur hoffen, daß sie mittlerweile für uns einen Flugplatz in der Nähe der ihnen von uns angegebenen Stelle angelegt hatten.

Der Morgen, an dem wir starteten, war herrlich klar, und als wir erst den Flughafen Nairobi hinter uns hatten, nahm Vern ein wenig Kurs nach Nordwesten. In Entebbe am Nordufer des Viktoriassees wollten wir unsere erste Zwischenlandung machen, etwa 300 Kilometer vor der Grenze von Belgisch-Kongo.

Wenn man sich solche Luftreisen leisten kann, vermag man sich nur schwer vorzustellen, daß noch vor 48 Jahren Stanley wahrheitsgetreu von eben der Gegend, die wir aussuchen wollten, schreiben konnte: „160 Tage lang marschierten wir durch Wald, Busch und Dickicht,

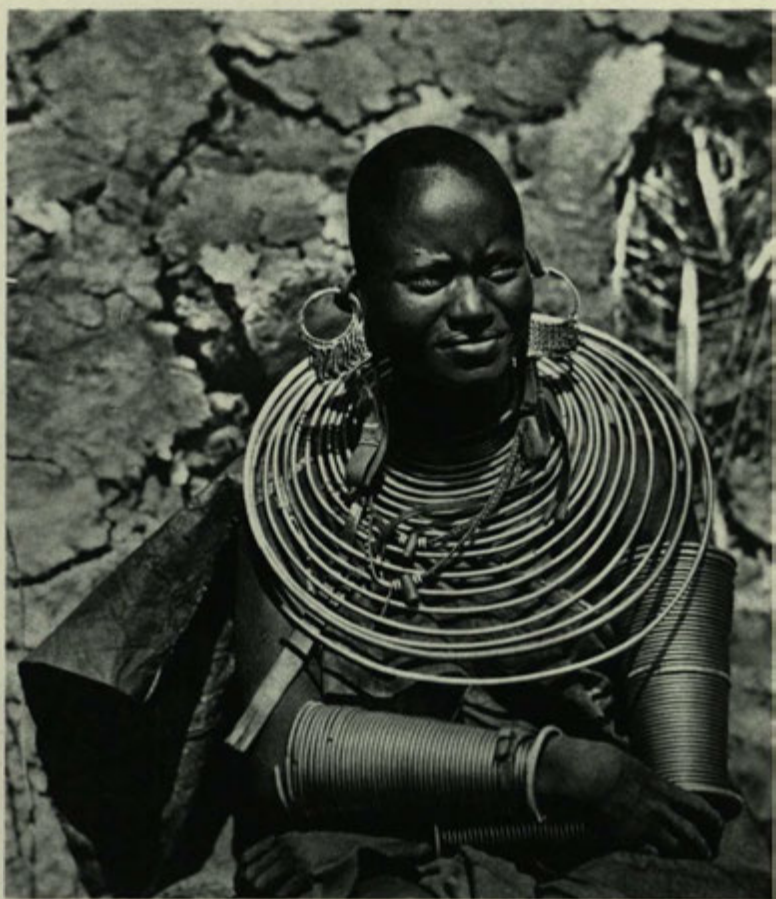
* Schweinfurth, „Im Herzen von Afrika“. Leipzig, S. A. Brockhaus, 1922, Seite 260 f.

ohne auch nur ein Fleckchen Rasen von der Größe eines Zimmerfußbodens zu erblicken. Nichts als Meilen und aber Meilen, endlose Meilen Urwald.“ Hungerqualen, Sieber und die Feindseligkeit der Eingeborenen waren auf diesem schrecklichen Marsch etwas Alltägliches; während seiner zur Verzweiflung bringenden Dauer verlor Stanley die volle Hälfte seiner Leute, ehe er endlich den Albertsee erreichte. Wir aber trafen bereits vier Stunden oder ein klein wenig mehr nach dem Abflug von Nairobi in Entebbe ein! Um in die Gegend vorzudringen, die wir aufsuchen wollten, sah sich Stanley genötigt, eine Begleitmannschaft zusammenzustellen, die schon ein kleines Heer darstellte; nur so konnte er hoffen, der gewaltigen Schwierigkeiten des Weges Herr zu werden. Wir aber flogen in ein paar Stunden in aller Gemütlichkeit hin. An Stelle eines Heerhaufens von Hunderten und aber Hunderten von Eingeborenen hatten Osa und ich nur Vern Carstens, Helen Joyce — meine Sekretärin, die vor kurzem von Newyork hergefahren war, um mir all den Kleinkram abzunehmen, in dem ich allmählich ersticke — und ein paar von unsern Boys mit. Nun lagen nach einer einzigen Etappe von Nairobi der Albertsee und der Rand des Kongo-Urwalds bloße zwei oder drei Flugstunden vor uns. Man kann da schon behaupten, daß auch Afrika sich verändert hat!

Wir verbrachten die Nacht recht behaglich in Entebbe und flogen am andern Morgen zum Albertsee weiter. Schräg über Uganda ging unser Kurs, über schönes, gewelltes Land, das mit unzähligen Bugandadörfern besät war; dann sichteten wir die funkelnden Wasser des Albertsees vor uns. Hinaus über den See steuerte Vern das Flugzeug; schließlich ging er an der Nordspitze nieder; er rollte zur kleinen belgischen Regierungstation Mahagi ans Ufer. Hunderte aufgeregter Schwarzer kamen uns entgegengeläufen, und als wir an Land stiegen, begrüßte uns ein einsamer und sehr erstaunter belgischer Beamter auf Französisch. Niemand von uns konnte freilich Französisch, und der Beamte verstand kein Englisch. Trotzdem hatte er uns in einer Stunde abgefertigt; alle unsere Papiere waren mit Sichtvermerk und Stempel versehen und die nötigen Eintragungen vorgenommen.

Nun konnte die Reise zum Ituri-Urwald weitergehen. So stiegen wir denn wieder ins Flugzeug, rollten zum See hinaus und bewerkstelligten einen ungemütlichen Abflug, denn die Wellen gingen hoch.

Dann flogen wir länger als zwei Stunden über den nördlichen Teil des Ituri-Urwaldes — desselben, durch den sich Stanley 160 Tage



Eine Mursi-Frau.

Dies Bild stammt von den Sängen des Kilimandscharo. Diese Frauen sind wahrscheinlich die am sorgfältigsten aufgezogenen in ganz Afrika. Der einmal angelegte Tracht wird nie wieder abgetan; ihn beschaffen die Männer, die darum oft lange Reisen zu den Handelsstationen machen. S. 172.



Krieger im höchsten Putz.

Ein junger Kikuyu. In der Kindheit vertraut man ihnen kleine Rälber-, Schaf- und Ziegenherden an. Später bilden sie größere Trupps ihrer Haustiere; es folgen etwa zwei Jahre, wo sie ausschließlich Krieger sind; dann wählen sie eine Lebensgefährtin und pflegen der Muße; ihre Frauen verrichten alle Arbeiten.

lang hindurchgekämpft hatte. Ab und zu sichteteten wir unter uns Elefantenherden. Hier und da auf den winzigen Lichtungen waren Eingeborenendörfer zu erkennen. Wir überflogen eines in geringer Höhe, und die Wilden rannten erschrocken in Deckung, genau so wie eine Schar geängstigter Hühner. Ein Stück weiter wirbelte eine Büffelherde eine Staubwolke auf, die hinter ihnen her zog. Ein riesiger Flug Tropenvogel flatterte plötzlich mitten vor uns auf, und Vern mußte in die Schräglage gehen und unvermittelt kurven, um ihnen auszuweichen.

Da geschah ganz plötzlich das Wunder!

Schon lange hatten wir als Reiseziel die kleine Siedlung Gombari am Rande des Ituri-Urwaldes gewählt. An diesen Ort hatten wie vor Wochen Bob und Fritz entsandt. Wir besaßen nun zwar eine Karte, auf der Gombari verzeichnet stand, aber Karten von einer solchen Gegend sind nicht viel wert. Im allgemeinen behindern sie sogar nur; denn Flüsse, Seen und Täler, die man klar erkennt, finden sich nur allzu häufig überhaupt nicht auf den Karten, während Flüsse, Seen und Täler, die kein Gegenstück in der Wirklichkeit haben, dick und frech daraufstehen.

So war Gombari für uns lediglich ein Punkt am Rande des Ituri-Urwaldes. Wir hatten nur allzu wenig Wegweiser im Gelände, die uns helfen konnten, ihn zu finden. Wir rechneten tatsächlich schon damit, ziemlich lange herumsuchen zu müssen, ehe wir den Ort überhaupt ausmachten; aber auf einmal sahen wir unmittelbar vor uns die Grasdächer, die unser Reiseziel darstellten. Zu dem vortrefflichen Steuern Verns hatte sich wohl noch ein bißchen Glück gefellt.

Wir umkreisten das Dorf sorgfältig und sahen dann die Flagggen, die auf einer Lichtung ausgesteckt waren und uns angaben, wo wir landen mußten. Bob und Fritz hatten mit Hilfe der belgischen Beamten am Ort gute Arbeit geleistet, und wenn das Landungsfeld auch nicht allzu ausgedehnt war, so erfüllte es doch seinen Zweck. Wir kurvten nun, wo wir ihn gefunden hatten, in den Landeplatz ein und erkannten Bob, Fritz und die Belgier, dazu ich weiß nicht wie viele Hunderte Eingeborene, die sämtlich erstaunt nach oben starrten. Nicht ein Dutzend von den tausend oder noch mehr Menschen, die dort warteten, hatten je ein Flugzeug erblickt, und selbst die Eingeborenen, denen man von der Maschine erzählt hatte, die da angefliegen kam, glaubten die Geschichte einfach nicht. Der Gedanke, daß Weiße

von den Wolken herniederkommen sollten, war denn doch gar zu albern! Immerhin vermuteten sie, daß irgend etwas Ungewöhnliches sich ereignen würde, und so waren sie kilometerweit aus der Kunde zusammengeströmt, um zu sehen, was es wohl geben würde.

Wir kurvten noch einmal über dem Platz; im Tiefenflug ging es über die Köpfe der erstaunten Versammlung hinweg. Die Schwarzen sprangen aufgereggt herum; sie hoben die Hände, zeigten, riefen. Dann erspähten wir drüben am Rande des Waldes, nur halb sichtbar, eine andere Gruppe. Wir flogen hin, dicht über ihre Köpfe, und fast augenblicklich verschwanden sie zwischen den Bäumen. Es waren Pygmäen, denen der Lianentelegraph der Eingeborenen die Kunde von unserer erwarteten Ankunft gebracht hatte. Sie waren natürlich neugierig geworden und hatten sich eingefunden; aber als der große Vogel so niedrig über ihnen hinwegflog, hatten sie es mit der Angst bekommen und waren sogleich geflüchtet. Noch einmal kreisten wir über dem Flugplatz, ehe wir landeten. Dann bumsten und rollten wir über den nicht allzu ebenen Boden. Wir wendeten und wollten zurückrollen, aber die jubelnde, kreischende Menge umflutete uns. Bob und Fritz versuchten krampfhaft, die Eingeborenen vor uns wegzutreiben, aber vergebens. Eine Minute lang sah es so aus, als sollten ein paar Schwarze von den Luftschauben zerstückelt werden. Aber da gab es Vern auf und schaltete die Motoren aus. Die Gefahr, das Flugzeug weiter durch die unbeherrschbare Menge rollen zu lassen, war viel zu groß.

Aber mit dem bloßen Anhalten war es nicht getan. Die Horde der verblüfften und neugierigen Eingeborenen versuchte nunmehr, auf allen Teilen des Flugzeugs herumzukrabbeln; über eine Stunde hatten wir unsere liebe Not, sie abzuwehren. Nicht etwa, daß auch nur ein einziger etwas hätte beschädigen oder gar stehlen wollen. Aber so viele neugierige Hände konnten auch ohne Absicht leicht Schaden anrichten.

Endlich aber kam uns Hilfe von oben in Gestalt eines schweren tropischen Platzregens. Die Gewitterwolken ballten sich zusammen, die Blitze zuckten, und schweres Gedonner grollte über unsern „Flugplatz“. Dann begann der Regen in gewaltigen Güssen herniederzuströmen; er vertrieb die Eingeborenen, die scharenweise Reißaus nahmen, so daß wir das Flugzeug verhältnismäßig ungestört anpflöcken konnten. Alle Schwarzen scheuchte das Unwetter indes doch nicht weg; als

wir dabei waren, das Flugzeug zu sichern, gewahrten wir plötzlich, wie eine zögernde Schar Pygmäen sich uns schüchtern vom Walde her näherte.

Nun waren die Pygmäen gerade die Leutchen, derenthalb wir gekommen waren. Vor zehn Jahren hatten Osa und ich an ebendiesem Ort gewilt. Aus dem Grunde hatten wir ja beschlossen, hier zu landen. Unter der unschlüssigen kleinen Gruppe schwarzer Zwerge, die nun zögernd herankam, entdeckten wir richtig verschiedene Pygmäen, die wir bei jenem Besuch vor zehn Jahren kennengelernt hatten. Zudem erkannten auch sie Osa wie mich, und groß war ihre Freude.

Wie lange diese winzigen Bürger des Ituri-Urwalds in seinem auf keiner Karte verzeichneten Irngarten schon wohnen, kann auch der gelehrteste Mann der Wissenschaft nicht angeben. Wie sie dorthin kamen, warum sie so klein bleiben und wie ihre Entwicklung oder Nichtentwicklung vor sich ging, weiß kein Mensch. Das eine aber steht fest: bis noch vor sechs oder acht Jahren stellten sie für den Durchschnittsbefucher des Ituri-Urwalds kaum mehr als Schatten im Dickicht dar, die im gleichen Augenblick, wo sie auftauchten, auch schon wieder verschwanden. Aber mit dem Vordringen der belgischen Beamten und den häufigeren Besuchen von Forschungsreisenden und Wissenschaftlern haben in jüngster Zeit wenigstens einige Pygmäen Gelegenheit gehabt, die seltsamen großen weißen Männer zu sehen und kennenzulernen; sie haben gemerkt, daß ihnen von diesen merkwürdigen Wesen aus einer Welt, die sich ein Pygmäe nicht einmal vorstellen kann, keine große Gefahr droht. Das hat zur Folge gehabt, daß sie allmählich immer weniger scheu geworden sind, daß sie sich jetzt schon eher zeigen und daß zumindest einige von ihnen aus eigenem Antrieb in die Dörfer der größeren Eingeborenen kommen, um die Weißen, die sich dorthin begeben, zu sehen und ihrerseits gesehen zu werden.

Die Regierungsstation von Gombari steht nun auch schon zehn oder ein Dutzend Jahre dort; so haben sie denn die Überzeugung gewonnen, daß die Weißen, die dort leben, wirklich die Freunde aller Pygmäen im ganzen Ituri-Urwald sind. Sie haben also die Angst vor den Weißen und den Eingeborenen, die am Waldrand wohnen, überwunden.

Als Osa und ich Gombari damals aufgesucht hatten, waren diese Zwerge wirklich Wilde gewesen; wir hatten ihnen in den Wald nachgehen müssen. Aber wir hatten ihnen Geschenke gebracht, unter

andern Salz, und uns so mit ihnen angefreundet. Seitdem haben sie nun erfahren, daß sie vor niemandem in Gombari Furcht zu haben brauchen. Aus allen diesen Gründen heraus im Bunde mit ihrer unstillbaren Neugier waren sie jetzt schüchtern im Regen aus dem Walde gekommen.

Ihr Besuch währte indessen nur kurze Zeit; denn das Unwetter wurde zusehends stärker; es trieb sogar die nackten Zwerge in den Wald zurück und drängte uns, mit dem Flugzeug zu Rande zu kommen, damit wir in einer Grashütte mit drei Räumen, die man uns angewiesen hatte, Unterschlupf finden konnten.

Der Regen rauschte in einer regelrechten Sintflut die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag hernieder und fesselte uns an unsere Hütte, gab uns aber reichlich Zeit, unsere Kameras und Linsen sauber zu machen und so unsere Arbeiten vorzubereiten; denn wenn es sich aufklärte, wollten wir Aufnahmen machen. Den ganzen Tag über ließen es sich die Eingeborenen, die dringende Geschäfte vorschützten, nicht nehmen, an unserer Hütte vorüberzukommen, jeder mit einem großen Bananenblatt als Schirmersatz über dem Kopf. Sie gingen immer wieder vorbei und suchten ihre Neugier zu befriedigen; sie ließen sich nicht allzusehr durch den Regen stören. Ihre Kleider litten ganz gewiß nicht, denn die meisten hatten keine.

Aber das Vorbeigehen an der Hütte verriet ihnen zu wenig, denn wir waren kaum zu sehen. Infolgedessen begannen sie, sich allerhand auszudenken, was ihnen einen Grund zum Eintreten gab. Ein putziger alter Keel erschien an der Tür mit einem alten, räudigen Pavian, den er an einem Stück selbstverfertigten Taus spazierenführte; das Tier folgte seinem Herrn wie ein Hund. Ein anderer erschien mit einer Ziege, verschiedene brachten Papageien an; ein Dutzend Knaben hockten unter einem Baum neben unserer Hütte und spielten eintönig auf kleinen Musikinstrumenten, die sie aus Holzstücken und daran befestigten Metallstreifen hergestellt hatten. Seltsamerweise brachten es die jungen Musikanten irgendwie fertig, diesen merkwürdigen Dingen etwas fremdartige, wohl lautende Weisen zu entlocken.

Eine Frau, die mehrmals vorbeikam, war so dick, daß sie kaum daherwatscheln konnte. Ihre unförmige, schwarze und fast nackte Gestalt wirkte ungemein drollig, wie sie von einer Seite zur andern wackelte, und wir brachen jedesmal in schallendes Gelächter aus, wenn sie auftauchte. Sie nahm uns unsere Heiterkeit nicht im mindesten

übel, sondern lachte uns mit der ganzen Gutmütigkeit einer alten Negermama unserer Südstaaten wieder an.

Der Regen hörte schließlich auf, und am zweiten Tage nach unserer Ankunft fanden wir uns in aller Frühe draußen auf dem Flugplatz ein. Es war ein schöner wolkenloser Morgen; aber so rechtzeitig wir uns auch aufgemacht hatten, die Pygmäen waren vor uns da. Hundert oder mehr der kleinen Knirpse umschwärmten das Flugzeug, als wir erschienen; sie hatten bereits nach ihrer Zwergensitte angefangen, alle paar Minuten ein bißchen zu singen und zu tanzen.

Als wir eintrafen, liefen uns die wenigen unter ihnen, die uns kannten, entgegen, um uns zu begrüßen; die andern hielten sich scheu zurück. Doch alsbald verteilte ich Salz, das sie auf der Stelle hinunterschluckten; das lockte die andern herbei. Im Nu waren wir alle gut Freund miteinander; und welche lustigeren Freunde konnte man wohl haben als eine solche Zwergenschar! Es kommt mir fast so vor, als ob es für sie kein Morgen gibt und nie ein Gestern gab. Sie kümmern sich lediglich, so scheint es jedenfalls, um das Heute. Manchmal frage ich mich, ob ihre Lebensanschauung wirklich so unvernünftig ist.

Den ganzen Morgen machten wir Aufnahmen von jener fröhlichen, tanzenden, singenden Menge. Besonders merkwürdige Zwerge knipsten wir einzeln. Wir ließen sie ihren seltsamen Schlangentanz rings um das Flugzeug tanzen. Dies Sich-hin-und-her-Schlängeln der langen Menschenreihe ist also keine Erfindung begeisterter amerikanischer Studenten! Unzählige Geschlechter hindurch war es bei den Zwergen des Ituri-Urwalds im Schwange.

Am Nachmittag war der Boden so weit getrocknet, daß wir mit dem Flugzeug starten konnten; da beschloßen wir nun, einigen der kleinen Knirpse einen Flug über ihren Wald zu bieten. Anfangs wollten sie nicht recht heran; jeder schlug höflich vor, ich möchte doch lieber seinen Nebenmann auffordern. So erfolglos waren meine Überredungskünste, daß wir schließlich einfach die Nächststehenden packten und in die Kabine steckten, bis kaum noch jemand hineinging.

Nun war einer unserer besonderen Freunde unter diesen Zwerglein ein kleiner Häuptling, den wir samt seiner Frau vor zehn Jahren kennengelernt hatten. Zwar weigerten sie sich beide glatt, sich ins Flugzeug locken oder schieben zu lassen; aber sie hatten zwei kleine Töchter von etwa 14 oder 15 Jahren, die wir ebenfalls — als winzige

Dingerchen — von unserm damaligen Besuch her in der Erinnerung hatten. Diese Mädchen waren jetzt ziemlich erwachsen, sahen sehr klug aus und stellten wohl das hübscheste Paar in der ganzen Versammlung dar.

Wenn schon nicht die Eltern, so sollten doch wenigstens die Töchter mitfliegen, und beide hatten auch Lust. Wir brauchten aber geraume Zeit, das Einverständnis der Eltern zu erwirken. Schließlich indes hatte ich sie herumgekriegt, half den beiden kleinen Mädchen ins Flugzeug und stieg hinter ihnen ein. Ich schloß die Thür, versuchte etwas Ordnung in die vergnügte, schnatternde Menge hineinzubringen, und gab Vern das Zeichen zum Start.

Nie vergesse ich die johlende, singende, schwatzende Schar der kleinen Wilden. Sie drängten sich an die Fenster, krabbelten über Osa und Vern und setzten sich mir auf den Schoß. Sie zeigten mit der Hand und kreischten, wenn sie auf einen Fluß herniederschauten, den sie kannten. Das einzig Unangenehme war, daß wir ein paar Fenster auflassen mußten; sonst hätte uns der Geruch halb betäubt.

Wir flogen über den Wald dahin, und in 15 Minuten legten wir uns schräg und kurvten um einen Berg, den sie kannten. Sie wußten gleich, wo wir waren, und staunten nicht schlecht; denn ab und zu suchten sie den Berg auf, um, wie ich hörte, Kräuter zu sammeln, und sie hatten immer mehrere Tage gebraucht, um ihn zu erreichen.

Wir hatten natürlich in den vergangenen 18 Monaten eine ganze Reihe Eingeborene mit in die Luft genommen. Darunter waren auch unsere Boys aus Nairobi, die doch manche Gelegenheit gehabt hatten, etwas von den Wunderdingen des weißen Mannes kennenzulernen. Aber nicht ein einziges Mal hatte jemand von all diesen andern, die wir hatten mitfliegen lassen, die Bedeutung oder die Vorteile eines Flugzeugs so erfaßt, wie es die ausgelassenen Zwerglein alle zu tun schienen.

Der Flug dauerte etwa eine Stunde; dann landeten wir, und als die begeisterten kleinen Dinger vom Flugzeug sprangen, zählten wir sie. Es waren sechsunddreißig, die nun zum erstenmal geflogen waren — uns eingerechnet neununddreißig. Für einen Flug in einer Zehnpersonenmaschine sicher eine ziemliche Menge!

Aber nun, wo wir wiedergekehrt und tausenden Flugs gelandet waren, lernte ich etwas Neues über die Wilden. Ich hatte so sehr auf

die Empfindungen der Pygmäen in der Kabine achtgegeben, daß ich gar nicht weiter an die Gefühle der Leutchen dachte, die wir auf der Erde zurückgelassen hatten. Als wir aber nun nach dem Landen die Tür aufmachten und unsere sechsunddreißig fröhlichen, aufgeregten kleinen Gäste in Freiheit setzten, sah ich zu meinem Erstaunen, wie die Häuptlingsfrau — die Mutter der beiden kleinen Mädchen, die wir mitgenommen hatten — besorgt angelaufen kam. Sie suchte ihre Kinder heraus und liebte sie! Sie schnatterte und weinte und küßte sie zu wiederholten Malen, streichelte und tätschelte sie, als müßte sie sich immer wieder vergewissern, daß sie heil und ganz waren und keinen Schaden genommen hatten.

Nie zuvor hatte ich Schwarze sich abklüffen sehen. Nie zuvor habe ich im Lauf der 20 Jahre, die ich größtenteils unter solchen Leutchen verbracht hatte, so offensichtliche Zeichen der Zuneigung gesehen. Daß die Eingeborenen fast stets ihre Kinder gut behandeln, wußte ich zwar sehr wohl; aber bis zu diesem Augenblick hatte ich gar nicht an die geängstigte Mutter gedacht, die sehen mußte, wie ihre Kinderchen in das Innere des gewaltigen, lärmenden Flugzeugs entchwanden, wie das Ding dann ratternd dahinbrauste und hoch gen Himmel stieg, wo es sich so rasch hinter dem Horizont verflüchtigte. Welcher Art ihre Befürchtungen waren, kann niemand sagen. Sie wußte nichts von der Möglichkeit einer Motorpanne oder von allerhand Flugzeugunglücken. Aber sicher hatte sie in tausend Ängsten geschwebt; ihre Erleichterung, als sie die Kinder wieder heil und gesund bei sich hatte, zeigte nur allzu deutlich, daß die Mutterliebe unter den Ituri-Zwergen nicht so arg verschieden von der Mutterliebe ist, wie wir sie bei uns daheim kennen.

Aber nun begann es wieder zu regnen. Wir befürchteten, daß die Regenzeit da war, und besorgten auch, der Boden möchte so weich werden, daß wir nicht abfliegen könnten. Als es daher ein paar Tage später einmal in der Nacht überhaupt nicht geregnet hatte, bewerkstelligten wir am andern Morgen einen schlammigen Start, um heimzufliegen.

Mitten über den Ituri-Wald ging unser Kurs; so tief flogen wir, daß wir nur eben einigermaßen über den Baumkronen blieben; sicher erschrakn die Eingeborenen halb zu Tode, wenn wir über ein Dorf auf einer Lichtung ratterten. In drei Stunden indessen (man denke an Stanleys 160 Tage!) befanden wir uns über den Murchisonfällen am

Viktorianil. Unter uns platschte ein großer Elefantenbulle auf einer morastigen kleinen Insel ans Ufer. Flußpferde flüchteten aus dem Sumpfgas in den Schutz des Flusses. Tausende von Krokodilen glitten eiligst von ihren Ruheplätzen an den Ufern herunter und verschwand unter der Wasseroberfläche. Eine Herde von sieben Elefanten preschte in wilder Flucht vom Rande des Wassers weg, andere Herden stürmten zwischen die Bäume.

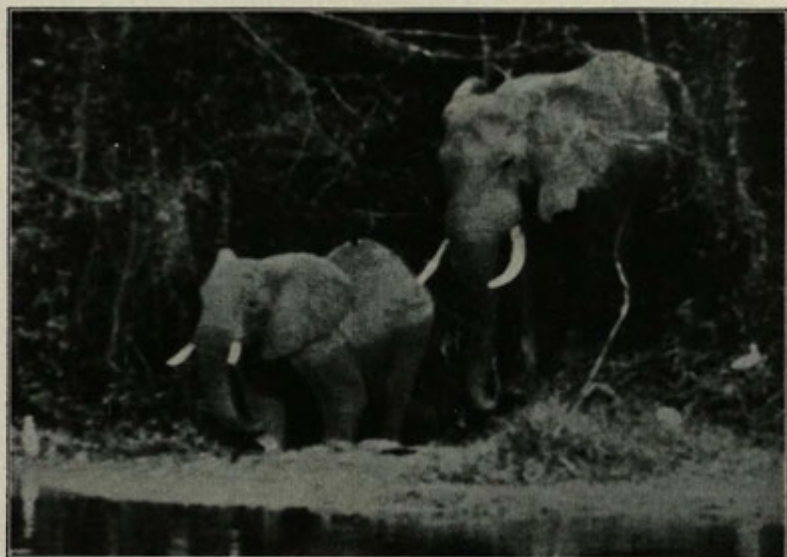
Wir kreisten über den schönen Murchisonfällen und flogen über der tiefen Schlucht, durch die der Fluß strömt, hinauf und hinunter. Wir sichteten weitere Elefantenherden — eine Büffelherde — zahllose Stücke andern Wildes — und schliefen in jener Nacht in Entebbe. Am andern Tag — so einfach und so rasch kann man mit dem Flugzeug reisen — waren wir in unserm Heim in Nairobi zurück, völlig frisch nach einem Ausflug von 4000 Kilometern mitten ins Herz des „wildesten“ Afrika.

Jetzt aber rüsteten wir uns zur letzten Luftsafari, ehe es wieder heim nach Amerika ging. Wir besaßen bereits eine mehr als vollständige Reihe Tierbilder; doch wußten wir aus Erfahrung, daß man eigentlich nie genug haben kann. Aus diesem Grunde wollten wir eine für uns neue Gegend auffuchen, deren Wildbestand so mannigfaltig und reizvoll sein dürfte wie nur irgendwo in Afrika. Wir wünschten noch mehr Lichtbilder von Löwen, Nashörnern, Elefanten, Büffeln und Leoparden. Daß wir diese sämtlich an ein und demselben Ort bekamen, war fraglich; aber die Gegend, die wir auffuchen wollten, beherbergte sie alle, und mit etwas Glück konnte es gelingen.

Es ist natürlich, daß viele von den Leuten, mit denen ich nach der Rückkehr aus Afrika zusammenkomme, Fragen über die Tiere stellen. Die Beantwortung ist nicht so einfach. Wie leicht verallgemeinert man und haut auf diese Weise daneben!

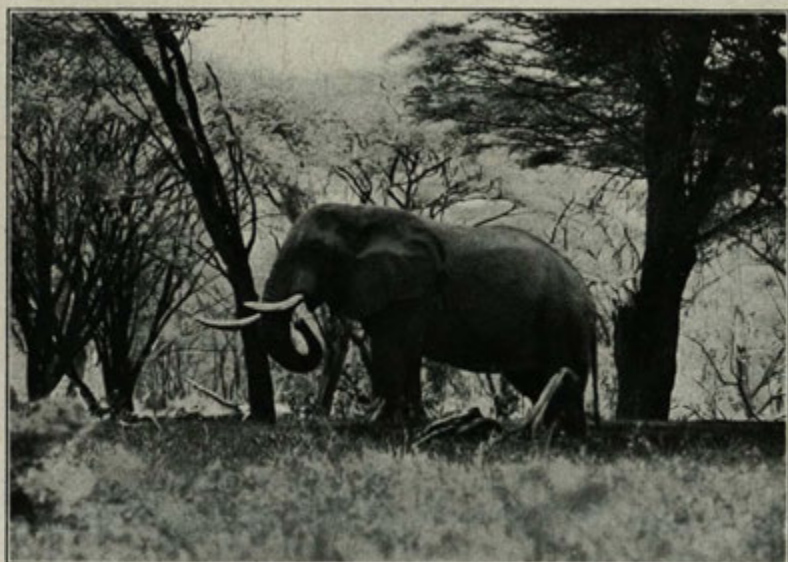
„Was“, so fragt jemand etwa, „tut eigentlich ein Löwe, wenn —?“ Oder aber man stellt eine ähnliche Frage über ein Nashorn oder einen Elefanten oder sonst ein Tier.

Wenn nun indes auch diese Tiere gewisse Eigenheiten besitzen, die lange Beobachtung als tatsächlich vorhanden herausgeschält hat, so handeln sie doch im gegebenen Augenblick nicht unbedingt gleichmäßig. Wenn jene Fragesteller sich einmal selbst etwa die Frage vorlegten: „Was tut eigentlich ein Mensch, wenn —?“, so würden sie ja wohl auch gleich fragen: „Welcher besondere Mensch denn nun?“



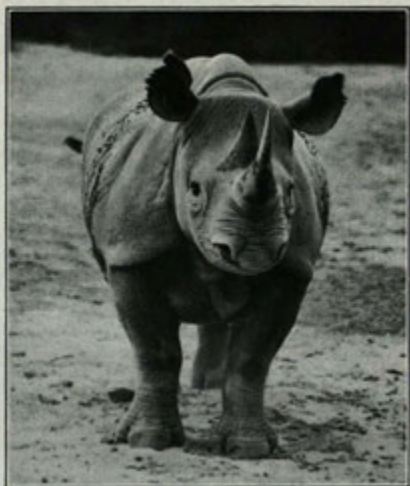
Wfende Elefanten.

Kaufbildvergrößerung. Dieser schöne alte Bulle und die junge Elefantenkuh äßen am Uferaum des Viktorianis. Als wir im Linbaum vorbeiglitten, verloren sie merkwürdigerweise nicht den Kopf; sie wurden nicht flüchtig.



Der schlafende Dickhäuter.

Wie trafen diesen Elefanten um die Mitte des Tages schlafend an; wahrscheinlich begab er sich zur Ruhe, als der Schatten des größeren Baumes über ihm war; wie sich dann die Sonne weiter am Himmel entlang bewegte, ging der Schatten mit, und so fanden wir ihn nun in der heißen Sonne fest schlafend. S. 178.



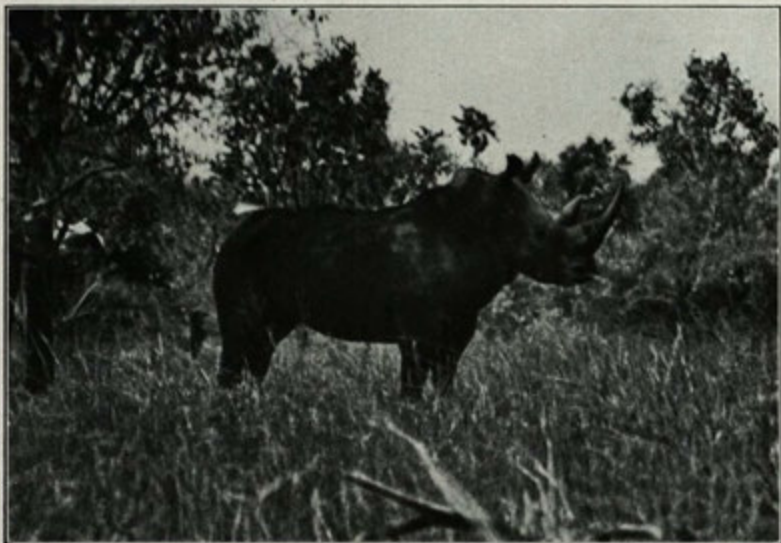
Nahaufnahme eines Nashorns.

Eine der besten Nashornbilder, das mir jemals gelungen ist. Dieser Gefelle war herangebraust, hatte es sich aber im letzten Augenblick doch anders überlegt und sah davon ab, gegen unser Flugzeug anzurennen.



Abwurf eines Nashorns.

Laufbildvergrößerung. Opa ließ das Nashorn vorübertröten, bis es von ihr Wind bekam. Da fuhr sein Kopf hoch, es tat ein paar kurze Schritte vor und nahm sie mit gesenktem Schädel an. Es war nur noch etwa sechs Meter entfernt, als sie es streckte.



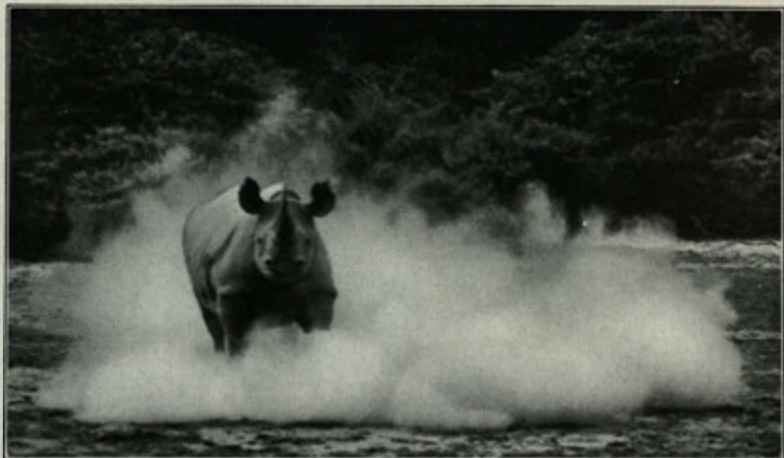
Das weiße Nashorn.

Das weiße Nashorn ist viel größer als das schwarze. Man sieht, daß es einen massigeren und längeren Kopf und ein viereckiges Maul, eine bedeutendere Schulterhöhe und ein mächtigeres Horn aufweist.



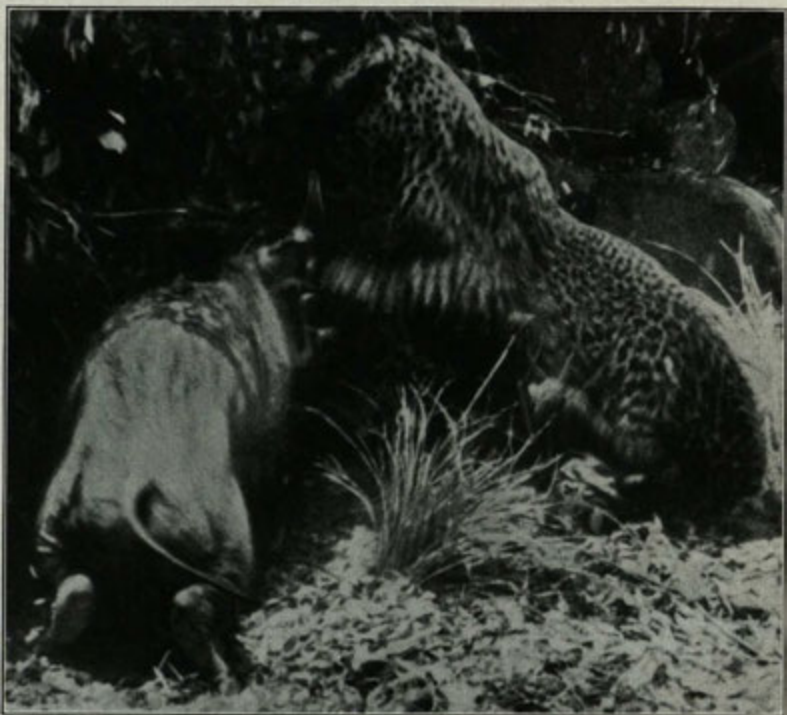
Das schwarze Nashorn.

Das schwarze Nashorn nimmt recht häufig den Menschen an, während das weiße Nashorn einem Menschen nichts zuleide tut. Das weiße Nashorn mag eine Schattierung heller sein, ist aber nicht weiß. Wahrscheinlich stammt der Name daher, daß es sich nach dem Bade gern im Salzstaub herumwälzt. Dieser Staub trocknet auf seinem Leib und verleiht ihm ein weißliches Aussehen, wenn man schräg darauf schaut.



Nashornangriff.

Opa und ich saßen in unserm kleineren Flugzeug, als das Nashorn aus dem Busch gekürrt kam. Wir fürchteten ein paar Sekunden lang, es möchte unsere Maschine kurz und klein schlagen. Als es aber bis auf drei Meter herangebraußt war, blieb es stehen, überlegte es sich, machte Kehet und nahm Neispaus.



Warzenschwein im Kampf mit einem Leoparden.

Kaufbildvergrößerung. Das Warzenschwein griff den Leoparden immer wieder von neuem an; nicht ein einziges Mal fuhr die Naublage auf das Schwein los.

So hängt die Antwort, wenigstens zu einem beträchtlichen Grade, ganz von dem besonderen Einzelwesen ab. Offensichtlich neigen die wehrlosen Tiere zur Scheu. Aber die fünf Tiere Afrikas, die als die „gefährlichsten“ gelten — nämlich der Elefant, der Löwe, das Nashorn, der Büffel und der Leopard — verhalten sich ganz verschieden. Im allgemeinen kann man wohl mit einem ganz bestimmten Gebaren rechnen; wer aber schlau ist, bedenkt stets, daß das Tier, dem er sich gerade gegenübersteht, aus allen möglichen Beweggründen heraus oder auch aus gar keinem Grunde sich nun einmal ganz verschieden benehmen mag. Dann bestimmen den Befragten auch seine eigenen ganz persönlichen Erlebnisse, dies oder jenes Tier als das „gefährlichste“ anzusehen. Ich zum Beispiel neige dazu, den Leoparden an die erste Stelle zu setzen; denn zu viele haben mich gänzlich unerwartet angenommen, und wenn auch viele andere Tiere wehrhafter sind, so lassen sich doch wenige beim Angriff so schwer aufhalten wie ein Leopard.

Oft andererseits dürfte gern dem Nashorn die Palme zuerkennen; denn manches liebe Mal sind die Ungetüme gegen sie herangebraust; wie oft hat sie ihre Angelrute hinwerfen und auf diesen oder jenen Baum flüchten müssen, weil gänzlich unvermutet irgendein bösgelaunter Dickhäuter prustend gegen sie angerast kam, wo sie doch so harmlos war, wie sie nur sein konnte!

Anderer werden natürlich behaupten, dem Elefanten oder dem Büffel oder dem Löwen gebühre die Krone; doch möchte ich persönlich glauben, daß nicht ein einziges dieser Tiere herumstreift, um dem Menschen zu Leibe zu gehen. Warum sollten sie auch? Wenn sie aber wirklich einmal annehmen, womit man bei jedem von ihnen rechnen muß, dann geschieht das, weil sie den ganz bestimmten Eindruck haben, daß Gefahr droht, oder aus sonst einem Grunde, der ihnen unzweifelhaft ebenso gut erscheint.

Das gilt freilich nicht für das Nashorn. Das ist ein Fall für sich.

Man muß sich natürlich vergegenwärtigen, daß die Sehkraft eines Nashorns nicht die beste ist. Andererseits sind sein Gehör und sein Witterungsvermögen vortrefflich. Überdies besitzt das Tier keine wirklichen Feinde außer dem Menschen, und sein Gehirn ist nun einmal leider nur klein; übermäßig hell ist das Nashorn also nicht. Infolgedessen kommt es meistens so:

Es wittert etwas oder vernimmt einen Laut. Eines von beiden genügt, weiß der Himmel, um das Tier in Harnisch zu bringen.

Doch seine Lauscher und sein Windfang verraten ihm zumeist nicht näher, was die Witterung oder der Laut nun eigentlich bedeuten, und es möchte das natürlich wissen. Infolgedessen braust es prustend und schnaufend heran, um es herauszubekommen.

Nun war das in all den vielen, vielen tausend Jahren, seit denen es Nashörner gibt, ein völlig ungefährliches Verfahren. Stammt die Witterung oder der Ton von einem Elefanten, einem Büffel oder einem andern Nashorn, so konnte der schwachsichtige Geselle auch selber, noch ehe er allzu nahe herangekommen war, merken, was eigentlich los war, und seinen Angriff — wie er das zu tun pflegt — ablassen. Entpuppte sich anderseits der Gegenstand seiner Nachforschungen als sonst irgend etwas — mochte es auch sein, was es wollte —, was war dann schon weiter dabei? So gut wie nichts hat ihm je etwas anhaben können — bis in die jüngste Zeit. Aber seit etwa 50 Jahren erschienen die Weißen im Lande der Nashörner, und die Weißen tragen Büchsen, die diesen Neuankömmlingen beträchtlich mehr an gesballter Vernichtungskraft verleihen, als sie selbst ein Nashorn besitzt. Hier wirkt sich nun sein kleines Gehirn aus; bei seiner beschränkten Fassungskraft hat es bislang noch nicht zu lernen vermocht, wie todbringend der weiße Mann eigentlich ist. Infolgedessen muß es dies Anrennen zum Zwecke der Belehrung nur allzuoft mit dem Leben bezahlen; und wenn man nicht ernsthaft darangeht, die tolpatschigen alten Gesellen zu schützen, dürfte es nicht mehr lange dauern, und auch ihr Name erscheint auf der immer länger werdenden Liste der ausgestorbenen Tiere.

Aber nun verallgemeinere ich trotz besserer Einsicht schon wieder einmal. Ich sagte, das Nashorn sei gefährlich; doch jede Frage nach dem Verhalten eines Tieres erfordert eigentlich eine so ausführliche und verzwickte Antwort, daß sie höchstens für eine wissenschaftliche Abhandlung geeignet ist. Und ich kann nur versichern, daß auch bei den Nashörnern jedes Tier seine Eigentümlichkeiten hat; das wurde uns so recht klar, als wir nach der Rückkehr aus dem Zwergenlande die schönen Steppen am Nordfuß des Kilimandscharo aufsuchten. Dieser herrliche Berg — der größte und höchste in ganz Afrika — liegt von Nairobi etwas weiter südlich als der Kenia nördlich. Wie der Kenia, so ist auch der Kilimandscharo ein erloschener Feuerberg, wengleich er seine Tätigkeit erst viel später eingestellt hat; das ergibt sich nämlich daraus, daß der Keniakrater schon längst der Verwitterung zum Opfer

gefallen ist, während der des Kilimandscharo auf seinem schnee- und gletschergepanzerten Gipfel noch heute einen gewaltigen Schlund aufweist; er ist zwei Kilometer weit und 200 Meter tief.

Der Berg liegt grösstenteils, ja vielleicht ganz, in Tanganjika. Nur die Hänge im Norden und das Hochland, auf dem sich der Berg erhebt, laufen ein Stück über die Grenze nach Kenialand hinein und bilden eine Landschaft, wo das Wild fast so zahlreich und sicher ebenso mannigfaltig ist wie auf der Serengettisteppe.

Diese Gegend war somit für uns von ziemlicher Bedeutung; wir trafen also die nötigen Vorbereitungen für einen etwas längeren Aufenthalt. Wir sandten daher unsere Kraftwagen voraus; als so viel Zeit verstrichen war, daß der Wagentrupp an dem von uns gewählten Ort eingetroffen sein, ein Lager gebaut und einen Flugplatz angelegt haben konnte, starteten Osa, Vern und ich mit den Flugzeugen. Die Landschaft, auf die wir blickten, ähnelte sehr der, die wir zwischen Nairobi und der Serengettisteppe vorgefunden hatten. Wir sichteten die üblichen Rudel Steppenwild, waren aber ständig über die große Zahl Nashörner erstaunt, die wir erspähten. Nun hat Osa aus den schon erwähnten Gründen nicht viel für die Nashörner übrig. Darum vielleicht kam sie, als wir die halbe Strecke zu unserm Ziel bereits hinter uns hatten, plötzlich auf den Gedanken, daß vom Flugzeug aus sie ja selbst einmal abwechslungshalber ein Nashorn berennen konnte. Ihr bot sich mit andern Worten eine Gelegenheit, den Dickhäutern mit gleicher Münze heimzuzahlen.

So stießen wir also nieder, auf gleich das nächste Nashorn los, das wir sahen; wer weiß, was für eine Vorstellung das Motorengedröhn und die gewaltige Fläche der Flügel in dem trägen Nashorngehirn auslösten. Aber wenn auch der Geist des Tieres schwerfällig sein mochte, seine Beine waren es nicht. Es hatte ganz offensichtlich nur den einzigen Gedanken, von dem Riesenvogel, der ihn zu bedrohen schien, so weit wie nur möglich und so rasch, wie es nur eben konnte, Reißaus zu nehmen. Von einem schweren Regen am Tage und in der Nacht vorher war der Boden zwar schlammig, doch das schien den alten Gesellen nicht zu behindern. Er pflügte durch den Morast wie ein Schlachtschiff durch grobe See; noch lange, nachdem wir ihn hinter uns gelassen und uns wieder auf eine ansehnliche Höhe hinaufgeschraubt hatten, konnten wir ihn mit dem Glase seine Flucht fortsetzen sehen.

Wir fanden den Lagerplatz mühelos; die Zeichen auf dem neu-angelegten Flughafen verkündeten uns, daß alles für uns gerüstet war. Wir landeten sogleich und fanden eine ehrfurchtsvolle Versammlung von Masaikriegern vor, die herbeigewandert waren, um das Lager in Augenschein zu nehmen. Das Lager selbst enthielt endlose Wunder für sie; aber der große, lärmende Vogel, der auf den Platz herunterstrich, sich dann öffnete und uns herausließ, ging denn doch gar zu sehr über ihr Begriffsvermögen.

Wir waren gerade rechtzeitig zum Mittagessen eingetroffen; nach dem Imbiß fuhren wir im Kräftwagen aus, um uns die Landschaft anzusehen; denn trotz unserer Streifzüge in diesem Teil der Welt waren weder Osa noch ich zuvor in dieser besonderen Gegend gewesen. Wir wären auch jetzt nicht gekommen, wenn uns nicht Al Klein, der die Safari der Davisons betreute, versichert hätte, seines Erachtens sei dies eins der schönsten Wildreviere in ganz Afrika.

Wie herrlich doch manche Teile Ostafrikas sein können, und wie ganz prächtig diese Landschaft ausah! Einstmals war die ganze Gegend rings um unser Lager zweifellos ein See gewesen, aber im Lauf der Zeit verschwand der See, und es blieb eine riesige Fläche von etwa 50 mal 50 Kilometer zurück. Mitten in ihrem Herzen schmiegte sich unser Lager an den Rand eines herrlichen Sains.

Über den einstigen Seeboden verstreut waren hier und da ebene weiße Salzpflanzen, die alle ein treffliches Landungsfeld für unsere Flugzeuge darstellten. An andern Stellen fanden sich Sümpfe, die mit drei bis dreieinhalb Meter hohem Papyrus und Tigergras bestanden waren. Dichter Baumwuchs umgab die Sümpfe; zahllose Wildwechsel führten durch sie im Zickzack zum Wasser. Auch Quellen traten hier und da in die Erscheinung; ihnen entsprudelte klares, kühles Wasser, zumeist im Schatten von Palmenbäumen, während sie kurzes, dickes Gras umgab, das sich rings in die Weite erstreckte, wo nur immer die Bäume es ein wenig vor der Sonne schirmten.

Graue Äffchen mit langen Schwänzen waren überall vertreten. Es wimmelte allenthalben von buntgefärbten Vögeln. Pelikane, Flamingos, Reiher, Kraniche, Enten, Gänse und Dutzende geringerer Vögel waren fast ständig da. Um die Sümpfe herum sah man Sublen der Flusspferde, Büffel, Nashörner und Elefanten. Löwen- und Leopardenfährten wies beinahe jeder einzelne Wechsel auf. Die ganze Gegend, die so mit Bäumen und Sümpfen übersät war, die im Schmuck der

Gräser und Quellen prangte und deren Lichtungen in Sonnenschein gebadet waren, machte ganz den Eindruck eines gewaltigen schönen Parks, von einem Meister der Landschaftsgärtnerei entworfen; und so war es ja auch, denn hier sah man den allergrößten Landschaftsgärtner am Werk.

Natürlich gingen wir mit unsern Kameras sogleich an die Arbeit; denn in einer derart herrlichen Landschaft mußte sich auch der Stumpffste begeistern. Keine zehn Minuten, nachdem wir das Lager mit dem Kamerawagen zum erstenmal verlassen hatten, stießen wir schon auf die größte Nashornkuh und das kleinste Nashornkälbchen, die uns jemals begegnet sind. Die Mutter war ein bemerkenswert stattliches Tier — massig und breit und wehrhaft. Auch sahen ihre Hörner wunderbar ebenmäßig aus; das größere war fast ein Meter lang.

Die beiden schliefen, als wir ihrer — oder vielmehr der Mutter — ansichtig wurden; denn das Kalb war so winzig, daß wir es erst gar nicht sahen. Es konnte kaum mehr als ein paar Tage alt sein, und ich gebe gern zu, daß mir bis dahin nicht zum Bewußtsein gekommen war, wie winzig ein wirklich kleines Nashorn eigentlich ist. Es war allerhöchstens 45 Zentimeter groß, wirkte aber neben der sperrigen Masse seiner gewaltigen Mutter noch kleiner.

Wir hatten schon viele Nashornkälber zu Gesicht bekommen, obwohl dieses sicher das jüngste darstellte, auf das wir je gestoßen sind, und ich hatte sie niemals niedlich gefunden. Dies Kerlchen war es aber ganz bestimmt. Seine Beinchen arbeiteten nicht ganz zusammen, als es neben der Mutter her trottete. Es benahm sich echt kindlich, und der kleine runde Knubbel auf der Nase, der dermaleinst zu einem gefährlichen Horn werden sollte, verlieh ihm ein ungemein schnurriges Aussehen.

Ich griff natürlich im selben Augenblick, wo ich sie sah, zur Kamera und belichtete in aller Eile ein paar Meter Film. Aber sie trollten sich alsbald weg in den Busch, durch den wir ihnen nicht folgen konnten, und so bekam ich an Bildern nur recht wenig. Die ganze Zeit, die wir in der Nähe weilten, hoffte ich immer, wir würden wieder auf die Tiere stoßen, doch vergeblich.

Wir fuhren sogleich weiter, als die Mutter und ihr Kleines verschwunden waren, und nur ein Kilometer weiter sichteten wir zwei große Nashornbullen, die am Rande einer Gruppe Büsche äßen. Wir stoppten 30 Meter vor ihnen, und in den nächsten paar Minuten bekam

ich einige prächtige Bilder. Dann auf einmal eräugten oder vernahmen oder witterten sie uns, und auf der Stelle brauste das Paar in wilder Fahrt gegen uns heran.

Ich ließ meine Kamera natürlich weiterlaufen, während Osa, die vorn saß — neben Vern Carstens, der steuerte —, die Büchse schußfertig hielt. Aber ganz unvermittelt machten die beiden herandonnern- den Nashörner etwa zehn Meter vor uns halt, prusteten, stampften auf dem Boden auf, glogzten uns an und begannen dann wieder, als seien wir gar nicht da, zu äßen.

Das war uns denn doch etwas Neues. Wir wußten schon längst, daß ein Nashorn zu unvermittelten Sinnesänderungen neigt. Doch nie zuvor hatten wir die Tiere so wütend heranstürmen sehen, nur um dann zu bremsen und fast vor unserer Nase zu äßen! Mir paßte es freilich glänzend; denn die Kamera ließ noch Dutzende und aber Dutzende Meter Film abrollen.

Da langte Osa hinter sich und berührte mich am Knie, rückwärts weisend. Ich wandte mich so rasch und ruhig um, wie es nur eben ging, und sah eine Nashornkuh unmittelbar von hinten auf uns zu kommen. Ich hatte mich kaum umgedreht, da prustete sie auch schon los und wollte mich annehmen.

Das war ja eine schöne Bescherung! Wenn sie etwa von hinten in den Wagen hineinraste, brachte sie bestimmt die beiden Bullen in Bewegung, die so dicht vor uns standen. Außerdem verfügte ich nicht über eine Büchse, und um das Weibchen zu bekommen, hätte Osa zwischen meinen Beinen hindurch oder ungemütlich nahe an ihnen vorbeischießen und dabei noch den beiden andern Viechern auf die Finger sehen müssen.

Ich wußte nicht, was ich tun sollte; doch zum Glück blieb die anrennende Kuh ganz unvermittelt stehen, prustete, tat dann ein, zwei Schritte zurück, prustete nochmals und ging dann vorsichtig im Bogen dicht um uns herum. Das war denn doch wohl das Erstaunlichste, was ich je ein Nashorn tun sah. Es muß uns unbedingt deutlich gewittert haben. Das ließ sich gar nicht vermeiden. Doch als die Kuh ihren Angriff unterbrochen hatte, vertiet sie nicht im mindesten Lust, uns weiter zu behelligen, obwohl sie uns beständig anäugte. Es schien wirklich, als seien die Nashörner des Kilimandscharo in eine andere Schule gegangen, und wenn ihnen die Witterung von Weißen oder von Kraftwagen nicht einfach gänzlich unbekannt war, kann ich mir

auch heute nicht vorstellen, warum sie sich so verhielten, wie es der Fall war.

Da es sich um die ersten Nashörner dieser Gegend handelte, die sich uns gegenüber so unerklärlich benahmen, schrieben wir das natürlich ihrer ganz persönlichen Veranlagung zu; doch ehe wir das Land verließen, hatte sich Ähnliches derart oft ereignet, daß wir doch unsere Vorstellungen vom Nashorn im allgemeinen gründlich berichtigen mußten.

Ein paar Tage danach hatten wir zudem ein noch merkwürdigeres Erlebnis mit zwei andern der wehrkräftigen Gesellen.

Wir waren wieder einmal, wie so häufig, mit dem Wagen hin und her gefahren, als wir sahen, wie zwei Nashörner eine große Salzpfanne querten. Sie waren noch ein gehöriges Stück ab, als wir sie zum ersten Male sichteten; daher stoppten wir und beobachteten sie durchs Glas. Wir überlegten, daß sie wohl nicht haltmachen würden, während sie sich mitten auf jener kahlen Salzfläche befanden, und im nächsten Augenblick gewahrten wir, wie sie einen ausgetretenen Wechsel einhielten, der zu einer Schlammsuble am Rande eines kleinen Morasts ein Stückchen entfernt führte. Da wir sicher annahmen, daß sie geradeswegs zur Suble trotteten, setzten wir den Wagen wieder in Gang und fuhren rasch auf kürzestem Wege zu einem vorteilhaft gelegenen Punkt, von dem aus wir ein paar gute Aufnahmen machen konnten, wenn sie herankamen.

Wir warteten dort 20 Minuten und glaubten, die Nashörner müßten jeden Augenblick da sein. Die Mitte der Salzpfanne war jedes Pflanzenwuchses bar; dort war also nichts, was sie zum Verweilen hätte veranlassen können. Unser Stellungswechsel hatte uns freilich an einen Ort geführt, von dem aus wir die Tiere erst wahrnehmen konnten, wenn sie sich mehrere 100 Meter weiterbewegt hatten. Als sie nun wirklich wieder auftauchten, waren wir höchst überrascht zu sehen, daß etwas Ungewöhnliches vorging.

Die beiden entpuppten sich als Männchen und Weibchen, die eifrig dabei waren, nach Nashornart miteinander zu schäkern. Sie waren dabei so in ihre eigenen Angelegenheiten vertieft, daß sie uns nicht im mindesten beachteten.

Das Weibchen spielte, wie sich bald herausstellte, die spröde Schöne, während das Männchen, wie es überall in der Welt bei dem stärkeren Geschlecht so üblich ist, sich an der Nase herumführen ließ,

wie es seinem Liebchen gerade einfiel. Nun ist ganz gewiß eine sich zierende Nashornkuh ein Widerspruch in sich. Aber ein verliebter Nashornbulle ist das auch. Doch da waren sie beide, die züchtige Maid und der ritterliche Freier, vor unser aller Augen.

Als wir sie von unserm neuen Standort aus sehen konnten, hatten sie den Rand der Salzpflanze erreicht, und das Weibchen hielt inne, als wollte es äßen. Das Männchen stapfte in seiner feinsten Art mit kurzen, steifbeinigen Schrittchen auf sie zu; als es aber nur ein, zwei Meter entfernt war, fuhr sie herum und stetzte etwa 15 Meter weiter. Ich kann unmöglich das lächerliche Drum-und-Dran wiedergeben, das unbedingt zu dem ganzen Bild gehörte; ich brauchte meine Phantasie nicht weiter in Bewegung zu setzen, um mir auszumalen, wie die Schöne den Finger an die Lippen legte und verschämten Blicks flüsterte: „Oh! Sie Schwerenöter!“

Dieser merkwürdige Liebestanz spielte sich etwa eine halbe Stunde lang vor unsern Augen ab (und auch vor unsern Kameras, denn ich filmte alles), als bei dem gezierten Herumgehüpfte das Männchen an eine Stelle etwa 30 Meter vor uns geriet, wo es Witterung von uns bekam. Ueplötzlich verflüchtigte sich seine Hingabe ans Liebespiel in alle Winde. Es stieß ein überraschtes Schnauben aus, ließ sein Liebchen im Stich und stürmte mit hochgehobenem Wedel in die Büsche.

Wir glaubten natürlich, die Nashornkuh würde das gleiche tun; das geschah aber nicht. Es war fast, als habe sie ihren Freier gar nicht entschwinden sehen; sie schien offensichtlich ganz verblüfft, daß sein Liebeswerben so plötzlich geendet hatte. Aber da gewahrte sie uns, und — o Wunder! — sie begann ihr verliebtes Getue regelrecht von neuem, als ob sie unsern Kraftwagen für wieder ein Nashorn gehalten hätte.

Nun hatten ja Osa wie ich schon wirklich allerlei mit Nashörnern erlebt; aber daß unser Kraftwagen plötzlich zum Gegenstand der Verehrung einer Nashornkuh wurde, das war uns denn doch etwas Ungewohntes. Auch blieb das neue Liebesabenteuer nicht etwa nur auf einen einzigen Augenblick beschränkt. 15 Minuten oder noch mehr versuchte das eitle Ding, die stumme Zurückhaltung unseres regungslosen Wagens zu brechen. Sicherlich hat sie wohl nie zuvor so wenig Entgegenkommen von jemandem ihresgleichen erfahren, den sie verliebt angeblinzelt hatte.

Aber alles, was recht ist — sie ging aufs Ganze. Sie zog sich



Afrikas höchster Berg.

Der Kilimandscharo in einem der seltenen Augenblicke, wo der Gipfel sichtbar ist. Er ragt 5893 Meter über Seeshöhe auf und ist Afrikas höchster Berg. S. 180.



Auf dem Dach der afrikanischen Welt.

Der Gipfel des Kilimandscharo. Man schätzt, daß der Schnee oben über dreißig Meter hochliegt. Im Innern ist ein tiefer Krater, ebenfalls voller Schnee. S. 181.



Ein Kikuyu-Dorf.

Luftaufnahme eines Kikuyu-Dorfes. Die Eingeborenen schneiden Schößlinge im Walde ab und stellen damit eine Umzäunung ihrer Nundhütten her. Die Reifer schlagen Wurzel und bieten guten Schutz gegen herumstreifende wilde Tiere.



Das Zwanzigliterkleinchen.

Osa und ich versuchen, Toto Tembo kurze Zeit nach dem Einfangen ins Lager zu locken. Das Kleinchen sperrte sich ganz und gar nicht, und nach ein paar Tagen war es jedermanns Liebling. Wir hatten nur unsere liebe Not, genug Milch herbeizuschaffen; denn es trank täglich 20 Liter. S. 184.

sittsam zurück, und nichts geschah. Sie hielt inne und tänzelte tollpatschig herum. Sie rupfte verführerisch ein Büschel Gras und warf es in den Wind. Sie stelzte zierlich auf uns zu und kam unaufdringlich noch näher als zu der Stelle, von wo sie ihren erfolglosen Rückzug angetreten hatte. All dies versuchte sie immer und immer wieder und kam dabei jedesmal näher und näher.

Dann auf einmal witterte sie uns.

„Die Hölle kennt nicht eine solche Wut“, hat jemand einmal geschrieben, „wie eine verschmähte Frau.“

Daselbe gilt für eine Nashornkuh.

Mit einem zornigen, empörten Schnauben ließ das erbooste Tier alle Schöntuerei fallen. Nieder fuhr sein Schädel. Hoch fuhr sein Schwanz, und so urplötzlich, daß wir ganz verblüfft waren, nahm es uns schnurstracks an und prallte im nächsten Augenblick schon — glücklicherweise schräg — gegen unser Schutzblech. Doch wir waren nicht die einzigen Verblüfften. Das metallische Klirren, das sein Anrennen zur Folge hatte, und unsere eigenen Rufe waren seinen Ohren neue Töne. Zudem hatte sich der eisengepanzerte Freund, mit dem die Kuh getändelt hatte, auf einmal als so gänzlich verabscheuenswert erwiesen. Nachdem nun die unsägliche Verachtung, die man ihr bewiesen hatte, zur Genüge bestraft worden war, prustete sie noch einmal voller Wut und nahm dann in wilder Fahrt zur Salzpflanze Reißaus.

Nicht lange danach wurde Osa, die schon geraume Zeit nicht ganz bei Kräften gewesen war, ernstlich krank; Vern und ich mußten mit ihr sogleich nach Nairobi fliegen, wo sie ins Krankenhaus kam. Die Äußerungen der Ärzte indessen ließen das Beste erhoffen; niemand von uns ahnte, daß diese Krankheit schließlich unsere Rückreise nach Amerika zur Folge haben würde. Die ersten Krankenberichte ließen freilich nichts dergleichen vermuten; man riet uns nur, Osa solle sich eine Zeitlang von dem arbeitsreichen Leben, das wir auf Safari immer führen, erholen. Da sie es recht behaglich hatte und wir sie in besten Händen wußten, flogen Vern und ich unbedenklich zum Lager zurück; man wollte uns von Zeit zu Zeit auf dem Luftwege Nachrichten über Osas Gesundheitszustand zukommen lassen.

In den nächsten paar Tagen nach unserer Rückkehr bekam ich Hunderte von Metern der besten Tierbilder, die ich je habe machen können; aber wie es so häufig der Fall ist, je besser die Bilder, desto weniger aufregend ist die Geschichte, wie sie zustande kamen.

Wir hatten ein paar Kilometer vom Lager eine schöne offene Fläche von etwa 30 Morgen ausfindig gemacht, wo sich immer zahlreiche Tiere vorfanden. Der offene Platz selbst war zumeist flach, während darüber verstreut kleine, einen halben Morgen große Moräste waren, die mit Sumpfsgras und gelegentlichen Palmen bewachsen waren. An einem Ende lag indessen ein viel größerer Sumpf, in dessen Mitte ein riesiger, weitausladender Baum stand.

Wir hatten den Ort schon mehrmals aufgesucht; aber an dem Tage, der mir vor allem in Erinnerung ist, boten die Zwei- und Vierbeiner ganz besonderen Reiz. Als wir heranzuhren, sprangen zahllose Paviane in die Bäume hinauf und bellten uns an. Ein gutes Dutzend Warzenschweine liefen über unsern Weg, und in den nächsten fünf Minuten nahmen uns zwei Nashörner polternd an, ohne freilich ihren Angriff durchzuführen.

Eine Herde von zehn schönen geringeren Schraubenantilopen wanderte vorbei und hielt inne, um uns ein paar Minuten anzustarren. Ein Giraffenrudel nahm schwerfällig Richtung auf uns zu, machte einen Bogen um den Wagen und stürmte längs des Weges, auf dem wir gekommen waren, davon.

Wir fuhren an den Rand des großen Sumpfs heran, und ein paar Minuten, nachdem wir den Wagen zum Halten gebracht hatten und ich oben aufs Dach geklettert war, um mich umzuschauen, sichtete ich zwei Elefanten, ein ausgewachsenes Weibchen und einen mächtigen Bullen; gemächlich schuffelten sie auf einem Wildwechsel etwa 100 Meter vor uns dem Sumpfe zu.

Sie schienen halb im Schlaf, wie sie so dahinschoben; aber sie blieben nicht eher stehen, als bis sie durch das seichte Wasser des Sumpfs geplatscht und den Schatten des großen Baums in der Mitte erreicht hatten. Hier hielten sie an und schienen fest einzuschlafen; ihre einzige Bewegung war das Klatschen der riesigen Ohrlappen beim Abwehren der Fliegen.

Das war denn doch eine schöne Gelegenheit für ein Bild, und ich beschloß, mich nicht durch irgendeins der andern Tiere von jenen Elefanten ablenken zu lassen. Also baute ich meine Kameras auf, und wir machten es uns gemütlich, während wir warteten, bis die Elefanten ihr Nickerchen beendet hatten und wiederkamen.

Wir saßen stundenlang da, ohne daß es uns jemals langweilig wurde. Weit draußen im Sumpf konnten wir gelegentlich die Bes-

wegungen einer Herde von etwa 80 Büffeln ausmachen. Zwei große Gestalten verließen den Sumpf auf der gegenüberliegenden Seite; mit unsern Gläsern konnten wir deutlich sehen, daß es Flusspferde waren. Vier halbwüchsige Geparde rannten über die Lichtung hinter uns, und in ein paar Minuten folgte ein Nashorn. Niedböcke erschienen dann und wann; wenn sie uns eräugten, flüchteten sie aus unserm Gesichtskreis. Affchen ließen sich von den Bäumen niederfallen und spielten im Grase oder reckten sich auf den Hinterbeinen stehend auf und glogten uns an, ehe sie wieder in die Zweige zurückhüpften.

Ein großer Hornrabe blockte auf einem Baume in der Nähe auf und gab ein klagendes Geträchz zum besten. Geier hockten bucklig reihenweise auf einem langen abgestorbenen Ast, ohne die buntschillernen Papageien im mindesten zu vergrämen, die rasch von Baum zu Baum flogen; deren seltsame biegsame Stimmen wirkten entschieden als angenehmer Gegensatz zu dem krächzenden Hornraben, und ihre gresle Fröhlichkeit stach scharf von dem Gespensterhaften der Geier ab.

So reizvoll dies alles nun auch war, so mochte ich doch keine Aufnahmen machen, um ja nicht die Elefanten bei ihrem Zurückkommen zu verpassen. Endlich sahen wir nach stundenlangem Warten die Elefanten den Standort wechseln und die bleierne Schwere abschütteln, die sie in Bann geschlagen hatte; doch — o Schreck! — sie schuffelten noch tiefer in den Sumpf hinein, bis sie zwischen den Bäumen am andern Ende unsern Blicken entschwanden.

Wir hatten also umsonst gewartet, und es blieb uns nichts weiter übrig, als zum Lager zurückzufahren. Nur Vern und ich waren im Wagen; Vern saß am Steuer; denn ich wollte mit der Kamera gerüstet sein, falls sich mir irgendeine Gelegenheit zu Aufnahmen bot. Vern warf also den Motor an, und wir fuhren los; langsam ging es hin und her, und wir spähten fleißig in die Runde.

Wir verließen den Park, kamen durch eine Ecke des Waldes, streiften den Rand einer Salzpfanne und sichteten am Saum einer großen Gruppe Bäume und Büsche einen stattlichen gemähnten Löwen und eine schöne Löwin. Wir fuhren bis auf 80 Meter heran und hielten; denn der Löwe stand auf, knurrete zornig und äugte uns an, während er die Rute wütend hin und her peitschte.

Wir warteten ein paar Minuten; er beruhigte sich ein wenig; doch als wir wieder zu fahren begannen, geriet er gleich wieder in Harnisch. Wir warteten diesmal ein wenig länger; aber als bei unserm

nächsten Versuch vorzufahren der Löwe ernstlich falsch zu werden und uns annehmen zu wollen schien, da stoppte Vern erneut.

„Los doch!“ flüsterte ich. „Machen Sie voran! Fahren Sie etwa 15 Meter weiter!“

Aber das war Vern gar nicht recht.

„Um Himmels willen, Martin“, wand er ein. „Ich habe doch keine Büchse, und der Löwe sieht recht ungemütlich aus.“

„Fahren Sie nur weiter“, beruhigte ich ihn. „Ich habe hier hinten eine.“

„Ja“, murkte Vern, „und auch eine Kamera. Sie haben ja doch nur Ihre verflühten Bilder im Sinn; mir ist meine Haut lieber!“

Gleichwohl ließ er den Wagen an und war etwa zehn Meter vorgefahren, als der Löwe annahm. Ich kurbelte darauflos, was das Zeug halten wollte, als mir plötzlich beinahe der Boden unter den Füßen weggezogen wurde; denn Vern warf den Wagen in kühnem Schwung herum und gab Vollgas. Mit mächtigem Geschlinger und Geschudel sausten wir dahin, während der Löwe, der offenbar — und schließlich auch ganz mit Recht — meinte, daß er uns verschucht hatte, stehenblieb und nochmals knurrete.

Ein paar hundert Meter raste Vern so dahin. Dann stoppte er und fluchte nicht schlecht.

„Fahren Sie nur allein wieder hin, Sie Duffel“, brummte er. „Aber mich soll der Teufel holen, wenn ich Sie begleite; lieber will ich zum Lager zurück marschieren. Sie sitzen hinten schön geschützt. Aber was zum Donnerwetter fange ich hier vorn in diesem offenen Sitz an?“

Er sagte mir sicherlich ganz gründlich die Meinung; da ich es verdient hatte, konnte ich nicht viel erwidern. Wir nahmen insolge dessen Richtung aufs Lager, und ich stellte fest, daß Vern in der Folgezeit nie mehr seine Büchse dabei ließ.

Von unserm Lager bot der Kilimandscharo einen großartigen Anblick, wenn die Wolken, die so häufig um den Silbergipfel des Berges hingen, sich verzogen und uns den Blick auf den schneegepanzerten Kamm freigaben. Oft wirkte der große weiße Bogen des Felsensdoms wie gänzlich von der Erde abgeschnitten, von der er aufsteigt; er schien wie irgendwelche schöne Wüstenspiegelung hoch in der leuchtenden Luft zu schweben.

Wir beobachteten ihn bei jeder Gelegenheit; als schließlich einmal das Wetter so war, daß wir es uns nicht besser wünschen konnten,

beschlossen wir, einen Rundflug um die Spitze zu unternehmen, die 6030 Meter hoch zum Himmel aufragt. So umfangreich der Kenia ist, noch massiger ist der Kilimandscharo; dieser größere Gebirgsstoß ist dabei auch höher — er ist in der That Afrikas höchster Berg.

Wir flogen leicht ab und schraubten uns rasch empor, bis wir in die Wolken kamen. Mit zunehmender Höhe kletterten wir dann immer langsamer hinauf, bis es mir schien, als sollten wir uns nie zu der klaren Luft darüber hindurchkämpfen. Doch um jedes weitere Meter ringend, brachte Vern schließlich die große Kiste doch über die Wolken, und da lag nun, weiß gleißend im grellen Sonnenglanz, der gewaltige, schneegekrönte Kamm vor uns, während die braunen Felsen unterhalb der Schneefelder düster und dunkel davon abstachen.

Rings um die gewaltige Kuppe breitete sich ein hoher Kragen von Schäfchenwolken, durch den wir geflogen waren. Wir konnten die Ebenen nicht sehen, von denen wir gekommen waren; der Kilimandscharo sah aus wie eine große Insel, die sich aus dem wogenden Wolkenmeer erhob. Selbst über dem Kenia hatte ich nicht einen so überwältigenden Eindruck gehabt; im Bunde mit dem Frohgefühl infolge der Höhe und Kälte ließ er mich wieder einmal so recht die Erhabenheit der Natur empfinden.

Ich wünschte sogleich, über den Gipfel zu fliegen; aber Vern wollte davon nichts wissen. Er kannte besser als ich die Gefahren, die über einer solchen schneegepanzerten Kuppe lauern, wo unwiderstehliche Abwinde als Folge der Kälte der Eisfelder uns leicht in den gewaltigen erkochenen Krater hätten saugen können, der hinter jenen gletscher- und schneebedeckten Wänden lag.

Rund um den mächtigen Felsdom ging unser Flug; so gewaltige Ausmaße hat die große Kuppe, daß wir die Geschwindigkeit unseres Flugzeugs gar nicht spürten. Vielmehr schienen wir manchmal regungslos im Raum zu verharrten — meilenweit über der Erde — Tausende von Kilometern entfernt von der Welt der Menschen —, um uns eine Natur so unberührt von allem, was wir kannten, daß wir unwillkürlich spürten, daß wir dem Schöpfer näher waren.

Weder Vern noch mir war dort oben viel nach Reden zumute, wo wir die wundervolle Schönheit des Berges so dicht zur Seite hatten; selbst als wir lehrtmachten und wieder in die Wolken eintauchten, verspürten wir keine Neigung zum Sprechen. Wir fanden auch nachher, als wir gelandet und wieder einmal im Lager waren, nur mit Mühe

die rechten Worte. Erlebnisse wie ein solcher Flug sind etwas Seltenes in dieser Welt; dabei geht es um Dinge, die sich, wie mir scheint, nur schwer in Worte pressen lassen.

Doch unsere Zeit dort in der Nähe des großen Berges neigte sich dem Ende zu. Osa lag noch immer im Krankenhaus, und eines Tages bekam ich die dringende Aufforderung, sofort hinzukommen. Zwar fand ich sie aufgerichtet im Bette; sie sah so gesund und munter aus wie nur je. Aber in der Nacht vorher war es ihr sehr schlecht gegangen, und selbst die Ärzte machten — mir gegenüber — kein Hehl daraus, daß es vielleicht doch besser wäre, wenn sie in die Pflege der besten Ärzte Englands oder Amerikas käme.

Ganz abgesehen davon aber hatten wir während der anderthalb Jahre, die wir mit unsern Flugzeugen in Afrika gewirrt hatten, ganz wunderbares Glück gehabt. Tausende und aber Tausende Meter Film hatten wir entwickelt; in dieser Sammlung, davon waren wir überzeugt, fand sich Stoff für den besten Afrikafilm, den wir je hatten drehen können. Um ihn aber zurechtzuschneiden, anzubringen und für die Leinwand fertigzumachen, dazu mußten wir nach Amerika zurückfahren.

Ich schaute mir das wundervolle Land an, das unser Lager umgab. Ich blickte noch einmal auf den schneeweißen Kamm des Kilimandscharo. Ich vermochte mich nur schwer loszureißen. Aber schließlich, es mußte sein.

Die Wagen standen bereit, unsere Sachen zurück nach Nairobi zu befördern, als sich unser Flugzeug endlich vom Boden loslöste; doch der Kilimandscharo und die Tiere blieben da. Ich verspürte darüber auf einmal innige Freude; denn die Welt, in die wir nun bald zurück mußten, ist von der Kultur so „verbessert“ worden, daß sie nur noch wenig enthält, was sich mit der Vollkommenheit und Schönheit dieser Wildnis vergleichen kann, die es jetzt zu verlassen galt.

Seimflug

Die eigentliche Arbeit unserer Tierbildreise war getan. Außerdem hatten mir die Ärzte gesagt, Osa schwebe zwar nicht in unmittelbarer Gefahr, doch sei ein Schnitt unvermeidlich; es empfehle sich, mit ihr sobald wie möglich einen Sacharzt aufzusuchen. Das hieß natürlich, daß wir so rasch, wie es nur irgend ging, nach Amerika zurück mußten.

So kam es, daß ich in aller Eile die letzten Streifen meines Films entwickelte und tausend Kleinigkeiten erledigte. Vern überholte das Flugzeug mit ganz besonderer Sorgfalt; er schustete früh und spät. Endlose Frachtladungen wurden verstaут und weggeschickt. Unmengen Film und Platten wurden mit größter Vorsicht gepackt und traten die Reise nach Newyork an.

Aber da nahte eine neue Sorge.

Wir hatten beschlossen, von Nairobi nach England zu fliegen, um von dort mit dem Schiff nach Amerika zu reisen. Zuerst schien das ein schwieriges Unterfangen; denn wenn Osa und ich auch den Führerschein besaßen, so hatte doch keiner von uns die Flugerschaft, die wir für die lange, schwierige Strecke brauchten. Osa war zudem nicht so auf der Höhe, daß sie ein Flugzeug zu führen vermochte, wenn wir es ihr auch als Fluggast ganz behaglich machen konnten.

Vern ist natürlich ein ungemein tüchtiger Flugzeugführer, aber unsere zweite Maschine brauchte ebenfalls einen. Da hörten wir denn, daß ein Freund von uns, ein erfahrener Flieger, Mostert mit Namen, mit seiner Frau nach England heimreisen wollte. Als wir das in Erfahrung gebracht hatten, setzten wir uns schnell mit ihm ins Benehmen. Er und seine Frau sollten unsere kleinere Maschine nehmen; auf diese Weise hatten sie ihre Reise nach London, während wir aus ihrer Erfahrung Nutzen ziehen konnten; denn Mostert war die Strecke bereits geflogen.

Die größte Sorge war also behoben; wir mußten uns nur noch entscheiden, was wir mit unsern Tieren anfangen wollten. Wir hatten

einen schönen zahmen Leoparden, Osa vier junge Tschitas, Toto Temba, ein Elefantentälbchen, und eine sehr gelehrige und anhängliche Hyäne. Diese Hyäne bedarf wohl mehr als die andern Vierbeiner eines Wortes der Erklärung; gelten doch diese Tiere im allgemeinen als recht abstoßend. Dies eine aber bildete eine rühmliche Ausnahme. Es war völlig ohne den kennzeichnenden scheußlichen Hyänengeruch; dagegen hatte es viel von einem treuen Hund.

Dieser Tierpark bereitete uns eine Zeitlang rechte Kopfschmerzen; aber Helen Joyce, meine Sekretärin, erklärte sich bereit, ihre Reise nach Amerika zu betreuen. Natürlich benötigte sie Hilfe; wir gaben ihr daher einen Meruboy namens Twarugoji als Tierpfleger mit. So beschafften wir uns denn die erforderlichen Genehmigungen von den Beamten des Keniagebiets für den Jungen und die Tiere; auch allerhand Altentram hatten wir alles mit den ostafrikanischen und amerikanischen Behörden ins reine gebracht, Reisegelegenheit von Ostafrika nach Newyork für Miß Joyce, Twarugoji und die Tiere gefunden und waren nun bereit zum Abflug mit unsern Maschinen. Mit Wah, unserm Gibbon, und Sykfi, Vern Carstens Affchen, sollte es nun zunächst nach London gehen.

Im größeren der beiden Flugzeuge richteten wir für Osa ein Bett her, wir umgaben sie mit Kissen und legten ihr so viele unter, daß sie bequem aus dem Fenster sehen konnte; nach manchem Lebewohl flogen wir dann ab, dippten vor unsern winkenden Freunden die Flügel und nahmen Kurs nach Agypten. Wir waren wohl froh, daß es endlich losging und daß Amerika vor uns lag; aber Ostafrika war uns nun schon lange Heimat geworden, und es tat uns leid, unsere Freunde in dem Städtchen am Wildrevier zu verlassen — dem reizvollsten Städtchen, wie mir scheint, auf der ganzen Welt.

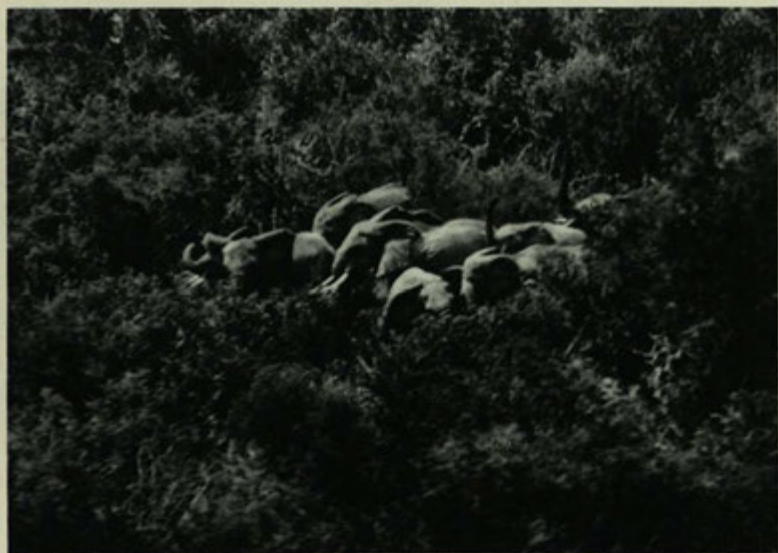
Unser Flug ging über das Kidongtal; da gerieten wir mitten in schweres Gewölk, das sich rings um uns zusammenballte. Vern kreiste und wand sich hin und her, kroch durch Löcher und kurvte immer wieder. Aber schließlich kletterten wir höher, die Wolken blieben unter uns, und nun nahmen wir Kurs nach Tororo in Uganda, wo wir eine Zwischenlandung machten, um zu tanken. Wir aßen dort auch zu Mittag und flogen dann weiter nach Djuba im Sudan.

Wir waren schon stundenlang unterwegs und hatten am späten Abend Djuba immer noch nicht gefunden. Weiter flogen wir mit dem Nil unter uns, ohne zu wissen, wo unser Ziel lag. Auf einmal sah ich vor mir das Dorf Mongalla. Ich erkannte es auf der Stelle und



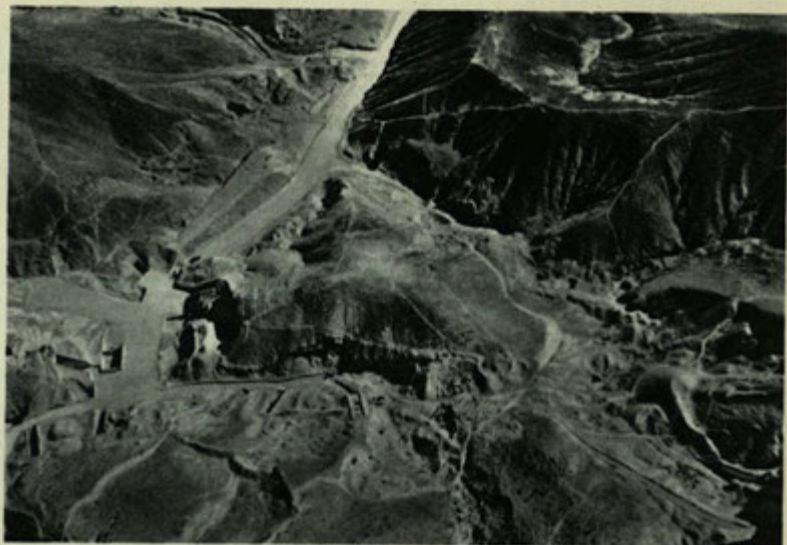
Landung bei den Schwarzen.

Wir landen vor einem Kikuyu-Dorf. Die Eingeborenen hatten gerade getanzt und waren so erschrocken, daß sie versuchten, sich in eine einzige Hütte zu drängen; sie ging aus den Jagen und brach zusammen. Später wurde ihre Neugier so groß, daß wir unsre Not hatten, zu verhindern, daß sie es mit dem Flugzeug genau so machten.



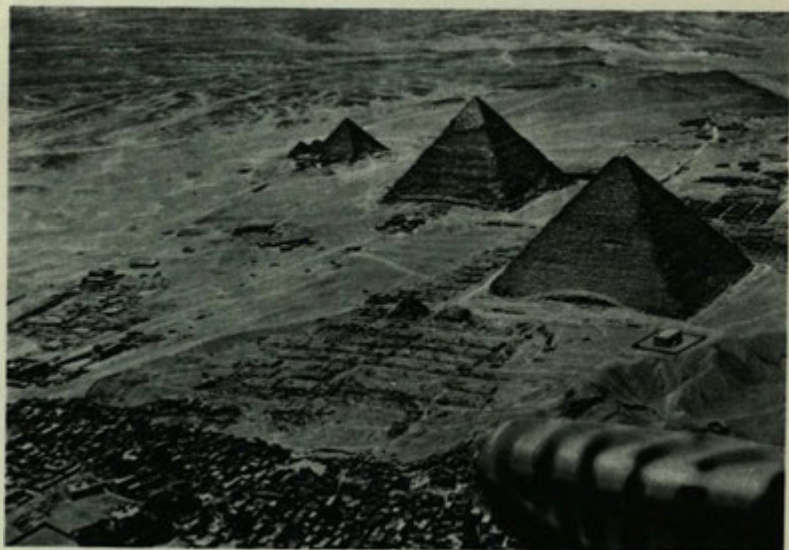
Wandernde Elefantenherde.

Teil einer Herde von hundert Tieren, die wie in der Nähe von Mombasa an der Ostküste von Kenia überflogen. Sie befanden sich auf der Wanderung; bei den dichten Büschen und Bäumen war es nicht leicht, gute Aufnahmen zu machen.



Das Tal der Könige.

Diese Fliegeraufnahme machte ich, als wir Luxor in Ägypten verließen. Es ist ein heisser, öder Ort, und man fragt sich, warum sich die Könige hier bestatten liessen. S. 185.



Über den Pyramiden.

Luftbild der Pyramiden und der Sphinx in Kairo. Dies bedeutete das Ende unsrer Reise, obgleich noch eine große Flugstrecke vor uns lag, westlich längs des Mittelmeers nach Tripolis und Tunis, dann über das Wasser nach Sardinien und Korsika, nach Frankreich und durch Europa nach England. S. 186.

wußte nun, daß wir Djuba überflogen hatten. Es ging also zurück, diesmal ziemlich tief; unterwegs sichteten wir viele Elefantenherden. Es war kurz nach Dunkelwerden, als wir Djuba erreichten und landeten. Herr und Frau Mostert waren natürlich bereits dort und machten sich Sorgen um uns; denn wir hatten schon vor mehreren Stunden eintreffen müssen.

Bei Hellwerden ging es dann weiter; Mosterts im kleineren, langsameren Flugzeug machten sich eine halbe Stunde eher auf als wir; trotzdem erreichten wir Malakal in der schrecklichen Glut des Sudans noch kurz vor ihnen. Wir aßen zu Mittag und tankten; wir waren froh, als wir wieder starteten und die gräßliche Hitze unter uns lassen konnten. In 2500 Meter Höhe fühlten wir uns wieder wohl. Tatsächlich verlangte Osa nach einer Wolldecke, die sie über sich breitete, wie sie so im Bett lag und las, schlief, aus dem Fenster schaute oder mit Wah und Sylkie spielte.

In jener Nacht schliefen wir in Khartum, und ich mußte doch über die Tagesleistung staunen. In zehn Stunden hatten wir eine Strecke bewältigt, zu der wir noch vor wenigen Jahren 17 Tage mit dem Nilboot gebraucht hatten.

Am folgenden Abend machten wir eine Zwischenlandung in Wadi Halfa, wurden vom Regierungsvertreter eingeladen und verloren leider einen unserer Fluggäste. Der arme Sylkie wurde beim Spielen im Hof des Rathauses kurz vor dem Abendbrot von einer Schlange gebissen und ging noch in der Nacht ein.

Am andern Morgen in aller Frühe ging es dann wieder weiter; wir flogen über den Tempel von Abu Simbel, kamen an noch andern Tempeln vorbei, auch an sonstigem alten Getrümmer, umkreisten Luxor und landeten, um die Nacht in einem von Cooks prächtigen Fremdenhöfen zuzubringen. Am andern Tag besuchten wir das Tal der Könige und besonders Tut-ench-Amuns Grab und flogen dann nach noch einer Nacht in Luxor in aller Frühe weiter nach Kairo. Wir umkreisten in geringer Höhe das Tal der Könige, damit ich Laufbildaufnahmen machen konnte; dann ging es stromab; wir kamen dabei über immer neue Trümmer und Tempel, bis wir spät am Nachmittag den Nil hinter uns ließen und hinaus über die schweigende, völlig nackte Einöde der ägyptischen Wüste flogen.

Bislang waren wir dem Nil gefolgt; jetzt aber befanden wir uns über dem glühenden Sande. Die Hitze war fürchterlich; selbst andert-

halb Kilometer über dem Boden war die Luft unerträglich. Vern ging daher noch mehr in die Höhe; aber erst als wir 3000 Meter erreicht hatten, empfanden wir eine gewisse Kühle.

Bei Einbruch der Nacht umkreisten wir die Pyramiden und die Sphinx; wir schauten auf diese ehrwürdigen Heiligtümer nieder, als die untergehende Sonne ihre langen Schatten über die Wüste warf. Noch ein paar Minuten, und wir landeten auf Kairos sandigem Flughafen und ließen uns zu unserm Gasthaus fahren.

Die „Wildnis“ Afrikas lag nun weit hinter uns, doch verklamen wir fast in der Wirnis von Altenwust, durch den wir uns hindurchwinden mußten. Wir blieben eine Woche in Kairo, während wir die knifflige Aufgabe lösten, die notwendigen Erlaubnisscheine zum Überfliegen der italienischen und französischen Kolonien in Nordafrika zu bekommen. Man bedeutete uns, wir müßten unsere Kameras versiegeln; denn unser Kurs führte an gewissen Befestigungen vorbei, von denen keinesfalls Aufnahmen gemacht werden durften (wir hätten ja sonst vielleicht die betreffenden Bilder der Regierung der Vereinigten Staaten überreicht, und sie hätte sie möglicherweise benutzt, wenn die amerikanische Flotte auszieht, diese ganze Gegend einzufassen).

Es war eine anstrengende Woche, das muß ich schon sagen, aber sie ging vorüber. Als unsere Papiere endlich in Ordnung waren, rollten wir los und verbrachten die erste Nacht in Mersa Matrüh, der letzten Stadt in der Nordwestecke Ägyptens. Hier mußten wir wie an jedem andern Zwischenziel auf der Strecke von Nairobi nach London die üblichen Formblätter ausfüllen und zum tausendstenmal angeben, wo unsere Väter geboren waren, wo wir selber geboren waren, Bürger welches Landes wir waren, und so weiter und so weiter. Aber in Mersa Matrüh war eine Frage denn doch gar zu putzig. Es klingt unglaublich; aber der Himmel ist mein Zeuge, daß man mich doch tatsächlich fragte: „Haben Sie Särge an Bord?“

Ich weiß noch, daß es zum Abendbrot eine Wassermelone gab. Die Wüste kam unmittelbar zum Mittelländischen Meer heran, so daß kaum Platz für das Städtchen blieb; aber die Wassermelone war da, und sie schmeckte ganz köstlich. Sie war in der Tat so lecker, daß ich mir noch eine größere kaufte, die ich am andern Tag im Flugzeug verspeisen wollte. Aber die Wassermelone zum Abendbrot konnte mich doch nicht für die Rücken in der Nacht entschädigen. Sie waren einfach fürchterlich, und das Gasthaus besaß keine Netze.

Am nächsten Morgen flogen wir, striemenbedeckt und hohläugig infolge der schlaflosen Nacht, erneut ab; unser Kurs führte über die Wüste mit ihrer drückenden Hitze. Vern brachte uns natürlich in die Höhe, damit wir es einigermaßen kühl hatten; als er aber in Bengasi niederging, kam es uns vor, als ob man uns in einen Backofen hineinsteckte.

Gleichwohl schiefen wir uns in Bengasi in der Nacht ordentlich aus, und früh am andern Morgen legten wir die erste Flugstrecke über Wasser zurück; es ging über den Golf von Sidra, eine große Einbuchtung an der libyschen Küste. Fast zwei Stunden lang sahen wir kein Land, während Dampfer und Segelschiffe ständig unter uns vorbeiglitten.

Am Nachmittag landeten wir in Tripolis, wo wir das Vergnügen hatten, mit Marschall Balbo Tee zu trinken, dem großen italienischen Flieger, der die italienischen Flugzeuge über den Atlantik zur Weltausstellung nach Chicago geführt hatte. Er war überaus zuvorkommend, stellte uns seinen Wagen zur Verfügung und bot uns die Hilfe seiner Flieger an. Selbst die übliche Landungsgebühr schenkte er uns; er meinte, er sei in Amerika so gastfreundlich aufgenommen worden, daß er sich freue, amerikanischen Fliegern Gleiches mit Gleichem vergelten zu können.

Tripolis ist ein größeres Bengasi — eine so saubere und schöne Stadt, wie ich sie nur selten gesehen habe. Sie besitzt herrliche Anlagen, die Gebäude sind stattlich, fast jedermann ist gut gekleidet und macht einen wohlhabenden Eindruck, und das blaue Mittelmeer wogte dicht an unser schönes Gasthaus heran. Die Verwaltung sorgte für uns, wie sie nur konnte; selbst Wah bekam ein eigenes Zimmer.

Am andern Tage flogen wir zum zweitenmal über das Meer; die Nacht verbrachten wir in Tunis. Die Stadt erinnert mich etwas an Marseilles — sie ist natürlich französisch; doch als wir an die Stadt herankamen, mußten wir einen recht verzwickten Kurs steuern. Zuerst näherten wir uns der Stadt bis zu einer ganz bestimmten Stelle. Dort mußten wir, so lauteten unsere Anweisungen, wieder in Richtung aufs Meer abdrehen. Als wir dann wieder von der Küste klar gekommen waren, kurvten wir und überflogen die Öffnung der Bucht, machten dann an einem andern Punkt wieder eine Wendung und fanden so zum Flughafen hin. Wer aber in drei Teufels Namen will denn ihr altes Festungswerk eigentlich sehen?

Wir blieben einen Tag in Tunis, um Vern die Möglichkeit zu geben, seine Motoren vor dem langen Flug über das Mittelmeer ordentlich durchzunehmen; aber am Morgen des nächsten Tages rollten wir wieder los. Es war ein herrlicher Tag, und in kürzester Zeit war das Land unsern Blicken entschwunden. Bald darauf aber wurde es diesig, und es dauerte nicht lange, da konnten wir die Kimm nicht mehr sehen. Ich saß gerade am Steuer und war gleich völlig verblüfft. Vern blieb ganz ruhig sitzen und grinste mich an, bis ich so hoffnungslos in der Patsche saß, daß ich ihm das Rad übergeben mußte. Weiter ging unser Flug, ohne einen Wegweiser, der mir geholfen hätte, den rechten Kurs zu finden; da schließlich — mir kam es wie ein Wunder vor — sichteten wir vor uns Cagliari, die Hauptstadt Sardinien, keine anderthalb Kilometer neben unserm Kurs.

Wir landeten auf dem Militärflughafen, wo die Italiener wieder alles taten; um uns behilflich zu sein. Dann nach einem leichten Imbiß starteten wir wieder, überflogen Sardinien der ganzen Länge nach, querten die Meerenge, die die Insel von Korsika trennt, folgten dem schönen Küstenstreif dieser lieblichen Insel, und nach drei weiteren Stunden über dem Meer setzte uns Vern — ein neues Wunder — auf dem Flugplatz von Cannes ab.

Jetzt machte sich das Ewigweibliche geltend; wir blieben den nächsten Tag in Cannes, damit Osa zum Haarkünstler konnte. Am andern Tag aber flogen wir bereits über die prachtvollen Seealpen. Es ist jederzeit eine wundersame Landschaft; wir überflogen sie aber im Juli, wo alles grün und leuchtend war.

Um Mittag zu essen, machten wir eine Zwischenlandung in Lyon, rollten dann wieder los und landeten am Spätnachmittag in Le Bourget. Jetzt waren wir also in Paris, und wieder sprach Osa ein Machtwort. Wir warteten daher zwei Tage, während sie die Kleider erstand, die sie unbedingt haben zu müssen behauptete. Dann erhoben sich die Maschinen Kurs London, wo uns auf dem Flughafen die Schar unserer Freunde begrüßte.

Jetzt gab es kein Zögern mehr. Wir trafen die nötigen Vorbereitungen, unsere Flugzeuge auf S. S. „Manhattan“ nach Newyork zu verfrachten; in Southampton wurden sie also abmontiert, auf dem Deck des großen Schiffs verstaут, und sechs Tage nach unserer Ankunft in England schwammen wir schon auf dem Meer.

Welch ereignisreiche 18 Monate lagen hinter uns! Wir waren an

die 100 000 Kilometer über Afrika und Europa geflogen, ohne einen Unfall, der auch nur im entferntesten erwähnenswert gewesen wäre. Sicher keine schlechte Empfehlung für unsere großartigen Maschinen und ganz sicher auch für Vern Carstens!

Und unsere Bilder! Nie zuvor hatten wir in 20 Jahren Lichtbilderei ungewöhnlichere Filme heimgebracht, und nie hatten wir, solange wir draußen waren, so sorgenfreie Tage verlebt und ein so beschwingtes Gefühl völliger Freiheit verspürt.

Jetzt aber, wo unser Film „Babuna“ hergestellt ist und all die endlosen Einzelheiten, die mit einer solchen Arbeit verknüpft sind, bald erledigt sind, schmieden wir schon wieder neue Pläne. Selbst Wah hofft ohne Zweifel, daß man ihn bald wieder auf Luftsafari mitnimmt. Wir möchten es jedenfalls. Osa war lange ans Krankenbett gefesselt, ist aber jetzt wieder frisch und gesund wie nur je. Unsere Tiere außer Wah sind in den Zoo von St. Louis gekommen; dort kann man sie sich ansehen, wenn man will.

Wir haben schon neue Pläne ausgeheckt, um Borneo aufzusuchen; es locken uns die Elefanten, das scheue Raubohr-Nashorn, die unzähligen Wildtiere der Dschungel und die Kopffäger der Tengerra.

Wenn uns aber auch unsere nächste Reise nach Borneo führt, so bedeutet das nicht, daß Afrika uns nicht mehr lockt; denn das tut es nach wie vor. Wir planen weitere Fahrten dorthin und noch andere nach den übrigen Teilen der Welt. Tatsächlich rechnet mir Osa aus, daß die Safaris, die wir uns ausgedacht haben, 100 Jahre erfordern. Und danach wissen wir noch nicht, was wir vorhaben.

Lichtbildgerät und Jagdausrüstung*

Ich habe mich bereits früher einmal über die Lichtbildnerei in den Tropen und ganz besonders über die Tierbildjagd mit der Kamera daselbst ausgelassen; aber seit damals haben sich die Verhältnisse doch recht gewandelt. Es sind natürlich neue Arten Bildklammern herausgekommen; aber noch wichtiger sind die Fortschritte auf dem Gebiet der sensibilisierten (d. h. die Helligkeiten der verschiedenen Farben möglichst genau wiedergebenden) Emulsionen, auf Grund deren man nun wieder eine neue Art Kameras auf den Markt gebracht hat, die beste Ergebnisse zeitigen. Ich möchte jetzt kurz das Gerät besprechen, das mir für den Anfänger sowohl wie für den fortgeschrittenen Liebhaber, der schon etwas Erfahrung in den gemäßigten Breiten besitzt, als das geeignetste erscheint. Berufslichtbildner brauchen natürlich keinerlei Rat; höchstens können ihnen ein paar Fingerzeige dienlich sein, wenn sie noch keine Erfahrung mit Aufnahmen von Wildtieren haben.

Ich möchte betonen, daß ich das betreffende Lichtbildgerät nicht etwa deshalb empfehle, weil ich mit dem Hersteller irgendwie in geschäftlichen Beziehungen stehe. Ich erhalte auch keinerlei Vergütung. Gewisse Apparate haben mir eben die beste Ausbeute eingebracht und mir gezeigt, welche Art sich am besten für meine ganz besonderen Verwendungszwecke eignet. Ich möchte meine Erfahrungen gern der Allgemeinheit zugänglich machen.

Die Laufbildklammern sind rasch besprochen. Fast jeder Reisende benutzt heute den Schmalfilm; ich habe damit recht gute Erfolge gehabt. Wer die Tiere der Wildnis filmen will, nimmt zweckmäßig Objektive von $7\frac{1}{2}$, $10\frac{1}{2}$ und 15 Zentimeter Brennweite, jedoch keiner größeren als 15 Zentimeter, wenn er nicht schon allerhand von der Lichtbildnerei versteht. Mit einer 16-Millimeter-Kamera und einer

* Als Amerikaner verwendet Martin Johnson Geräte amerikanischer oder englischer Herkunft. Wegen der grundsätzlichen Ausführungen und Erläuterungen dürfte dieser Abschnitt aber auch die deutschen Leser fesseln.

Linse von 15 Zentimeter Brennweite kann man jede Art Wild filmen, wenn man die nötige Geduld hat. Man achte ja darauf, daß man für jede Linse mit über 5 Zentimeter langer Brennweite ein gutes wackel-sicheres Stativ hat, und drehe um Himmels willen die Panoramabilder langsam! Ich habe gesehen, wie so manches gute Panoramabild durch rasches Herumschwenken verdorben wurde; man schwenke also so langsam herum, wie nur möglich, das ist immer das sicherste!

Was die Filmkameras betrifft, so habe ich schöne Erfolge mit der Bell & Howell Silmo und der Eastman Cine-Kodak bekommen. Wer sich's leisten kann, verwende die neue Eastman Cine-Kodak Special. Ich habe gerade einige Versuche mit diesem wundervollen Luxusgerät beendet und kann die Kamera nur empfehlen. Sie leistet alles, was man von einer berufsmäßigen Filmkamera verlangt — allmähliches Verschwinden des Bildes, Panoramabilder, veränderliche Geschwindigkeit, Überblendung, beliebiges Auswechseln der noch nicht fertigbelichteten Filme durch besondere Filmklammern, Zeitlupe und so fort —, und ist wirklich ein treffliches Stück Präzisionsarbeit.

Wer lieber Normalfilm nimmt, der greife zur 47-Millimeter-Bell & Howell Eymo mit dem Objektiv f 3¼ mit 15 Zentimeter Brennweite. Ich besitze zwölf solcher Filmkameras und benutze sie fast täglich; denn sie bieten den Vorteil, daß sie sich rasch aufbauen und leicht bedienen lassen. Außerdem sind sie für Aufnahmen aus der Luft ganz prächtig geeignet.

Als berufsmäßige Kameras gebrauche ich die Bell & Howell- und die Wall-Tonbildkamera mit Motorantrieb.

Was für eine Art Film man nimmt, hängt davon ab, wie weit man sich ins Gelände hinaus begibt. Wer in der Nähe einen Arbeitsraum hat, wo man seine Filme höchstens zwei Monate nach der Belichtung entwickeln lassen kann, der kann Supersensitiv-Panchromatic oder Super-X-Panchromatic verwenden und wunderbare Ergebnisse bekommen; wer aber eine längere Safari unternimmt, die ihn in den feuchten Wald führt, oder wer während der Regenzeit unterwegs ist, der dürfte zweckmäßiger den gewöhnlichen Par-Speed-Orthochromatic benutzen. Mit Supersensitiv-Panchromatic oder Super-X-Panchromatic bekommt man schöne Ergebnisse, wenn die Wetterverhältnisse günstig sind und man bald nach dem Belichten entwickeln kann. Aber mit der langsameren Par-Speed-Orthochromatic-Emulsion kann man bei nassem Wetter oder in feuchten Wäldern allerlei wagen, was man sich

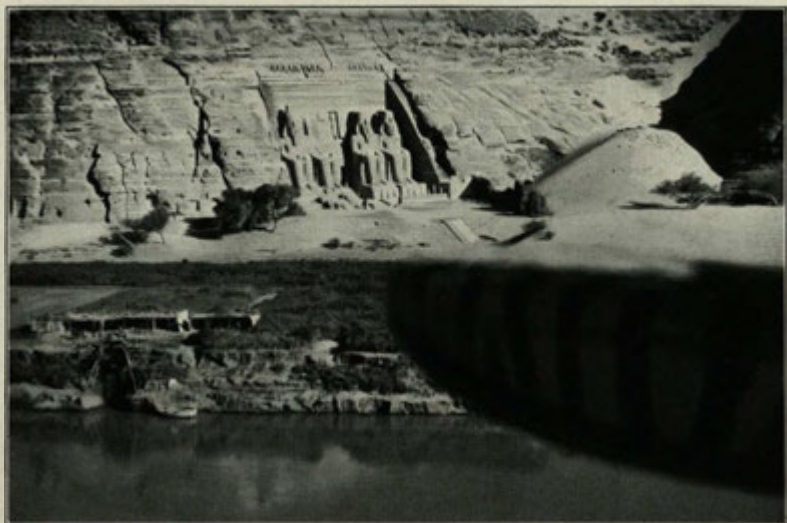
mit den andern Emulsionen kaum gestatten dürfte. Doch was man auch unternimmt, man entscheide sich für eine ganz bestimmte Emulsion und bleibe dabei. In der Großwildgegend bieten sich ganz prächtige Möglichkeiten zu den reizvollsten Bildern, doch sie kommen vielleicht ganz unvermutet. Darum suche man ein gutes Bild zu bekommen und probiere nicht erst lange herum, um vielleicht ein noch besseres zu erhalten; denn die Bewohner des Urwalds geben sich nicht für neue Sitzungen her. Man schnappe sie, wenn man kann.

Die Großwildgegend bietet die herrlichsten Gelegenheiten für Farbenphotographien; gewöhnlich ist auch die Beleuchtung auf der Steppe dafür günstig. Ich wünschte, daß die Schmalfilmlichtbildner nicht so durch Afrika hetzten, wie es die meisten leider tun. Ich kann mir nichts Schöneres oder besser Geeignetes für Farbaufnahmen denken als die Vorgänge, die man vom Dornenversteck an einem Wasserloch zu sehen bekommt. Zeit und Geduld sind freilich nötig. Die Landschaft um eine solche Wasserstelle liegt zumeist abseits von der großen Straße. Das Errichten von Schirmen und das Warten, bis sich das Wild an sie gewöhnt, erfordern geraume Zeit, aber die Ergebnisse sind ganz wunderbar. Man stelle sich nur die Zebras, Giraffen, Strauße und die ganze Stufenleiter der Antilopen farbig vor!

Eben ist in der Farbenphotographie wieder etwas Neues herausgekommen, das sogenannte Kodachrom. Wer Kodachrom verwendet, braucht weder bei der Aufnahme noch bei der Wiedergabe ein Farbenfilter; man kann vielmehr mit derselben Leichtigkeit und unter denselben Verhältnissen arbeiten wie mit schwarzweiß; nur muß der Kameramann beachten, daß Kodachrom die nächstgrößere Blendenöffnung verlangt, als sie panchromatische Filme erheischen. Das bedeutet, daß der Film bei jeder Kamera mit 30-Meter-Filmstreifen verwandt werden kann, ohne Rücksicht auf die Linsenausstattung, so daß sich der Farbenphotographie ein gänzlich neues Feld eröffnet.

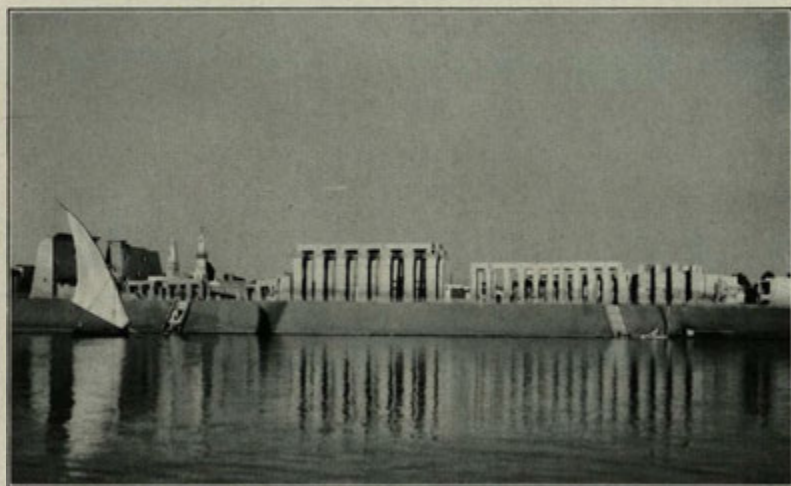
Nun zu den Stehbildkameras. Man nehme unbedingt einen Rollfilmkodak mit und vergesse auch nicht die Vorsatzlinse für Nahaufnahmen von Eingeborenen.

Kleinkameras. Ich persönlich gebrauche nie eine kleinere Kamera als 6×6 , wemgleich es meine Freunde anders halten. Draußen in Nairobi hatte ich einen vollständigen Werkraum zur Verfügung und habe für meine Freunde manche Rolle Kleinfilm entwickelt (mit Kleinfilm meine ich jedes Negativ $4 \times 6\frac{1}{2}$ oder darunter). Ich fand, daß



Altägyptische Tempel.

Die Tempel von Abu Simbel waren von der Luft aus herrlich anzuschauen. Stunde um Stunde schwebten wir über solchen Ruinen einer dahingegangenen Kultur. S. 184.



Tempel am Nil.

Diese alten Tempel stehen am Nil, — in Luror, einem gemächlichen, verschlafenen und höchst reizvollen Ort. S. 185.



Ansiht von Luxor.

Ehe ich diese Aufnahme machte, flogen wir in 2500 Meter Höhe, wo es kühl war. Als wir für die Aufnahme heruntergingen, konnten wir spüren, wie sich die drückend heiße Luft in die Flugzeuge hineinschob. S. 185.

sich nur ein ganz geringer Teil ihrer Bilder zum Vergrößern eignete; weil diese Kleinkameras aber 30 oder noch mehr Belichtungen nach jedem Laden ermöglichen und die Kosten erheblich niedriger sind, kann der Besitzer so viele Negative machen, daß er ordentlich herumprobieren kann und doch immer noch ein gutes Teil brauchbare Bilder hat.

Als Berufsfotograph bin ich vielleicht gegen die Kleinkameras etwas voreingenommen. Ich kann sie einfach nicht leiden, hauptsächlich darum, weil die Kontaktabdrücke kaum reizvoll sind, wenn das ursprüngliche Bild so klein ist. Man muß sie schon vergrößern, wenn sie Wert erhalten sollen. Wenn das Negativ völlig einwandfrei ist, soweit Motiv, Belichtung und Entwicklung in Frage kommen, dann kann man eine brauchbare Vergrößerung bis 12×18 zuwege bringen; doch darüber hinaus ist die Vergrößerung davon unweigerlich flach. Ich habe zwar einige nette Vergrößerungen 18×24 zu Gesicht bekommen, auf die der Besitzer sehr stolz war. Sie waren aber nur darum brauchbar, weil es sich um besondere Glücksfälle handelte; das heißt, jeder einzelne Umstand war denkbar günstig gewesen. Hätte man dieselben Aufnahmen mit 6×6 oder 6×9 gemacht, dann wären die Kontaktabdrücke reizvoll und die Vergrößerungen 18×24 schmissiger und viel gefälliger gewesen.

Wenn ein Negativ auf ein Vielfaches der ursprünglichen Maße vergrößert wird, dann wird ja auch die Körnung entsprechend mitvergrößert, und wenn auch die neuen „panatomischen“ Emulsionen nur sehr wenig Körnung aufweisen, so sind sie doch nicht frei davon. Nun ist aber ein überbelichtetes Negativ körniger als ein richtig belichtetes; man sieht also, worauf ich hinaus will. Man nehme einmal den gedachten Fall eines Negativs von zwei Zentimeter im Geviert und eines andern von vier Zentimeter im Geviert. Macht man nun von jedem Vergrößerungen von zehn Zentimeter im Geviert, so wird die Körnung auf dem kleineren Negativ genau viermal so stark vergrößert erscheinen wie auf dem größeren; insolgedessen wird die Vergrößerung von dem Vierzentimeternegativ weniger körnig und daher dem Auge wohlgefälliger.

Hier im Amerikanischen Museum für Naturgeschichte, wo ich dies schreibe, finde ich verschiedene dieser Kleinkameras. Dr. Robert Cushman Murphy empfiehlt sie, um Natururkunden zusammenzubekommen. Wie er betont, kann er die Kleinkameras rasch zur Ergänzung seiner sonstigen Naturbilder verwenden. Aber eins muß man sich vor Augen

halten: wenn man ein Kleinnegativ hat, das nicht einwandfrei ist, d. h. wenn es über- oder unterbelichtet ist, kann man einfach keine gefällige Vergrößerung bekommen; wenn man dagegen einen Streifen 6×6 oder größer nimmt und genau so lange belichtet, kann man gute Vergrößerungen von nicht vollkommenen Negativen bekommen. Und ich möchte einmal den sehen, der mitten in den Tropen eine größere Zahl völlig einwandfreie Negative zusammenbekommt, wo die äußeren Verhältnisse derartig schwanken, daß die Belichtungsbedingungen kniffliger sind als sonstwo auf Erden! Darüber kann es nun einmal gar keinen Zweifel geben: je weniger ein Negativ vergrößert zu werden braucht, desto gefälliger ist das Bild. Nochmals betone ich: man suche lieber ein gutes Bild zu bekommen als ein vollkommenes; Afrika ist nicht der Ort zum Herumproben. Das tue man lieber daheim, wo man das Bild noch einmal versuchen kann, wenn es nicht das erstemal glückt. Wer aber in Afrika danebenhaut, darf kaum damit rechnen, daß er dasselbe Bild noch einmal bekommt. Ich möchte meine Bemerkungen zu den Kleinkameras beschließen, indem ich den Mittelweg empfehle. Wer eine solche Kamera besitzt, nehme sie mit, außerdem aber noch eine größere für die wichtigeren Arbeiten.

Jahrelang war meine Lieblingsstehbildkamera eine 13×18 , weil in der ersten Zeit alle Emulsionen körnig waren; aber in den verfloßenen paar Jahren hat man die Körnung derartig verringert, daß ich jetzt mit einem Negativ 9×12 ebensoviel und ebenso tadellos vergrößern kann wie früher mit 13×18 . Auf meinen künftigen Forscherfahrten werde ich ausschließlich diese Größe benutzen.

Man verwende „panatomischen“ Film. Seine Emulsion hält sich gut, ist panchromatisch und besitzt eine so feine Körnung, daß sie bessere Vergrößerungen gewährleistet als jede andere Emulsion.

Eine Kodak eignet sich freilich nicht für Tieraufnahmen auf weite Entfernung. Zu diesem Zweck empfehle ich die Graflex-Revolverkamera Reihe D, die Bilder 9×12 bringt. Mit dem $f_{2,9}$ -Anastigmat ausgestattet, besitzt sie eine bemerkenswerte Helligkeit beim Einstellen. Es ist möglich, bei größter Blende so viel Licht auf die Mattscheibe zu bekommen, daß eine tadellose Einstellung möglich ist. Belichtet man dann noch so kurz wie möglich, so holt man das Äußerste an Schärfe heraus. Diese Linse ist zehnmal so lichtstark wie f_8 und läßt sich eigentlich bei jedem Wetter mit denkbar bestem Erfolg verwenden. Daneben empfehle ich ein 35-Zentimeter- $f_{4,5}$ -Teleobjektiv. Ein solches Gerät

macht Aufnahmen von den Eingeborenen, der Landschaft, dem Wild der Steppe und sämtlichen Tierarten der Wildnis.

Ich habe festgestellt, daß sich für meine Arbeiten der Speed-Graphic-Kameratyp gut eignet, weil sich damit so rasch arbeiten läßt und weil er sämtliche Verwendungsmöglichkeiten zuläßt. Wenngleich diese Kamera nicht den Spiegelreflexvorteil der obenerwähnten Graflex aufweist, so hat sie doch denselben Graflex-Schlitzverschluß; ihre Handlichkeit ist ein weiterer erwünschter Vorzug. Beide erwähnten Kameras ermöglichen das Auswechseln der Linsen und die Verwendung einer Menge von photographischen Emulsionen. Auf meiner nächsten Reise gedenke ich beide in der Größe 9×12 mitzunehmen. Für Aufnahmen von der Luft aus empfehle ich die Solmer Graflex K₂10-Fliegerkamera, die mir für die verschiedensten Zwecke gute Dienste geleistet hat; neben den Aufnahmen von der Luft aus machte ich damit auch viele schöne Bodenaufnahmen.

Eine einzige Gelbscheibe reicht für den unerfahrenen Lichtbildner aus, eine K₁. Sie verlängert die Belichtungszeit nicht allzusehr, ermöglicht einigermaßen tonrichtige Bilder und gibt gute Wolkeneffekte, ohne sie allzustark in Erscheinung treten zu lassen. Fortgeschrittene, die Erfahrung mit einem größeren Satz Gelbscheiben haben, nehmen diesen natürlich mit. Der Durchschnittsliebhaber aber neigt dazu, mit Gelbscheiben verschiedener Stärke ungenau zu belichten.

Noch ein Wort über Belichtungsmesser. Natürlich habe ich sie für den Schmalfilm nie für nötig gehalten, weil das Beachten der Markierungen vorn auf den betreffenden Kameras völlig genügt, um die richtige Belichtung zu gewährleisten. Tatsächlich benutzen aber zahlreiche Liebhaber diese Belichtungsmesser sowohl für Steh- wie für Laufbilder und schwören darauf. Für Nichtberufsphotographen mögen sie schon ganz nützlich sein.

Jedes gute nichtwackelnde Stativ ist geeignet. Es sind jetzt verschiedene Marken im Handel. Ich benutze sie mit Panoramakopf, selbst für meine Stehbildkameras; denn so kann ich in viel kürzerer Zeit einstellen und die richtige Bildwirkung bekommen, als wenn ich Stative ohne Panoramakopf verwende.

Emulsionen, die sich gut halten, braucht man nicht mehr im Gelände zu entwickeln. In Nairobi sind drei gute photographische Geschäfte, ein amerikanisches, ein deutsches und ein englisches, außer verschiedenen Ateliers. Sie arbeiten sämtlich gut, und zwei der erwähnten Firmen lehren auch Schmalfilm um.

Wer Gelegenheit hat, seine Filme von Zeit zu Zeit nach Nairobi zu senden, während er sich im Gelände aufhält, dem rate ich sehr dazu; denn je rascher man seine Negative nach der Belichtung entwickelt, desto brillanter und schmissiger sind sie.

Ich möchte mich nicht weiter über Gewehre oder Safarikleidung oder Lagerausrüstung verbreiten. Man verwende die Büchse, die einem ans Herz gewachsen ist. Wer sehr großes Wild jagt, für den dürfte das englische Kaliber 0,470 oder 0,468 richtig sein; für kleinere Tiere benutze man eine 9,3 oder eine Büchse ähnlichen Kalibers sowie eine Schrotflinte. Wer eigene Gewehre besitzt, nimmt diese mit; andernfalls kann man sie in Nairobi kaufen oder leihen; dort kann man sich auch die besten Munitionsmarken besorgen.

Man wäre töricht, wenn man Safarikleidung von daheim mitnähme. In Nairobi oder fast jeder ost- oder mittelafrikanischen Stadt kann man sich die für das Land geeignetste Kleidung über Nacht anfertigen lassen, und zwar recht preiswert; daselbe gilt für Safarischuhwerk.

Verschiedene Kaufleute in Nairobi stellen ausgezeichnete Zelte und jeglichen Lagerbedarf her. Tatsächlich benötigt man nichts anderes als den Alltagsanzug, den man tragen würde, wenn man sonstwohin reiste. In Nairobi geht man genau so gekleidet wie in London oder Newyork.

In Nairobi sind auch Kameras und Kodaks jeder amerikanischen und europäischen Firma erhältlich; doch empfehle ich, die Kameras von daheim mitzunehmen, da dies ein richtiges Sitzen der Linsen und ähnliches gewährleistet und man so auch unterwegs allmählich mit ihnen vertraut wird. Ich würde auch Filme und Platten von daheim mitnehmen, da man so die Sicherheit hat, frischere Ware zu bekommen. Die Händler in Nairobi müssen eine derartig reiche Auswahl der verschiedensten Größen auf Lager haben, daß sie sich unmöglich einen großen Vorrat von jeder einzelnen hinlegen können, wengleich man die gewöhnlichen Größen ziemlich sicher bekommen dürfte.

Man hat mich oft nach den weißen Jägern für die Safari befragt. Ich kann da keine eindeutige Antwort geben, da das parteiisch scheinen könnte. Man sehe nur zu, daß man sich einen anerkannten weißen Jäger besorgt; es gibt deren in Nairobi zehn oder fünfzehn. Eine ganze Reihe anderer nennen sich zwar weiße Jäger, sind aber keine; ohne rechte Erfahrung, haben sie den Beruf irgendwie als Notbehelf er-

griffen. Ein guter, zuverlässiger und erfahrener weißer Jäger ist sehr wichtig; die richtige Wahl in diesem Punkt kann Erfolg oder Mißerfolg der ganzen Safari bedeuten. Die Jäger kennen die Jahreszeiten und die Stellen, wo sich das Wild zu der Zeit, wo man gerade da ist, am wahrscheinlichsten aufhält (das Wild wandert ja größtenteils mit den Jahreszeiten). Sie haben in ihrem Personal die besten Büchsen-träger, Oberboys, Köche, Träger und so fort. Sie sind glänzende Schützen, die einem im Fall der Gefahr treu zur Seite stehen; sie wissen eine Safari so auszurüsten, daß man das beste Gerät, die beste Verpflegung und dergleichen zur Verfügung hat. Vor allem sind es prächtige Weggenossen; ihre Geschichten am Lagerfeuer machen die Safari zu einer schönen Erinnerung.

Am besten wendet man sich schriftlich an den Sekretär der ostafrikanischen Berufsjägervereinigung, Postfach 881 in Nairobi. Anderes vermittelt das Amt für Wild in Nairobi. Hier erfährt man alle Einzelheiten über Jagdscheine und ähnliches in Uganda und Tanganjika sowie in Kenialand.

Jetzt, wo dies Buch erscheint, rüsten wir — Osa und ich — uns schon zu einem neuen herrlichen Abenteuer; wir hoffen, bald wieder ein Buch und noch bessere und größere Filme von den Tieren und Menschen der Wildnis herauszubringen.



Von Martin Johnson erschienen früher:

Simba

Filmabenteuer in Afrikas Busch und Steppe

Mit 59 Abbildungen und 1 Karte. 4. Auflage. Geheftet M. 4.85, Ganzleinen M. 6.—

Johnsons Glashaus ist die Welt. Seine Schauspieler Völker und Tiere. Afrika gefällt ihm und seiner Frau am besten. Nördlich des Kenia schlagen sie an einem vom Urwald umgebenen, idyllischen See ihr Lager auf. Dem See geben sie den Namen Paradiessee. Von hier aus geht es auf oft wochenlange Märsche, um Großwild zu beschleichen und zu filmen. Auf wenige Meter stehen sie einem alten Elefantenbullen, einem aufgeschreckten Rhinoceros gegenüber. Johnson kurbelt und knipst, seine Frau steht mit schußbereiter Büchse daneben. Und wenn es nottut, wehrt sie mit ihr gut umzugehen. Onu, Zebra, Straffe, Strauß und viele andere Steppenbewohner werden an der Tränke beobachtet und photographiert. Das größte Erlebnis wohl, wie das Ehepaar Johnson in Tanganyika in einem kleinen Tal auf Löwen stößt. Um sie herum sind schließlich fünfzehn Löwen. Sie kurbeln und kurbeln, und als der Filmvorrat zur Neige geht, ziehen sie sich langsam, von den Tieren ganz unbelästigt, wieder zurück. Herrliche und seltene Bilder sind dem Buch beigegeben.

Die Koralle, Berlin

Das Löwenbuch

Afrikantische Abenteuer mit dem König der Tiere

Mit 42 Abbildungen und 1 Karte. Geheftet M. 5.85, Ganzleinen M. 7.20

. . . Was Johnson über seine Begegnung mit Löwen und sonstigem Raubgettier berichtet, läßt manch tieferen Blick in die Tierseele tun . . . Der Löwe ist eben, wenn ihn nicht gerade der Hunger plagt, so mordlustig gar nicht. Er ist, sagt Johnson, ein Gentleman . . . Diese höhere Einstellung zur Kreatur, die sich doch von jeder Sentimentalität freihält, macht uns das Buch so sympathisch.

. . . Johnson erzählt uns diese und andere Abenteuer mehr mit liebenswürdigem Humor und ohne alle Großtuererei. Reich ist die Ausbeute seiner Expedition gewesen. Die Kamera hat gut gearbeitet. Man bedauert nur, daß in dem Buche nicht ein Mehr noch von den Filmaufnahmen wiedergegeben werden konnte: „Es sind die schönsten Tierbilder, die ich je aufgenommen habe“, sagt Johnson mit unverhohlenem Stolz. Das entzückte Auge des Beschauers wird es ihm gern bestätigen . . .

Berliner Börsen-Zeitung

Ausführliche bebilderte Ankündigungen auf Verlangen kostenlos

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

Von Martin Johnson erschienen früher:

Congorilla

Filmabenteuer mit den kleinsten Menschen und den größten Affen

Mit 64 Abbildungen in Kunst- und Kupfertiefdruck sowie 1 Karte
Geheftet M. 6.—, Ganzleinen M. 7.35

Innerhalb des letzten Jahres sind viele Bücher erschienen über Reisen und Reiseabenteuer in fremden Erdteilen. Eines der gelungensten und fesselndsten ist das vorliegende Buch eines Verfassers, der schon mit seinem „Simba“ und dem „Löwenbuch“ von sich reden gemacht hat. Diesmal erzählt er von seinen Fahrten zu den weltabgeschiedenen Gebieten um den Viktoria-See im äquatorialen Afrika, wo Zwergvölker leben, umhegt von weiten Wäldern, in nächster Nachbarschaft riesiger Affenherden. Es sind die bisher unbekanntten Berggorillas, die größten menschenähnlichen Affen. — Man hat von ihnen neuerdings behauptet, sie rauben Frauen und Kinder; Johnson freilich weiß hierüber nichts zu sagen. Das macht: er berichtet nicht Märchen, er „schneidet“ nicht auf, hält sich vielmehr an die Wahrheit, an die nachgeprüfte Wahrheit, die allerdings oft derartig abenteuerlich und unwirklich anmutet, daß sie spannenden Märchen nahezu gleichkommt. Zweck der Reise war das Filmen der kleinsten Menschen und der größten Affen beim Belauschen ihres Tun und Treibens. Wie man sich denken kann: ein nicht leichtes Vorhaben, das aber nach Überwinden großer Mühen und vielfacher Mishelligkeiten gelungen ist. Dadurch kamen in der Filmkamera unvergleichlich lebensechte Bilder aus der Wildnis zustande. Eine Anzahl Ausschnitte findet man in dem Buch, dessen reicher Inhalt hierdurch noch an Anschaulichkeit gewinnt.

Königsberger Allgemeine Zeitung

Mit dem Kurbelkasten bei den Menschenfressern

Mit 24 Abbildungen und 2 Karten. Halbleinen M. 2.50, Ganzleinen M. 3.15

Zwölf Jahre vor Abfassung dieses Buches lernte der Verfasser zum ersten Male die Neuen Hebriden kennen, und seitdem ist sein Denken nicht mehr von ihnen losgekommen. Endlich war es so weit, daß er, von seiner couragierten kleinen Frau begleitet, nach dem Ziel seiner Sehnsucht kam, um dort das Letzte einer verschwindenden primitiven Kultur im Bilde zu retten. Was er unter den bisweilen recht unfreundlichen Menschenfressern erlebte, gibt er in spannenden Schilderungen wieder, die durch den trockenen angelsächsischen Humor doppelt reizvoll werden. Das Buch ist völkertunlich ebenso wertvoll wie als Lektüre für Erwachsene und ältere Jugendliebe interessant. Es zeigt, daß das aufregende Abenteuer auch in unseren Tagen noch nicht ausgestorben ist.

Berliner Tageblatt (Monatsausgabe)

Ausführliche bebilderte Ankündigungen auf Verlangen kostenlos

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

S. H. Brockhaus, Leipzig

